Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Stanford University Libraries
3 6105 117 229 620

MANNUS-BIBLIOTHEK
herausgegeben
von Professor Dr. Gustaf Kossinna
No. 39

Rassenlehre

Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik

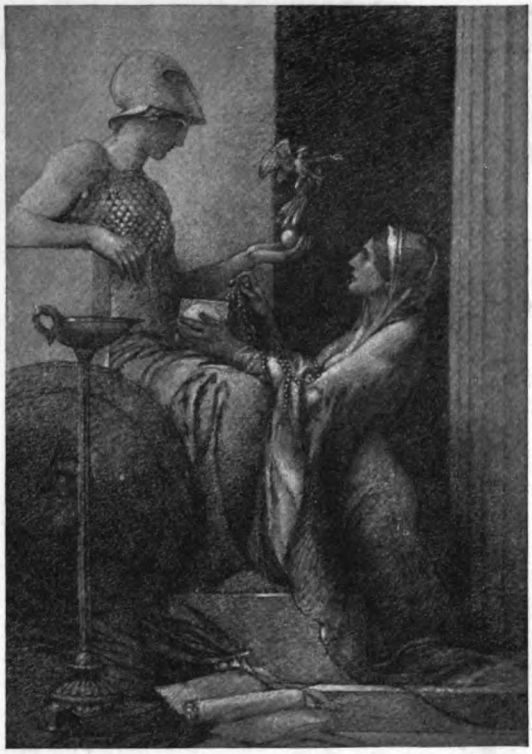
Von

K. F. Wolff

Leipzig
Verlag von Curt Kabitzsch

Digitized by Google

913.43
M285



STANFORD·VNIVERSITY·LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Mannus-Bibliothek
herausgegeben von Professor Dr. Gustaf Kossinna

Nr. 39

Rassenlehre

Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik

Von

K. F. Wolff

„Drei Dinge sind zusammen geboren:
Der Mensch, die Freiheit und das Licht."
(Aus den „Triaden des Bardismus"
[Trioedd Barddas].)

Mit 40 Abbildungen im Text, 16 Tafeln
und 3 mehrfarbigen Karten

STANFORD LIBRARY

1 9 2 7

Leipzig / Verlag von Curt Kabitzsch

Digitized by Google

Sämtliche Rechte, auch das der Übertragung, vorbehalten.

348907

STANFORD LIBRARY

Druck der Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.
Printed in Germany

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
1.	Übersicht	1
2.	Das Hauptkriterium der Rasse	3
3.	Die Drei-Rassen-Lehre und der „Homo Alpinus“	6
4.	Felix v. Luschan	8
5.	Giuseppe Sergi	9
6.	Rudolf Martin	12
7.	Eugen Fischer	13
8.	Die asiatische Trugspiegelung in der Rassenlehre	15
9.	Die Entdeckung von Franz Boas	26
10.	Das Mongoliden-Problem	28
11.	Giuffrida Ruggeri	34
12.	Die Skepsis von Johannes Ranke	35
13.	Walchers Versuche	36
14.	Hans Günther	38
15.	Gustav Kraitschek und die „blonden Mongoliden“	47
16.	Die Polarität der Menschenrassen	51
17.	Die neue Rassensystematik	61
18.	Die Dolichoiden als Dränger und Stürmer	64
19.	Die Brachoiden als Dulder und Bewahrer	67
20.	Die Beständigkeit des Rassenbildes	69
21.	Die angebliche „Einsickerung“	73
22.	Die sog. Umwandlung der Schädelformen	74
23.	Rasse und Sprache	78
24.	Das Ariertum und die Indogermanen	80
25.	Die alt-orientalische Zivilisation	89
26.	Die Sinnenlehre von Gustaf Kossinna	91
27.	Germanentum und Deutschtum	94
28.	Die sog. mittelländische Rasse	97
29.	Die Begriffe „kaukasoid“, „negroid“ und „mongoloid“	101
30.	Die Wilsersche Wellenlehre	102
31.	Die Zweiteilung der Sprachen nach Fritz Hommel	105
32.	Arier und Semiten	107
33.	Arier und Arioide	112
34.	Die Ario-Primitiven	115
35.	Die Rassengliederung der heutigen Europäer	117
36.	Die neolithischen Menschenrassen	118
37.	Die diluvialen Menschenrassen	123
38.	Die Geschichte der Rassen	127
39.	Die Verbreitung der drei Hauptrassen	137
40.	Rassengeist und Weltanschauung	143
41.	Das Grundgesetz von der Geistigkeit des Menschen	144
42.	Christentum und Heliand-Problem	147
43.	Freiheit und Persönlichkeit	159
44.	Die Irrlehre von der „Entnordung“ Deutschlands	161
45.	Die Ausnahmestellung des Einzelnen und der Rassencharakter Goethes	167
46.	Amerika und Madison Grant	171
47.	Die sog. selektive Rassenhygiene	182
48.	Wirtschaft und Bodenreform	208
49.	Deutsche Politik	218
50.	Zusammenfassung	238

Digitized by Google

„Irrtum verläßt uns nie, doch ziehet ein höher Bedürfnis immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan".

Goethe (Vier Jahreszeiten, Herbſt, 52).

Digitized by Google

1. Übersicht.

„Dō sie tō dero hiltiu ritun"
(Da sie zu dem Kampfe ritten).
Hildebrands-Lied.

Als Gobineau, mit wunderbarer Intuition der methodischen Forschung vorauseilend, darauf hingewiesen hatte, daß in der Geschichte und im Völkerleben der Unterschied und Gegensatz zwischen den einzelnen Menschenrassen von ausschlaggebender Bedeutung sei, da war dem Rassengedanken die Bahn gebrochen. Mit wachsender Macht hat er seitdem immer weitere Kreise gezogen und er ist heute zu einem Prinzip geworden, das die Massen zu ergreifen beginnt.

Woltmann und Gumplowicz bedienten sich des neuen Gedankens mit glänzendem Erfolge zur Errichtung eines naturwissenschaftlichen Systems auf den Gebieten der Kulturgeschichte und Soziologie.

Der rassenbiologischen Betrachtungsmethode flossen aus verschiedenen Quellen neue Anregungen zu: in erster Linie von der ihr am nächsten stehenden Disziplin, von der Anthropologie — und hier hat insbesondere Lapouge Vorzügliches geleistet. Dann aber kam auch die Altertums- und Vorgeschichtsforschung in Betracht; auf diesem Gebiete beherrscht Kossinna fast ohne Nebenbuhler das Feld. Das deutsche Nationalbewußtsein suchte und fand in der von Kossinna aufgehellten deutschen Vorgeschichte einen herrlichen Hort. Immer reicher wurde der Strom von Begriffen, die sich aus der Anthropologie und Vorgeschichte zusammenfanden und immer heißer der Wunsch, diese Erkenntnisse für unsere nationalen Bestrebungen und Hochziele auszuwerten. Man faßte das alles unter der Bezeichnung „Rassenlehre" zusammen, ohne sich ganz klar darüber zu sein, daß diese neue Lehre eine Reihe selbständiger Wissensgebiete umfaßte, nämlich: Anthropologie, Altertumskunde, politische und Kulturgeschichte, Volkspflege, Ethik usw. Dieser Charakter der Rassenlehre als einer wahren Universitas Litterarum drängt in Deutschland (und auch anderwärts) mächtig zur Entwicklung einer neuen Weltanschauung, die aus dem nationalen Gedanken und aus dem (jenem übergeordneten) Rassegefühl gleichsam als etwas Bodenständiges, Blutmäßiges, Organisches hervorwachsen soll.

Man wird diesem Streben die Anerkennung nicht versagen dürfen; es entspringt einer gewissen Verinnerlichung und Vergeistigung des nationalen Gedankens. Hand in Hand mit der Entstehung der Nationalstaaten und mit dem Ruf nach Selbstbestimmungsrecht geht ein Sehnen nach Erkennung, nach Vertiefung, nach Verankerung des eigenen völkischen Wesens. Man kann nun dabei dem Gefühle folgen und das Richtige treffen (d. h. das, was dem eigenen Volkstum und der ganzen Menschheit frommt), man kann aber

Digitized by Google

auch lebensfremde Methoden und sterile Voraussetzungslosigkeit für die Hauptsachen halten und sich damit in eine Sackgasse verrennen. So erging es den deutschen Vertretern der Rassenlehre, als sie anfingen aus ihrem wissenschaftlichen System nationale und politische Folgerungen zu ziehen. Nicht die Erkenntnis, was Deutschtum sei und was dem Deutschtum nützen könne, war das Ergebnis ihrer Forschungen, sondern das Hinneigen zu einem neugeschaffenen rassenpolitischen Begriffe abstraktester Art: zu einer nordischen Internationale. Anstatt das Deutschtum zu festigen, drohen sie es zu sprengen, denn sie erschüttern die zwei Grundpfeiler der Nation und des Nationalstaats: zunächst das Gefühl der blutmäßigen Zusammengehörigkeit, dann aber auch den demokratischen Gedanken.

Der Führer in dieser Richtung ist heute Günther mit seinen beiden Schriften „Rassenkunde des deutschen Volkes" und „Der nordische Gedanke".

Wir werden uns nun fragen müssen, wieso die deutsche Rassenforschung auf so falsche Wege kommen konnte. Sie ging von wissenschaftlichen Ergebnissen oder, richtiger ausgedrückt, von dem zeitgemäßen Stande der Wissenschaft aus. Die Hauptstütze der Rassenlehre bildet aber die Anthropologie und diese ist eine noch ganz unfertige, zum Teil sogar auf irrigen Bahnen sich bewegende Disziplin. Hier liegen die Fehlerquellen. Der Auseinandersetzung mit der Günther'schen Richtung muß daher zunächst eine Auseinandersetzung mit der Anthropologie vorangehen.

Die Anthropologie mit ihrem Längen-Breiten-Index hat nicht nur das deutsche Volk, sondern auch die Arier auseinandergerissen und die Rassenforschung verwirrt. Wer hier Ordnung machen will, der muß zunächst daran gehen, das alte Dogma zu zerstören, wonach der Längen-Breiten-Index ein Hauptkriterium der Rasse sein soll.

Ich habe das in dieser Schrift versucht und mich daher mit den Ansichten der anthropologischen Autoritäten eingehend beschäftigen müssen. Der erste Teil meiner Schrift besteht aus kritischen Betrachtungen über anthropologische Spezialfragen, der zweite Teil entwickelt die sich ergebende neue Systematik, der dritte Teil führt zu den Folgerungen auf nationalem, politischem und ethischem Gebiet.

Jedem, dem die bisher in der Rassenlehre geltenden Methoden und Anschauungen nur halbwegs bekannt sind, wird es klar sein, daß ich einen vollständigen Umsturz anstrebe. Aber dieser Umsturz ist notwendig, wenn wir aus dem dürren Labyrinth der Index-Kraniologie auf die Flur des Lebens zurückkehren wollen. Es wird uns dann leichter werden, die Probleme der Rassenlehre mit Unbefangenheit zu betrachten und ihrer Lösung näher zu kommen. Dann wird die Rassenlehre sich auch geeignet erweisen, auf die deutsche Geistigkeit befruchtend einzuwirken; sie wird uns helfen, das Gefüge unseres Volksganzen zu festigen, sie wird uns die große symbiotische Harmonie beleuchten, die zwischen Volk und Nachbarvolk und zwischen Rasse und Menschheit waltet, sie wird uns die neuen Hochziele zeigen, denen Deutschland nach der furchtbaren Prüfung der letzten Jahre unbewußt entgegenreift.

Wenn ich nun diese Schrift verfaßte, so geschah es in der Sehnsucht und Hoffnung, die Rassenlehre von ihren schwersten Irrtümern befreien zu können, sie dadurch zu einem Hebel wirklicher Erkenntnis zu machen und so die Grundlagen für eine neue Weltanschauung zu schaffen, jene Weltanschauung, die wir notwendig brauchen, um national und rassenbewußt zu sein, zugleich aber auch der Menschheit zu dienen.

Digitized by Google

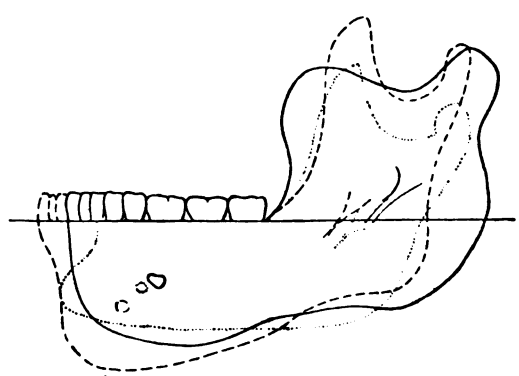
Und am Ende dieses ersten Abschnitts, bevor ich zur Erörterung anthropologischer Probleme schreite, erinnere ich mich der Worte Darwins, der einst schrieb:

I look with confidence to the future (ich schaue mit Vertrauen in die Zukunft).

2. Das Hauptkriterium der Rasse.

„Wer sich mit der Natur abgibt, versucht die Quadratur des Zirkels".
Goethe.

Seitdem der alte Petrus Camper das Geheimnis der Menschenform durch seinen Gesichtswinkel zu ergründen versucht hatte, ließ man von dem Streben nach exakter Unterscheidung der Menschenrassen nicht mehr ab — man suchte nach dem Hauptkriterium der Rasse. Ein unermüdlicher Forscher auf diesem Gebiete war Johann Blumenbach, der Göttinger Naturforscher, der das menschliche Kranium schon fast in moderner Weise zu betrachten und zu beurteilen pflegte. Von ihm zur Kraniometrie bedurfte



Profilprojektion des Unterkiefers von Mauer (Homo Heidelbergensis), eines Negers (- - - - - - - -) und eines Europäers (. . . . .). — Nach Schoetensack.

es nur noch eines Schrittes. Diesen Schritt machte Anders Retzius im Jahre 1840[1]). Indem er das Kranium in die Norma verticalis brachte und die Breite mit der Länge verglich, gelangte er auf exaktem, mathematischem Wege zu einer Verhältniszahl, dem sog. Längen-Breiten-Index[2]).

[1]) A. Retzius: „Om Formen af Nordboarnes Cranier". Förhandlingar ved de Skandin. Naturforsk. tredje Möte i Stockholm. 1842.

[2]) Die Norma verticalis zeigt an, daß man den Schädel von oben betrachten müsse. Alsdann wird die Länge in der Richtung von der Stirn zum Hinterkopfe, die Breite in der Richtung von Ohr zu Ohr gemessen. Der Längen-Breiten-Index aber ist das Verhältnis der Breite zur Länge, ausgedrückt in Prozenten. Ein Längen-Breiten-Index von 80 will besagen, daß sich die Breite des betreffenden Schädels zu seiner Länge verhalte, wie 80 zu 100. Die gewöhnlichsten Längen-Breiten-Indizes liegen zwischen 80 und 82. Köpfe mit höheren Indizes werden als brachykephal, solche mit niedrigeren Indizes als dolichokephal bezeichnet; beim Skelett sagt man brachykran und dolichokran. Allgemein gehaltene Bezeichnungen sind brachoid und dolichoid. Die deutschen Bezeichnungen „rundköpfig" oder „kurzköpfig" für „brachoid" und „langköpfig" für „dolichoid" wirken leicht verwirrend; sie sind daher in dieser Schrift vermieden worden.

Digitized by Google

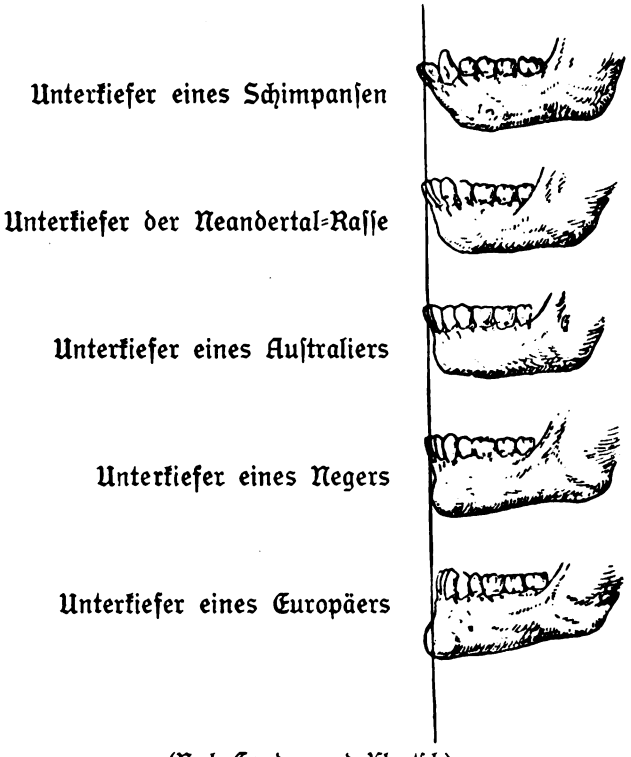
Die einfache Methode und das klare, unanfechtbare Ergebnis wirkten bestechend, ja geradezu blendend. Retzius ging sehr vorsichtig zu Werke; er gab für die Dolichokephalie und Brachykephalie keine festen Grenzen an, auch legte er besondern Nachdruck auf die Feststellung der Prognathie und Orthognathie, offenbar weil er selbst fühlte, daß es mit dem Längen-Breiten-Index nicht getan sei. Aber seine Nachfolger vergaßen diese Zurückhaltung. Sie errichteten auf Grund des Einen Gedankens, den Retzius ihnen gegeben hatte, ein ungeheueres System von Indizes und glaubten die Charaktere des Lebens durch starre Formeln und Ziffern mathematisch ausdrücken zu können. Immer verwickelter wurde die Kraniometrie, immer unklarer das anthropologische Ergebnis. Mit Recht, aber vergebens begannen große Forscher darüber zu klagen, daß die Anthropologie im Wust der Zahlen zu ersticken drohe. Das Ziel — ein Hauptkriterium der Rasse mittels der Meßinstrumente zu finden und mathematisch auszudrücken — wurde hartnäckig weiter verfolgt. Man fand aber, daß der wertvollste unter all den vielen Indizes, die man zu berechnen gelernt hatte, immer noch der Längen-Breiten-Index von Retzius sei und so ist denn das Ansehen des Längen-Breiten-Index allmählich eher gestiegen als gesunken. Er gilt vielfach als das Hauptkriterium der Rasse.

Will man der Frage auf den Grund gehen, so muß man sich zunächst vergegenwärtigen, daß der Mensch ein Gehirnwesen ist und daß die Unterschiede zwischen den Menschenrassen vor allem im Gehirn liegen werden. Nun ist aber der Bau des Gehirnes viel zu verwickelt und in allen seinen Teilen für unsere Beobachtung und für unsere Instrumente viel zu schwer zugänglich, als daß wir Rassenunterschiede im Gehirn — die sicherlich vorhanden sind — physiologisch klar erfassen und mathematisch ausdrücken könnten. Deshalb wandte man die Betrachtung vorzugsweise der knöchernen Kapsel zu, die ja gewissermaßen der Abdruck des Gehirnes ist. Die Schädeldecke wird durch das pulsierende Gehirn von innen her modelliert und somit gestattet die äußere Form der Schädeldecke unbedingt manchen Rückschluß auf einzelne Teile des Gehirns. So unanfechtbar richtig diese Theorie auch sein mag, in praxi hat sich bald herausgestellt, daß damit nicht weit zu kommen ist; zwar sind die Gehirne aus brachykephalen, dolichokephalen, hypsikephalen und chamäkephalen Schädeln verschieden geformt, oder wenigstens verschieden gelagert, die Frage jedoch, wie man jene Tatsache rassendiagnostisch auswerten solle, bleibt unbeantwortet.

Damit wäre die Kraniologie an einem toten Punkte angelangt. Schließlich müßten wir wieder auf den Camperschen Gesichtswinkel zurückgreifen, um eine spezifisch menschliche Eigenschaft mathematisch erfassen und der vergleichenden Morphologie dienstbar machen zu können.

Es gibt aber außer dem Camperschen Gesichtswinkel noch einige andere spezifisch menschliche Eigenschaften, die sich, wenn nicht gerade in mathematische Formeln bringen, so doch wenigstens graphisch festhalten lassen. Sie sind im Gesichtsprofil vereinigt und ihre Form wird teils direkt, teils indirekt durch die besondere Beschaffenheit des Gehirnes bedingt. Das Gesichtsprofil zeigt uns die Stirne, die Form der Nase, die Stellung der Zähne (bzw. die Beschaffenheit der Lippen) und endlich den Bau des Kinns. Die Stirne kann steil oder fliehend sein, wodurch die mehr oder weniger günstige Entwicklung der Vorderlappen des Großhirns erkennbar wird; daß die Form der Nase nicht nur für die psychologische Bewertung eines Menschen, sondern auch für die Rassendiagnose von größter Bedeutung ist,

Digitized by Google



(Nach Gaudry und Klaatsch).

weiß jeder Laie — man weiß es gleichsam instinktiv; die Stellung der Zähne und die Beschaffenheit der Lippen ist ebenfalls wichtig; die bedeutungsvollste morphologische Spezialität des Menschen aber bildet das Kinn, dessen Entwicklung und rassenmäßige Verschiedenheit wir vom Homo Heidelbergensis bis zum rezenten Nordeuropäer genau verfolgen können. Das Kinn mit seinem komplizierten osteologischen Bau ist gleichsam der somatische Ausdruck der artikulierten Sprache und der Bedeutung der Sprache als einer geistigen Waffe des Individuums im Kampfe mit der sozialen Umwelt. Man könnte daher das Kinn als das morphologische Merkmal der Geistigkeit bezeichnen; es bedeutet nicht nur geistige Fähigkeiten im allgemeinen, wie das Großhirn, sondern es bedeutet differenzierte Geistigkeit.

Die Kurve des Gesichtsprofils gibt einer ganzen Gruppe spezifisch menschlicher Eigenschaften graphischen Ausdruck und wenn sie sich auch nicht mathematisch erfassen läßt, so kommt ihr für die Rassendiagnose doch eine viel größere Bedeutung zu, als dem Längen-Breiten-Index. Jene Kurve wäre daher, trotz aller Mängel, die ihr anhaften, immer noch das brauchbarste, dem Formenreichtum des Lebens am besten entsprechende Kriterium der Rasse [1]).

[1]) Vgl. J. Weninger und H. Pöch „Leitlinien zur Beobachtung der somatischen Merkmale des Kopfes und Gesichtes am Menschen" („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1924, 54. Bd. S. 232—270). — Ferner: Hella Pöch „Beiträge zur Anthropologie der ukrainischen Wolhynier" („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1925, 55. Bd.) mit bemerkenswerten Serien von Gesichtsprofilen.

Digitized by Google

Wie sehr diesem lebendigen Prinzip gegenüber die starre, tote Formel des Längen-Breiten-Index die anthropologische Forschung verwirrt hat, werden wir im folgenden bald erkennen. Dabei soll durchaus nicht behauptet werden, daß der Längen-Breiten-Index wertlos sei; der Wert, welcher ihm tatsächlich zukommt, ist aber ein ganz anderer als jener, den die Kraniologen ihm beilegten.

3. Die Drei-Rassen-Lehre und der Homo Alpinus.

Man ging also daran, mit Hilfe des Längen-Breiten-Index die Menschheit zu klassifizieren. Vor allem sollte der Längen-Breiten-Index in dem undurchdringlichen Chaos der „kaukasischen Rasse" Licht verbreiten und das Rassenbild Europas mit einem Schlag entschleiern. Und wirklich gelangte man schnell zu einem scheinbar klaren Ergebnis. Es zeigte sich, daß im Norden und Süden Europas die Dolichoiden überwiegen, während die Mitte Europas, zumal in ihren gebirgigen Teilen, von einer großen, zusammenhängenden Menge brachykephaler Menschen bewohnt wird. Zwischen den nord- und südeuropäischen Dolichoiden machten sich starke Unterschiede geltend; bei den einen verband sich die lange Schädelform mit hohem Körperwuchs und heller Komplexion, bei den anderen mit mittelgroßem, häufig sogar kleinem Körperwuchs und dunkler Komplexion. Aus dieser Erkenntnis heraus entstand in vollkommen logischer Weise die Drei-Rassen-Lehre mit folgender überraschend einfachen und anscheinend sehr befriedigenden Einteilung der europäischen Menschheit:

Homo Europaeus: der blonde Dolichokephale im Norden,
Homo Mediterraneus: der brünette Dolichokephale im Süden,
Homo Alpinus: der Brachykephale in den mitteleuropäischen Gebirgsländern.

Mit dieser leichtfaßlichen und für die rassenbiologische Beleuchtung der europäischen Geschichte und Kulturgeschichte im großen und ganzen auch wirklich ausreichenden Einteilung arbeiteten lange Zeit fast alle Rassenforscher. Es wäre vollkommen verfehlt, ihnen daraus einen Vorwurf machen zu wollen, denn man muß anerkennen, daß die Drei-Rassen-Lehre ein notwendiger Übergangszustand war. Sie schien sich sogar noch festigen zu können, als Giuseppe Sergi den afrikanischen Ursprung der brünetten, südeuropäischen Dolichoiden verkündete. Sah doch nun alles recht klar und glaubwürdig aus: vom Norden Europas her hatten sich die blonden Dolichoiden bis an die Gebirgsketten ausgebreitet, aus Afrika waren die dunklen Dolichoiden bis zu den Alpen und durch Spanien und Frankreich bis zu den britischen Inseln vorgedrungen; die Brachoiden aber stammten aus — Asien! „Keilförmig" sollten sich diese Asiaten zwischen die beiden großen europäischen Rassen, die nördliche und die südliche, eingeschoben haben. Das mutet alles recht einfach und überzeugend an und da man immer zuerst das einfachere voraussetzen muß, so war methodologisch alles in Ordnung.

Aber bald zeigte sich's, daß mit dem Drei-Rassen-Schema nicht alle Erscheinungen auf europäischem Boden erklärt werden konnten. Otto Reche führte seinen böhmischen „Typus I", Felix v. Luschan seine „Armenoiden" in die bisher so exklusive europäische Rassengesellschaft ein. Alfred Schliz erklärte die brachykephalen Glockenbecher-Leute des 3. vorchristlichen Jahrtausends für ureinheimische Westeuropäer und brachte sie dadurch in Gegensatz zur asiatischen Brachoiden-Theorie.

Digitized by Google

Man untersuchte den Homo Alpinus, der ein reinrassiger Asiate sein sollte, etwas näher und stieß auf allerhand Unstimmigkeiten. Endlich wagte Gustav Kraitschek den befreienden Ausspruch:

„Hält man sich alle diese Umstände vor Augen (nämlich Verschiedenheit im Index, in Größe und Farbe), so ist es klar, daß von einer „alpinen" Rasse in dem Sinne, daß alle Bewohner des betreffenden Gebietes einer Rasse angehören, nicht die Rede sein kann. Was wäre das für eine Rasse, die Blonde und Schwarzhaarige, Blau- und Dunkeläugige, Licht- und Braunhäutige, Dolichokephale und Brachykephale, Leptorhine und Platyrhine, Langgesichtige und Breitgesichtige, Schlanke und Untersetzte umfaßte? Durch eine solche Annahme wäre der Begriff der Rasse überhaupt ad absurdum geführt" [1]).

Der unklare Charakter des Homo Alpinus erhellt auch schon aus der Terminologie, die Ernst Frizzi zusammengestellt hat. Danach gibt es für diesen Elementarbegriff der Rassenkunde Europas folgende Synonyma:

Disentis-Typus (His-Rütimeyer),
sarmatischer Typus (Hölder),
Type celtique (Broca),
Race occidentale (Deniker),
leptoprosoper Brachykephaler (Kollmann),
orthognather Brachykephaler (Retzius),
süddeutscher Brachykephaler (Virchow),
moderne Schädelformen in Südbaden (Ecker),
Arvernian (Beddoe),
Lappanoid (Brunner-Bey),
rundköpfige Rasse (Wilser) [2]).

Allmählich begriff man, daß es ganz unmöglich sei, über die Rassenverhältnisse Europas und Asiens auch nur eine brauchbare Rastvorstellung zu gewinnen, solange der Homo Alpinus ein großes Fragezeichen blieb. So wurde das Problem des Homo Alpinus immer mehr zum Hauptproblem der Anthropologie.

Mit Aufbietung ihres ganzen Rüstzeugs haben die hervorragendsten Fachleute dieses Problem zu lösen versucht; wir werden ihre Ansichten auszugsweise wiedergeben und einander gegenüberstellen, damit sich der Leser selbst ein Urteil bilden könne. Das Facit hat Alfred Ploetz bereits gezogen; er kleidet es in die folgenden bezeichnenden Worte:

„Der Homo Alpinus (einschließlich Dinarier und Armenoide), dessen asiatischer Ursprung und dessen Zugehörigkeit zur asiatischen Varietät durchaus nicht über allen Zweifel erhaben ist und dessen körperliche Eigenschaften nicht einmal übereinstimmend beschrieben werden, ist wegen der Unbestimmtheit seines Ursprungs und körperlichen und geistigen Charakters und seiner doch so großen Bedeutung für die europäischen Gesellschaftsbildungen ein schwer zu fassendes und unsicheres Element." [3]).

---

[1]) Gustav Kraitschek in der Diskussion über einen Vortrag von Carl Toldt (abgedruckt in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1910, 40. Bd., S. 229).

[2]) Ernst Frizzi: „Über den sog. Homo Alpinus" (Korrespondenz-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1907).

[3]) Alfred Ploetz: „Sozialanthropologie" (S. 594) in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie" 1923.

Digitized by Google

4. Felix von Luschan

gehörte zu denjenigen, welche dem Längen-Breiten-Index als Rassenmerkmal eine außerordentlich wichtige Bedeutung beimessen. Bezüglich des Homo Alpinus vertrat Felix v. Luschan die „Armenoiden-Hypothese," wonach eine aus Vorderasien über den Balkan eingewanderte brachykephale Rasse den Grundstock der alpenländischen Brachoiden bilden sollte. In einer Diskussion bemerkte er kurz und klar:

„Man mag über die Herkunft der übrigen Rassenelemente von Europa denken wie man will, die alpine Rasse wird man wohl aus Vorderasien ableiten müssen" [1]).

Auf dem Anthropologen-Kongreß zu Nürnberg im Jahre 1913 hielt Felix v. Luschan einen Vortrag „Über die Beziehungen zwischen der alpinen Bevölkerung und den Vorderasiaten." Dabei entwickelte er folgende Hauptgedanken:

„v. Hölder beschreibt seinen „sarmatischen" Typus als schmalgesichtig und bringt ihn mit den Slawen in Zusammenhang, während er den breiteren „turanischen" Typus auf die Mongoloiden bezieht. In der Tat gibt es neben dem eigentlichen „alpinen" Typus, der sich in den entlegensten Seitentälern von Graubünden, Savoyen, Tirol und sonst ab und zu im Hochgebirge noch in recht großen Prozentzahlen der Gesamtbevölkerung erhalten hat, in Mitteleuropa mindestens noch zwei weitere kurzköpfige Typen. Genau so kann man aber auch in Vorder- und Innerasien mindestens drei verschiedene Formen von Rundköpfen auseinanderhalten, die sicher ursprünglich miteinander verwandt sind, sich aber im Laufe sehr vieler Jahrtausende lokal differenziert haben. Die verschiedenen Typen der Kurzköpfe in Europa und in Asien sind nun einander so ähnlich, daß man gemeinsamen Ursprung für sie annehmen muß. Dabei liegt es nahe, für ihre alten Stammeltern nicht etwa eine europäische, sondern eine asiatische Heimat anzunehmen — schon aus dem Grunde, weil Europa schließlich doch nur eine ganz kleine Halbinsel von Asien ist und weil ganz Vorder- und Mittelasien fast ausschließlich von ausgesprochenen Kurzköpfen bewohnt ist. Selbstverständlich darf nicht etwa an eine nur einmalige Einwanderung von Asiaten in Europa gedacht werden; vielmehr haben solche Wanderungen schon in der frühen Steinzeit, also vor sehr vielen Jahrtausenden begonnen und sind bis in späte historische Zeit fortgesetzt worden."

v. Luschan erwähnte nun die in Griechenland vorkommenden kleinasiatischen Ortsnamen (mit den bekannten Endungen -nth und -essos) und kam dann auf die Variationsbreite zu sprechen:

„Einige Dutzend Arbeiten, wie die eine kürzlich von Michael Reicher in Schwalbes Archiv veröffentlichte, würden sicher genügen, um die Herkunft der mitteleuropäischen Kurzköpfe völlig klarzustellen. Freilich müßten daneben auch die neuesten Untersuchungen über Vererbung und Variation sehr viel mehr berücksichtigt werden, als in der Regel geschieht."

Als Alfred Schliz einwarf, man brauche für unsere Brachykephalen nach keinem anderen Entstehungsorte als Europa zu suchen, entgegnete v. Luschan:

---

[1]) Abgedruckt in der „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrg. 1905, S. 625.

Digitized by Google

La Chapelle und Cro-Magnon.

La Chapelle aux Saints. Ein typischer Vertreter der Neandertal-Rasse. (Nach Joh. Ranke.)

Der sog. Alte von Cro-Magnon. (Nach Joh. Ranke.)

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Links ein Australier, rechts ein Batwa (Typus eines afrikanischen Urwald-Pygmäen). — Beide nach Johannes Ranke.

„Eine selbständige Entstehung kurzköpfiger Typen in Europa und in Nordasien erscheint mir von vornherein nicht zu leicht zu verteidigen. Bis auf weiteres halte ich jedenfalls daran fest, daß es ursprünglich nur einen einzigen kurzköpfigen Zweig der Menschheit gegeben habe und daß dessen Heimat in Asien zu suchen sei. Die Ähnlichkeit zwischen europäischen und vorderasiatischen Kurzköpfen ist so überwältigend, daß es schwer fällt, sie auf bloße Konvergenz zurückzuführen. Wenn wirklich, wie es den Anschein hat, typische Kurzköpfe schon in der paläolithischen Zeit vorkommen, so würde ich aus einer solchen Tatsache immer nur schließen können, daß die von mir angenommenen, sehr vielfachen Einwanderungen kurzköpfiger Menschengruppen aus Asien in Europa schon in jener frühen Zeit begonnen haben. Ich gebe aber gerne zu, daß andere lieber eine Wanderung von West nach Ost annehmen werden und daß wieder andere nur an bloße Konvergenz denken können: keine dieser drei Ansichten kann zur Zeit zwingend bewiesen, keine kann aber auch als ganz unmöglich abgelehnt werden“ [1]).

Felix v. Luschan glaubte also annehmen zu sollen, daß es ursprünglich nur eine einzige brachykephale Menschenrasse gegeben habe; diese hätte sich dann durch Differenzierung in die verschiedenen uns bekannten brachykephalen Gruppen aufgelöst. Danach wären die brachykephalen Mongolen der zentralasiatischen Gebirgsländer nicht nur mit den brachykephalen Albanesen und Oberbayern, sondern auch mit den brachykephalen Pygmäen Afrikas und Luzons verwandt und diese kleinen Negroiden stünden den großen, blonden Oberbayern viel näher, als etwa die großen, blonden Niedersachsen, denn die Niedersachsen sind ja dolichoid. Mit einem Worte: der Längen-Breiten-Index wäre das ausschlaggebende Rassenmerkmal und Körpergröße, Farbe, Haarwuchs, ja selbst die Form der Nase kämen ihm gegenüber nicht in Betracht.

5. Giuseppe Sergi.

Gleich Felix v. Luschan, ja mit fast noch größerer Entschiedenheit vertritt Giuseppe Sergi die Lehre, daß der Längen-Breiten-Index das

[1]) Zitiert nach dem Bericht im „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, Jahrg. 1913, S. 118 u. 119.

Digitized by Google

Hauptkriterium der Rasse sei. Er betrachtet ihn als ein „unzerstörbares Erbteil des Menschen von der Urzeit an“ [1]).

An anderer Stelle präzisierte Sergi seinen Standpunkt genauer, indem er schrieb:

„Man kann die beiden Schädeltypen, den langen und den kurzen, nicht von einander ableiten, sie können daher als spezifische Formen angesprochen werden. Diese letzte Folgerung hat eine große Bedeutung für die Klassifikation der Menschen ..... Calori und Chiarugi haben mit verschiedenen Methoden die Unterschiede und Abweichungen des dolicho- und brachykephalen Gehirns untersucht. Diese Unterschiede bestehen in der Tat nicht nur in der allgemeinen Form des Gehirns, sondern spezieller in der Richtung der Furchen und in den Flächen der Lappen, ein weiterer Beweis der Selbständigkeit der beiden menschlichen Typen ... Die beiden Typen müssen als spezifisch verschieden angesehen werden, ich habe sie daher bei der anthropologischen Anwendung als charakteristische Repräsentanten zweier verschiedener Spezies betrachtet: die species eurafricana mit dem langen Schädel und die species eurasica mit dem kurzen Schädel“ [2]).

In unbeirrbarer Folgerichtigkeit ist daher Sergi so weit gegangen, die kleinen, brünetten südeuropäischen Dolichoiden und die großen, blonden nordeuropäischen Dolichoiden mit einander in genetischen Zusammenhang zu bringen und anzunehmen, daß sie Einer Wurzel entsprossen seien. Und so groß ist das Ansehen, welches der Längen-Breiten-Index genießt, daß auch verschiedene andere Forscher sich dieser Folgerung nicht entziehen zu können glaubten; sie neigen dazu, die Hypothese Sergis gutzuheißen und — bloß wegen der Übereinstimmung im Längen-Breiten-Index — die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen Nord- und Südeuropäern anzunehmen.

Über die Schlüsse, in welchen Sergis Ausführungen gipfeln, ist in der einschlägigen deutschen Literatur nicht viel zu finden. Sergi sagt ausdrücklich:

„Mentre è vero che il tipo di Reihengräber è identico al neolitico dolicocefalo, è erroneo il pensare che esso sia il tipo germanico; esso è anteriore all' avvento del popolo germanico e differentissimo dal vero tipo germanico, che è il brachicefalo [3]).“

(Während der Reihengräber-Typus mit den neolithischen Dolichokephalen identisch ist, wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß dies der germanische Typus sei; er war schon lange vor der Ankunft der Germanen da und unterscheidet sich scharf von dem echten germanischen Typus, welcher brachykephal ist).

„Gli Scandinavi, varietà nordica, nella maggior parte, della specie eurafricana sono prossimi agli Italiani del sud e stranieri d'origine ai Tedeschi, p. e. della Baviera“ [4]).

(Die Skandinavier, die in ihrer Mehrzahl der nordischen Varietät der eurafrikanischen Spezies angehören, sind den Süditalienern nächstverwandt, hingegen verschieden von den Deutschen, z. B. Bayerns).

Sergi hat es auch unternommen, die anthropologische Theorie vom asiatischen Ursprung der europäischen Brachykephalen mit den sprach-

---

[1]) „Zeitschrift für Ethnologie“, 1901, S. 375.

[2]) Giuseppe Sergi: „Die Variationen des menschlichen Schädels und die Klassifikation der Rassen.“ („Archiv für Anthropologie“, 1905, S. 119 u. 120).

[3]) Giuseppe Sergi: „Europa“, Torino, 1908, p. 300.

[4]) Giuseppe Sergi: „Europa“, Torino, 1908, p. 632.

Digitized by Google

wissenschaftlichen Ergebnissen in Einklang zu bringen. Die Brachykephalen sitzen in Mitteleuropa und sprechen indogermanische Sprachen; gerade diese Sprachen aber reichen in ihrer Verbreitung quer durch Vorderasien bis nach Indien. Davon ausgehend schuf nun Sergi seine Lehre vom Rücklauf der indogermanischen Sprachen. Er nimmt an, daß sich das Urindogermanische aus einem selbständigen Zweige der hamito-semitischen Ursprache entwickelt habe und zwar bei den Sumerern, deren Sprache zwischen dem Hamito-Semitischen und dem Turko-Tatarischen gleichsam die Mitte halte, weshalb man sie nie recht habe klassifizieren können. Die Ursumerer seien der Rasse nach Eurafrikaner gewesen, gleich den Semiten, Hamiten und den Bewohnern Italiens und Griechenlands, wie überhaupt sämtlicher Mittelmeer-Länder. Die ursumerische Gruppe habe sich bis nach Indien ausgedehnt und hier sowohl wie auch in Zentralasien die neuentwickelte urindogermanische Sprache verbreitet, die als Indo-Arisch in Indien noch fortlebe. Die Träger dieser Sprache seien Dolichoide, von Westen eingewanderte Eurafrikaner. Es gebe aber in Zentralasien auch Brachykephale, die eine indogermanische Mundart sprächen, z. B. die Tadschik. Diese hätten als echte Asiaten ursprünglich eine asiatische (mongoloide) Mundart gesprochen, später aber von den Eurafrikanern das Urindogermanische übernommen. Bei Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends setzten sich nun diese sprachlich indogermanisierten zentralasiatischen Brachykephalen nach Westen in Bewegung und erreichten Europa in drei großen Wellen, nämlich als Urkelten, Urgermanen und Urslawen. Das Griechische erklärt Sergi für einen „ramo staccato dalla lingua aria slava primitiva" (einen vom Urslawischen abgetrennten Zweig) [1]. Die Verbreiter der indogermanischen Sprachen seien also in Asien dolichoide Eurafrikaner, in Europa brachykephale Asiaten gewesen. Diese Asiaten hätten der eurafrikanischen Urbevölkerung Europas die indogermanischen Sprachen gebracht, die sich überall durchsetzten, nur nicht im äußersten Westen, wo das Baskische den letzten Rest der einst in Europa heimischen urhamitischen Mundarten darstelle.

Die hier kurz wiedergegebene Theorie von Sergi erscheint schon auf den ersten Blick wegen ihres verwickelten Aufbaues unwahrscheinlich; sie leidet aber auch an drei schwachen Stellen, die sofort Anlaß zum Widerspruch bieten:

1. Das Sumerische steht in gar keinem ursprünglichen Zusammenhange mit dem Semitischen;
2. Das Griechische kann sich unmöglich aus dem Urslawischen entwickelt haben;
3. Das Baskische ist nicht mit dem hamitischen, sondern mit dem Kaukasischen verwandt [2].

Trotzdem nennt Sergi seine Theorie „un fatto acquisito e bene accertato da me" (eine von mir festgestellte und gesicherte Tatsache [3]). Das kommt einzig und allein von der alles überragenden Bedeutung, welche Sergi dem Längen-Breiten-Index beimißt. Nur dieser Umstand hat ihn dazu verleitet, die verwickelte Theorie zu ersinnen, die mit der Sprachwissenschaft im Widerspruch steht.

---

[1]) Giuseppe Sergi: „Europa", Torino, 1908, p. 568.

[2]) Heinrich Winkler: „Das Baskische und der vorderasiatisch-mittelländische Völker- und Kulturkreis" (Beilage zum Jahresbericht des Johannes-Gymnasiums zu Breslau. 1909).

[3]) Giuseppe Sergi: „Europa", Torino, 1908, p. 554.

Digitized by Google

Was die Kulturzustände anbelangt, so meint Sergi, die einwandernden asiatischen Brachykephalen hätten keinerlei Neuerungen nach Europa gebracht, sondern die Kultur der Ureinwohner übernommen:

„essi non hanno nulla mutato, ma tutto hanno accettato ..... 'E stata, dunque, una lenta, pacifica infiltrazione da oriente verso occidente" [1]) (sie haben nichts verändert, sondern alles übernommen ..... es war demnach eine langsame und friedliche Durchdringung von Osten gegen Westen).

Diese Auffassung deckt sich also mit der Einsickerungslehre von Hans Günther, die später besprochen werden soll. Der schroffe Gegensatz besteht nur darin, daß Günther in den einwandernden Asiaten die Träger fremder, heute in Mitteleuropa erloschener Sprachen erblickt, während Giuseppe Sergi und ebenso Sigmund Feist [2]) — diese asiatischen Brachykephalen für die Indogermanen halten.

Endlich sei hier noch angegeben, wie sich Giuseppe Sergi die Entstehung des europäischen Brachykephalen — seines Homo eurasicus — denkt. Er schreibt darüber:

„Ha avuto origine dall' incrociamento dell' Homo arcticus con una varietà dell' Homo eurafricanus, cioè con Homo mediterraneus, in Asia; e si è moltiplicato e diffuso in un' area grandissima, assumendo caratteri fissi e persistenti." [3])

(Er hat sich durch Vermischung des Homo arcticus (einer Spezies des Genus Homo asiaticus) mit einer Varietät des Homo eurafricanus, nämlich dem Homo mediterraneus, in Asien gebildet; er vermehrte sich stark und verbreitete sich über ein ungeheueres Gebiet, wobei er bestimmte und dauerhafte Merkmale annahm).

6. Rudolf Martin.

In seinem großen, zusammenfassenden Werke, „Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung, mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden" (Gustav Fischer in Jena, 1914), hat Rudolf Martin auch seine Ansicht über den Längen-Breiten-Index dargelegt; er zeigt sich dabei viel kritischer und zurückhaltender als die übrigen Herren, denn er schreibt:

„Die obige Übersicht lehrt, daß es unrichtig ist, alle Dolichokephalen, resp. brachykephalen Rassen als zusammengehörig und verwandt zu betrachten, wie dies wiederholt geschehen ist (Wilser, Sergi). Der Längen-Breiten-Index ist nur ein Merkmal neben vielen anderen, das genetische Beziehungen anzeigen kann, aber durchaus nicht anzeigen muß." (Seite 677.)

Rudolf Martin betont die größere Schädel-Kapazität und die größere Zähigkeit der Brachykephalen:

„Im allgemeinen ist die Kapazität der Brachykephalen größer als diejenige der Dolichokephalen, weil die Kugel bei kleinster Oberfläche den größten Inhalt hat." (S. 644.)

---

[1]) Giuseppe Sergi: „Europa", Torino, 1908, p. 550.

[2]) Sigmund Feist: „Kultur, Ausbreitung und Herkunft der Indogermanen" Berlin, 1913. (Hiezu vgl. K. F. Wolff, „Die Urheimat der Indogermanen", „Mannus" VI., 1914).

[3]) Giuseppe Sergi: „Europa", Torino, 1908, p. 629, 630.

Digitized by Google

Australisches Mädchen.
Nach Johannes Ranke.

Melanesier. — Nach Hermann Struck und Felix v. Luschan.

„Wie es scheint, ist ganz allgemein gesprochen die Brachykephalie gegenüber der Dolicho- und Mesokephalie dominant, und die Brachykephalen besitzen außerdem eine größere Zähigkeit und Anpassungsfähigkeit als die Dolichokephalen, woraus sich in einfacher Weise die Verdrängung der letzteren und die stetige Zunahme der ersteren in Europa erklären dürfte." S. 688.)

Was die Herkunft der europäischen Brachykephalen anbelangt, so teilt Rudolf Martin die Anschauung Felix v. Luschans:

„Die neolithischen Brachykephalen sind, wie ihre geographische Verbreitung lehrt, aus dem Osten eingewandert, vermutlich aus Südosteuropa oder Vorderasien, eher als aus Zentralasien." (S. 682.)

7. Eugen Fischer

gibt zu, daß die Brachykephalie auch spontan („das heißt ohne von uns erkennbare Ursache") in Europa entstanden sein könne, doch neigt er zu der Auffassung, die europäischen Brachykephalen seien aus zwei Rassen asiatischer Herkunft zusammengesetzt; die eine dieser Rassen bringt er mit den Mongolen, die andere mit den Vorderasiaten in genetischen Zusammenhang. Er bedient sich für diese beiden brachykephalen Rassen der Bezeichnungen „alpine Rasse" und „dinarische Rasse."

Für die alpine Rasse gibt Fischer folgende Charakteristik: braunhaarig, Haar schlicht, Bebartung mäßig, Iris braun bis dunkelbraun, Haut dunkler wie die nordische, Schädel fast kugelig rund (besonders fällt seine Breite auf), Hinterhaupt gewölbt ohne vorzuspringen, Gesicht breit, Kinn spitz, Nase plump und leicht konkav.

Die dinarische Rasse schildert er wie folgt: Haar schwarzbraun, Augen dunkel, Haut auch dunkel, Kopf kurz (aber nicht allzu breit), dabei hoch, das Hinterhaupt auffällig flach, mit senkrecht aufsteigender Kontur, Gesicht sehr lang, Nase stark, leicht konvex, oft in kühnem Bogen; Körpergröße beträchtlich [1]).

[1]) Gekürzt aus Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie, Rassenlehre" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Bd. „Anthropologie", 1923, S. 151 u. 152.

Digitized by Google

Eugen Fischer vermutet, daß nach dem Schwund des Eises in Nordeuropa hier die „nordische Rasse" entstanden sei und fährt fort:

„Am Südrand der ursprünglichen Verbreitung der nordischen Rasse mischte sich wohl auch schon prähistorisch der alpine Mensch zu, dessen Schädel wir als sog. Borreby-Typus in Dänemark und auch in Holland nachweisen können. Ostwärts schlossen sich wohl schon damals die Mongoliden an. Und es erhebt sich die Frage, ob nicht die alpine Rasse ursprünglich einfach der westliche Zweig derselben ist. Es spricht recht viel dafür, aber es wäre wohl unrichtig, so ausgedrückt, daß wir sagen, die Mongoliden sind westwärts in der älteren Steinzeit etwa bis an den atlantischen Ozean vorgerückt, vielmehr dürften die Verhältnisse richtiger so dargestellt sein, daß wir annehmen, gleich bei der Bildung der heutigen Mongoliden, noch ehe sie ihre typischen Merkmale und Sonderbildungen entwickelt hatten, hat sich eine westliche Gruppe abgezweigt. Sie hat infolgedessen bestimmte mongolide Merkmale (Schädelform), dagegen die Form der Augenlider und Augenspalte, den Mongolenfleck und anderes noch nicht. Der nordwestliche Zweig dagegen, die Lappen, besitzen bereits jene Merkmale, sie sind also wohl erst eingewandert, nachdem die Mongoliden wirklich rassenmäßig solche geworden waren. Jene ersten, aus der noch nicht fertig spezialisierten mongoliden Wurzel entstandenen Alpinen, haben also schon in der Eiszeit Europa bewohnt." [1])

Hier ist besonders hervorzuheben, daß Eugen Fischer die Brachykephalie für ein mongolides Merkmal hält, das der mitteleuropäische Homo Alpinus mit besonderer Zähigkeit bewahrt habe. Ganz ähnliche Gedanken sind seinerzeit von Ludwig Woltmann ausgesprochen worden; er sagte, daß „die „alpine" Rasse Mitteleuropas in ihren unvermischten Typen als westliche Abzweigung der Mongolen anzusehen" sei und daß bei den mitteleuropäischen Mischlingen „im brachykephalen Kopf das dauerhafteste Merkmal des ursprünglich mongoloiden Typus sich erhalten" habe [2]).

Diese Auffassung wird erschüttert durch die Tatsache, daß es in Nordchina und Japan viele Millionen dolichoider Menschen gibt, die sonst alle Merkmale der Mongolen tragen. Ferner müssen hier die Eskimo erwähnt werden, die ganz allgemein als mongolid gelten, aber hochgradig dolichokephal sind.

Wir kommen bei Erörterung des Mongoliden-Problems auf dieses Thema noch zurück.

Was die dinarische Rasse anbelangt, so meint Eugen Fischer, daß sie erst viel später nach Europa gekommen sei, als die alpine:

„In der Eiszeit ist sie nicht nachweisbar. Es ist wohl anzunehmen, daß sie um diese Zeit nur in Vorderasien saß. Die ersten Spuren finden wir erst in der jüngeren Steinzeit und dann dürfte sie wohl nochmals in der Bronzezeit sich erheblich ausgebreitet haben. In der jüngeren Steinzeit dürften die äußersten Vorposten in den sog. Rundgräbern Englands ihre Reste hinterlassen haben" [3]).

Auch die Glockenbecher-Leute hält Eugen Fischer für Vertreter der dinarischen Rasse; ebenso meint er, daß der sog. Disentis-Typus dieser Rasse

---

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 2. Aufl., 1923, I., S. 139.

[2]) Ludwig Woltmann: „Politische Anthropologie", Jena, Diederichs, 1903, S. 64 u. 292.

[3]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". München, Lehmann, 2. Aufl., 1923, Bd. I., S. 139.

Digitized by Google

und nicht der von ihm als „alpin" bezeichneten angehöre. Dazu veranlassen ihn zwei Merkmale, die er offenbar ausschließlich der dinarischen Rasse zuschreibt: langes Gesicht und flaches, senkrecht ansteigendes „planoccipitales" Hinterhaupt. Wenn es nun zuträfe, daß alle Menschen, welche jene beiden Merkmale aufweisen, der dinarischen Rasse angehören, so müßte sich diese Rasse (die ja während der Eiszeit nur in Vorderasien gesessen haben soll) im Laufe der neolithischen Zeit bis zum äußersten Westen Europas ausgebreitet und dort zu einem Rassenhorste verdichtet haben, aus dem dann in der Kupferzeit die Glockenbecher-Leute hervorgebrochen wären. Ich werde später zeigen, warum ich eine solche Rassenausbreitung im Neolithikum für unmöglich halte. (Vgl. den 21. Abschnitt: Die angebliche „Einsickerung").

8. Die asiatische Trugspiegelung in der Rassenlehre.

Im Jahre 1913 habe ich im „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" (10. Jahrgang, 6. Heft) die Frage aufgeworfen, ob die sog. alpine Rasse asiatischer Herkunft sein könne und diese Frage verneint. Inzwischen vermochte ich meine Ansicht nicht zu ändern und in Abwandlung des bekannten Titels, den Matthäus Much seiner Arbeit über den autochthonen Charakter der vorgeschichtlichen Kultur Europas gab, spreche ich jetzt von asiatischer Trugspiegelung in der Rassenlehre. Dabei gehe ich von folgenden Tatsachen aus.

1. Die Landstriche an der Wolga und am Kaspisee waren während der Eiszeit und noch lange nachher durch das riesige Aralo-Kaspische Wasserbecken, durch endlose Sumpfgebiete und durch mächtige Urstromtäler so verlegt, daß eine Einwanderung von Asiaten nach Europa schon aus diesem Grunde fast unmöglich erscheint. Mit Recht sagt Walter Scheidt, daß die Wege, die dafür (nämlich für die Einwanderung der Brachykephalen) offen blieben, doch wohl beschränkter seien, als man häufig annehme [1]). Jordanes berichtet, daß eine Hirschkuh den Hunnen den Weg durch die Sümpfe gezeigt habe; diese Sage beweist, wie schwierig es war, einen Weg von Asien nach Europa zu finden.

2. Die Brachykephalie nimmt in Mitteleuropa von Osten nach Westen zu und erreicht ihre höchsten Werte im Jura und in Savoyen. In Rußland ist die Brachykephalie gering. Wäre die Brachykephalie aus Innerasien gekommen, so müßte zunächst Rußland von brachykephalen Menschen überflutet worden sein [2]). Rußland besitzt aber nur ein einziges wirkliches Ausstrahlungszentrum der Brachykephalie, nämlich das Waldai-Gebiet (im Gouvernement Nowgorod); die dortigen Brachykephalen sind jedoch blond

---

[1]) Walter Scheidt: „Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa". München, Lehmann. 1924. S. 87.

[2]) „Unter den verschiedenen Kopfformen ist am häufigsten bei den Russen Subbrachykephalie und zwar der schwache, schon an Mesokephalie grenzende Grad, zu beobachten". (S. A. Balynezky-Birulja: „Der Kopfindex der Slawen, Letto-Littauer u. a. auf Grund von Messungen an russischen Soldaten." „Archiv für Anthropologie", 1907. Bd. 34. S. 319). Auch bei den nichtslawischen Stämmen im Osten und Süden ist starke Brachykephalie durchaus nicht die Regel. Man glaubte früher, daß Ugro-Finnen und Tataren die eigentlichen Träger der Brachykephalie am Ostrande Europas seien; die Messungen haben dies aber nicht bestätigt. So sind z. B. die Ostjaken und Wogulen am Ob und Ural ausgesprochene Dolichoide. Bei Krim-Tataren beträgt der mittlere Index 80, bei Kassimow-Tataren 82,8, bei Kasanschen Tataren 82 usw. Selbst in Hochasien fand sich bei turkestanischen Tataren sogar Dolichokephalie (Waddell: Lhasa and its Mysteries, London, 1905).

Digitized by Google

und überhaupt ganz europäisch in ihrem Habitus, sie können also nicht Mongolen sein.

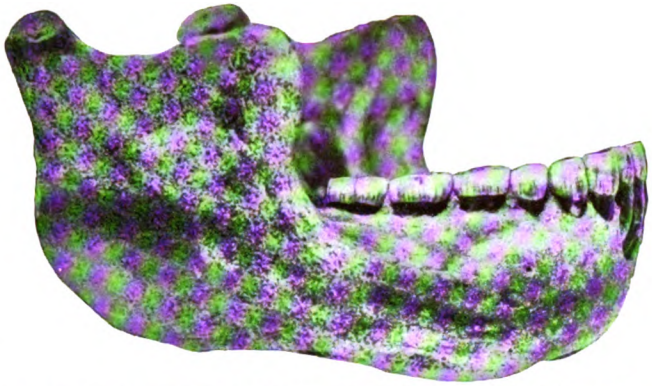
3. Die europäischen Brachykephalen sitzen in offenkundigen Rückzugsgebieten, nämlich in den Gebirgen und Sumpfländern. Das Gerede von dem „Keil", von der „keilförmigen Zone" der Brachykephalie ist somit hinfällig; es ist ein geographisches Zufallsgebilde. Die ganze Verteilung der europäischen Brachykephalen deutet nicht auf eroberndes Vordringen, sondern umgekehrt auf Zurückweichen vor Mächtigeren. Dieses Zurückweichen könnte eine zweite Phase sein, der eine Phase der Ausbreitung vorangegangen wäre. In welche Zeit müßte aber dann diese erste Phase verlegt werden? Gemeiniglich wird angenommen, daß die Brachykephalen erst im Neolithikum und in der Bronzezeit erschienen seien. Das verträgt sich nicht mit der Entwicklung der damaligen Kulturkreise, die keinen großen, ganz Europa durchtobenden, gewaltsamen Einbruch in der Richtung von Osten nach Westen archäologisch erkennen läßt. Auch vermag diese Chronologie nicht zu erklären, wie die Brachykephalen an die norwegische Küste kamen und wie sie in den Westalpen und in der Bretagne so stark werden konnten. Ferner kommt hier noch ein soziologisches Moment in Betracht, von dem später die Rede sein soll.

4. Man will die mitteleuropäische Brachykephalie durch Einwanderungen aus Asien erklären und verweist auf die Hunnen und Magyaren. Ähnliche Einfälle seien auch für die langen Zeiträume der Vorgeschichte anzunehmen und als Reste jener eingedrungenen Asiaten deutet man die mitteleuropäischen Brachykephalen. Diese Hypothese setzt voraus, daß die asiatischen Einwanderer brachykephal gewesen sein müßten. Das ist aber durchaus nicht sicher. Jedenfalls kennen wir keine entsprechenden Gräber und Skelettreste; von den nächsten Sprachverwandten der Magyaren aber (den Ostjaken und Wogulen) wissen wir, daß sie dolichoid sind. Die Voraussetzung, es müßten alle asiatischen Einwanderer brachykephal gewesen sein, hängt also ganz in der Luft. Daß sie aus Gegenden kamen, in welchen es heute Brachykephale gibt, beweist gar nichts, denn wir wissen nicht, ob die Brachykephalen Asiens schon damals so verteilt waren, wie heute.

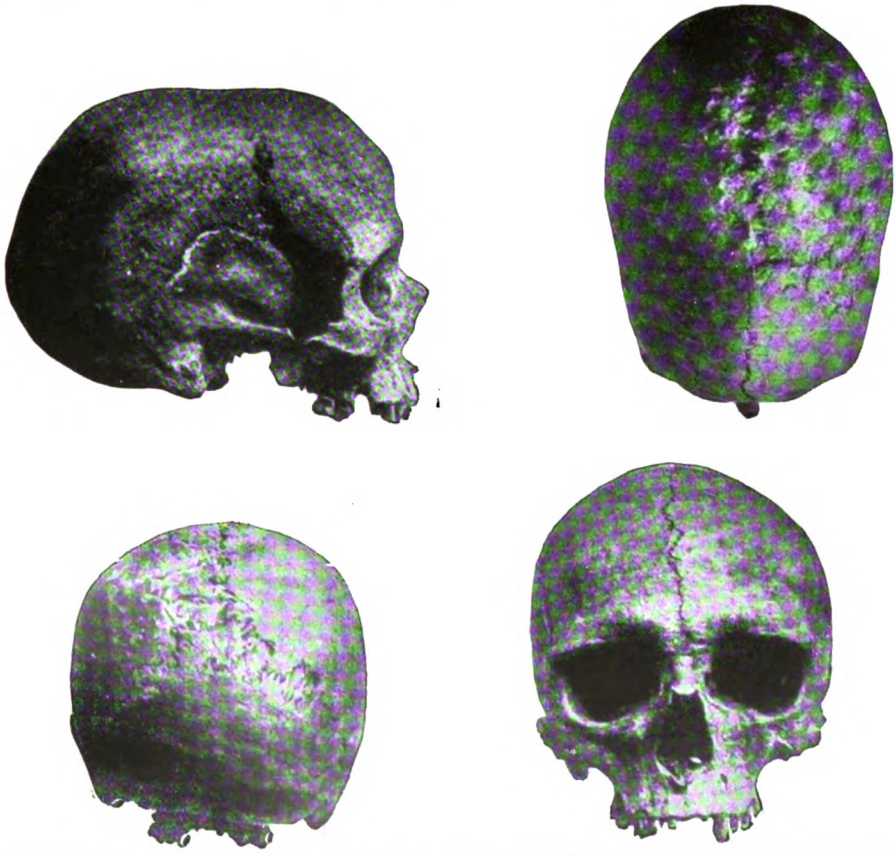
5. Die vorderasiatischen Brachykephalen, die „Armenoiden" Felix v. Luschans, verbreiten sich über den Balkan bis nach Mitteleuropa. Die Behauptung aber, daß der größte Teil der Alpenwohner dieser Rasse angehöre, ist reine Willkür, denn es fehlt ihr die allein verläßliche Grundlage einer statistisch-anthropometrischen Massenaufnahme. Man müßte nachweisen, daß die alpine Bevölkerung in ihrer Mehrheit dinarisch-vorderasiatische Merkmale zeige, nämlich dunkles Haar, dunkle Augen, Hakennase, Hypsibrachykephalie, planoccipitalen Schädel und hohen Körperwuchs. Man müßte ferner nachweisen, daß diese Merkmale die Neigung haben, vereinigt zu erscheinen. So weit ich sehe, ist dies aber bei der Mehrheit der alpinen Bevölkerung nur im Osten der Fall, und zwar im Drau-Tale etwa bis Lienz und von Venetien herauf bis Cortina d'Ampezzo. Alles, was uns manche Autoren von dem massenhaften Vorkommen dinarisch-armenoider Typen in den Tiroler und Schweizer Tälern zu erzählen wissen, sind Phantasien ohne jeden statistischen Halt! — Wenn man vom Osten absieht, dessen Grenzpunkte ich angegeben habe, so gelten nach meinen Beobachtungen folgende Erscheinungen als normal: Alpenbewohner mit Hakennase haben fast ausnahmslos helle Augen und neigen zur Mesokephalie, ja Dolichokephalie; brünette Alpenbewohner neigen im allgemeinen zu flachem und länglichem Schädelbau; hyperbrachykephale Alpenbewohner sind entweder von

Digitized by Google

Mauer-Mandibula und Mysinge.



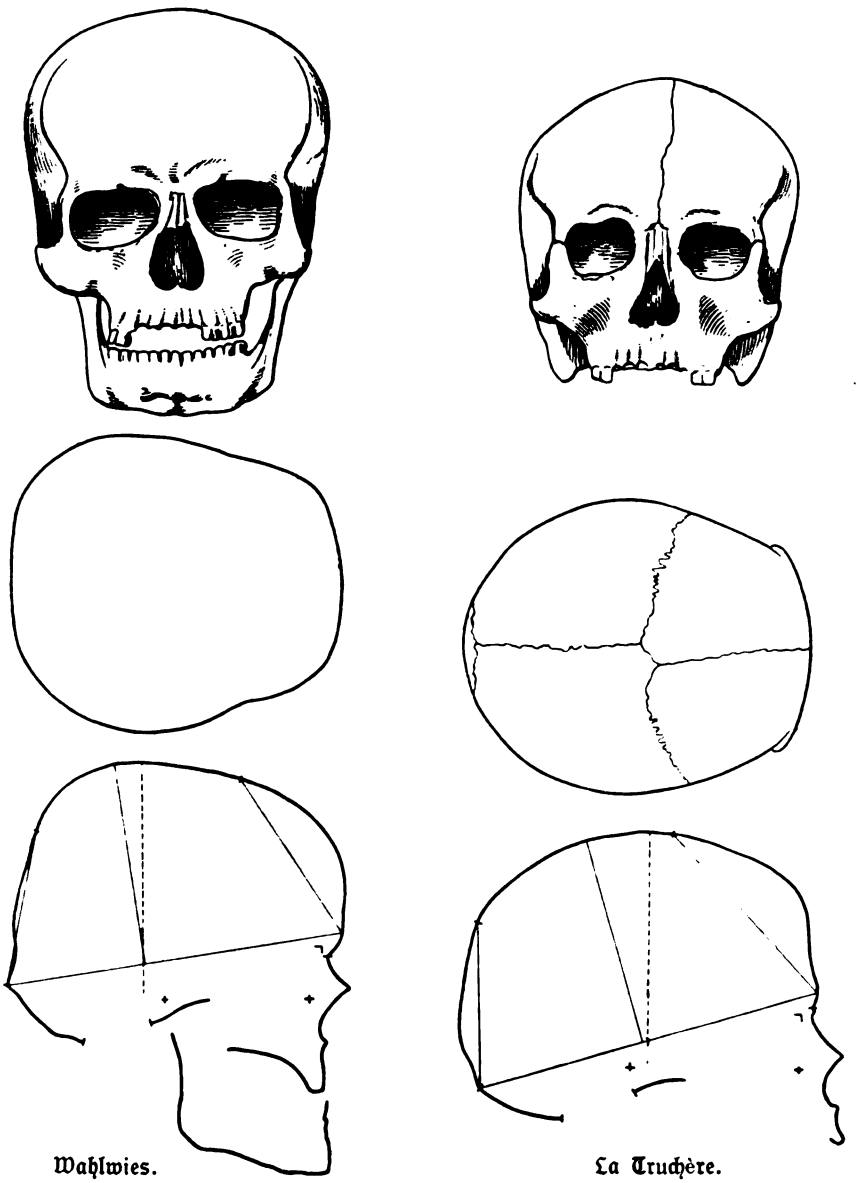
Der älteste bis jetzt gefundene Menschenrest: die sog. Mauer-Mandibula (der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis). Man beachte das Fehlen des Kinnvorsprunges. Die Zähne sind trotzdem echt menschlich. (Nach Joh. Ranke.)



Steinzeitlicher Schädel aus Mysinge auf Öland. (Nach C. M. Fürst und G. Kossinna.) Dieser im Norden viel vertretene Typus wird gerne mit der Cro-Magnon-Form in Verbindung gebracht. Ich lehne das ab und erkläre ihn als eine Merkmalverbindung, entstanden durch Vermischung von Ariern mit Hyperboreern.

Digitized by Google

Digitized by Google



Wahlwies. La Truchère.

Zwei alte brachoide Formen (beide nach Alfred Schliz). Wahlwies gehört der Glockenbecherzeit an (Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends), La Truchère ist älter, wahrscheinlich frühneolithisch. Beide zeigen den brachoiden Schädel mit Schmalgesicht, wie er heute noch am Nordrande der Alpen und im Osten Frankreichs, verbunden mit heller Komplexion, allenthalben vorkommt. Man beachte bei Wahlwies das flache (planoccipitale) Hinterhaupt. Von den Vorderasiaten ist er zu trennen, weil diese ein konvexes Gesichtsprofil und eine fliehende Stirne haben.

Digitized by Google

mittlerer bis hoher Gestalt und haben gerade Nase, blondes Haar und helle Augen oder sie sind kleinwüchsig und haben konkave Nase, dunkles Haar und braune Augen. Gegenteilige Behauptungen werde ich nur gelten lassen, wenn sie statistisch-anthropometrisch gestützt sind. — Die Kleinwüchsigen, Dunklen mit der konkaven Nase entsprächen Eugen Fischers „alpiner Rasse"; sie bilden aber nur eine kleine Minderheit. Die Hauptmenge der Alpenbewohner hat mittelgroße bis hohe Gestalt, blondes bis braunes Haar, helle Augen, gerade Nase, langes Gesicht und hypsibrachykephalen, planoccipitalen Schädel. Es ist dies der „Disentis-Typus" der Schweizer Anthropologen. Wilhelm His schreibt über die Zusammensetzung der schweizerischen Bevölkerung:

„Das Verhältnis scheint nach ungefähren Schätzungen das zu sein, daß auf 100 Köpfe 4—5 gute Sion-Repräsentanten, 20—30 Sion-Disentis-Mischlinge und 65—75 reine Disentis-Köpfe kommen"

und er betont bei der kraniologischen Charakterisierung des Disentis-Schädels ausdrücklich die

„Abflachung des Hinterhauptes und dessen beinahe rechtwinkelige Absetzung gegen den Scheitel und gegen die Schädelbasis„ [1]).

Wenn die Brachykephalie der Alpenbewohner zum größten Teile auf Rechnung der dinarisch-armenoiden Rasse käme und wenn der in der Schweiz so zahlreich vertretene Disentis-Typus mit dieser Rasse identisch wäre, dann müßte dunkle Komplexion mit Hypsikephalie und Hyperbrachykephalie Hand in Hand gehen; das ist aber nicht der Fall. Fritz Zbinden hat sechs schweizerische Bezirke anthropologisch untersucht und dabei gefunden, daß der Bezirk Chur die meisten Brünetten aufweist. Derselbe Bezirk steht in der Brachykephalie an zweiter und in der Hypsikephalie an letzter Stelle; es müssen also viele Brünette da sein, die zur Mesokephalie und Orthokephalie neigen. Mit Recht kommt Zbinden zu dem Schlusse, daß die Churer Bevölkerung nicht einheitlich sei und daß es in der Schweiz zwei brachykephale Rassen gebe [2]). Das könnten nun jene beiden Rassen sein, welche Eugen Fischer als die „alpine" und die „dinarische" bezeichnet. Aber auch diese Vermutung trifft nicht zu, wie sogleich gezeigt werden soll.

6. Ich komme nun zu dem Kriterium der blonden Brachykephalie. Wir sind alle darin einig, daß die Blondheit rezessiv ist; auch Eugen Fischer hat dies wiederholt betont. Dunkel ist über hell dominant; ebenso wird nicht bestritten, daß die Brachykephalie dominant sei [3]). Wäre also die alpenländische Bevölkerung aus der Vermischung von zwei brünetten und brachykephalen asiatischen Rassen (der „alpinen" und der „dinarischen") mit der blonden, dolichokephalen nordeuropäischen Rasse erwachsen, so müßte die überwältigende Mehrheit der Alpenbevölkerung nicht nur brachoid sein (wie sie es tatsächlich ist), sondern auch brünett und die Blondheit könnte fast nur durch die nordeuropäischen Homozygoten (die Reinerbigen, Unvermischten) vertreten sein. Bei diesen Homozygoten müßte sich gleichzeitig mit der Blondheit auch die Dolichokephalie ungestört erhalten haben. Wir

---

[1]) „Crania Helvetica". Sammlung schweizerischer Schädelformen in Gemeinschaft mit Ludwig Rütimeyer, bearbeitet von Wilhelm His. Mit Atlas von 82 Doppeltafeln. Basel und Genf. H. Georgs Verlagsbuchhandlung. 1864. — Verfasser war Wilhelm His.

[2]) Fritz Zbinden: „Beiträge zur Anthropologie der Schweiz". („Archiv für Anthropologie". 1911. Bd. 38).

[3]) Hiezu vergleiche Frets: „On Mendelian Segregation with the Heredity of Headform in Man." (Proc. K. Acad. W. Amsterdam. Vol. 20. 1917).

Digitized by Google

Zwei typische Vorderasiaten oder „Armenoide“ (nach Hermann Struck und Felix v. Luschan). Zu dem ersten bemerkte v. Luschan: „Die Bildung des Gesichtes mit der vorspringenden Nase ist durchaus dieselbe wie auf den ägyptischen Darstellungen der Hethiter in der Schlacht von Kadesch zur Zeit Ramses II.“ (Felix v. Luschan: „Kriegsgefangene“; mit 100 Steinzeichnungen von Hermann Struck; Berlin 1917, S. 98.)

werden aber gleich sehen, daß dies nicht der Fall ist. Zbinden schreibt nämlich ausdrücklich:

„Blauäugige Blonde mit dolichokephaler Kopfform und hohem Körperwuchs finden wir gar keine“ [1]).

Die nordeuropäische Rasse ist also in der Schweiz durch soziale Auslese vernichtet worden. Wahrscheinlich haben die vielen Söldner, welche jahrhundertelang aus der Schweiz in die Fremde zogen, vor allem der nordeuropäischen Rasse angehört. Auch die übrigen Alpenländer haben stets unverhältnismäßig viel Soldaten gestellt. Da nun die nordeuropäische Rasse von jeher zum Kriegsdienste besonders getaugt hat, so wäre es an sich nichts Merkwürdiges, daß sie aus den Alpenländern verschwunden ist. Es wären also in den Alpen nur die homozygotischen Asiaten und die heterozygotischen (d. h. wieder aufspaltenden) Mischlinge verblieben. Da nun sowohl die Brachykephalie als auch die dunkle Haarfarbe dominant sind, so müßte nahezu die ganze alpenländische Bevölkerung nicht nur brachykephal, sondern auch brünett sein. Das trifft aber durchaus nicht zu.

Julius Kollmann fand bei der großen anthropologischen Schulkinder-Aufnahme unter den schweizerischen Schulkindern etwa 50% Blonde. Fritz Zbinden konnte nur 22% nachweisen; weil aber Zbinden Erwachsene untersuchte, so muß damit gerechnet werden, daß bei vielen von diesen die ursprüngliche Blondheit durch Nachdunkeln verschwunden war, was eben auf Rassenmischung hindeutet. In jedem Fall steht fest, daß bei den Schweizern ein blonder Bevölkerungsblock von 22% vorhanden ist und daß weitere 28% aus Blonden und Brünetten gemischt sind. Für Tirol berechnete Ernst Frizzi einen hellfarbigen Bevölkerungsanteil von nicht weniger als 64.6% [2]).

Daraus allein geht schon hervor, daß Blondheit und Brachykephalie sich nicht gegenseitig ausschließen. Es kommt aber noch deutlicher. Zbinden

[1]) Fritz Zbinden: „Beiträge zur Anthropologie der Schweiz“. („Archiv für Anthropologie“. 1911. Bd. 38. S. 311).

[2]) Ernst Frizzi: „Ein Beitrag zur Anthropologie des Homo Alpinus Tirolensis“. („Mitteilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft“. 1909. Bd. 39. S. 53).

Digitized by Google

hat untersucht, wie sich der Längen-Breiten-Index zu dem rein blonden und zu dem rein dunklen Typus verhält. Das Ergebnis war ein überraschendes: bei dem rein blonden Typus fanden sich fast ebenso viel Brachykephale und Hyperbrachykephale, wie bei dem rein dunklen Typus.

Zu ähnlichen Erkenntnissen gelangte der Tiroler Anthropologe Franz Tappeiner. Er stellte fest, daß die stärkste Brachykephalie und Hypsikephalie keineswegs an dunkle Komplexion gebunden sei, sondern sich dort finde, wo die Bevölkerung im allgemeinen ein mehr „germanisches Aussehen" zeige, so im Lechtal und im Westpustertal; da sind die Leute größer, schlanker, blonder und auch blaue Augen kommen häufiger vor, als in anderen Tälern; trotzdem verbindet sich mit diesen nordeuropäischen Merkmalen die stärkste Brachykephalie. Bei den ladinischen Bewohnern der Dolomitentäler, wo doch der dinarische Einfluß von Venetien her sich unmittelbar geltend gemacht haben dürfte, fand Tappeiner:

Längen-Breiten-Index	keine Dolichokephalen, 13,5% Mesokephale, 47,9% Brachykephale, 38,6% Hyperbrachykephale;
Längen-Höhen-Index	8,1% Chamäkephale, 41,3% Orthokephale, 50,6% Hypsikephale;
Haarfarbe	33,4% blonde Haare, 54,1% braune Haare, 12,5% schwarze Haare;
Augenfarbe	18 % blaue Augen, 28,2% graue Augen, 53,8% braune Augen;
Gesichtslänge	84,3% lange Gesichter, 15,7% kurze oder breite Gesichter.

Hingegen bei den Lechtalern, wo dinarische Beeinflussung am fernsten, nordeuropäische am nächsten liegt, ermittelte Tappeiner:

Längen-Breiten-Index	keine Dolichokephalen, 10 % Mesokephale, 51,3% Brachykephale, 38,7% Hyperbrachykephale;
Längen-Höhen-Index	4 % Chamäkephale, 45 % Orthokephale, 51 % Hypsikephale;
Haarfarbe	64 % blonde Haare, 32 % braune Haare, 4 % schwarze Haare;
Augenfarbe	50 % blaue Augen; 36 % graue Augen, 14 % braune Augen.

Digitized by Google

Gesichtslänge { 82 % lange Gesichter, 18 % kurze oder breite Gesichter [1]).

Betrachtet man diese Daten und vergegenwärtigt man sich, daß die Blondheit rezessiv ist, so wird man unweigerlich zu dem Schlusse gelangen, daß die alpenländische Brachykephalie in erster Linie von einem blonden Element getragen wird. Es erhebt sich nun die Frage: sind diese blonden Brachykephalen ureinheimische Europäer, wie Alfred Schliz annahm, oder sind sie in paläolithischer Zeit eingewandert und hier blond geworden, wie Felix v. Luschan vermutet zu haben scheint? Wäre das zweite der Fall, so müßte die Einwanderung jener asiatischen Brachykephalen schon in der Zwischeneiszeit erfolgt sein. Nur ein langer Zeitraum und ein Klima mit viel Nebel und reichlichen Niederschlägen können den Verlust des Pigmentes begreiflich erscheinen lassen. Unbegreiflich bleibt aber bei dieser Erklärung die Tatsache, daß die Dolichoiden und Brachoiden, nachdem sie so lange Zeit beisammen in Westeuropa gelebt hatten, schließlich wieder auseinander gerieten und getrennte Rassenhorste bildeten. Unbegreiflich bleibt die heutige Verteilung der blonden Brachykephalen auf ganz bestimmte geographische Bezirke, z. B. die Bretagne, die Alpen, die norwegische Küste und das Waldai-Gebiet. Bei so langem Nebeneinander-Wohnen hätte vielmehr eine vollständige Durchdringung sich vollziehen müssen. So ist z. B. durch das Himalaya-Gebirge etwas mongolisches Blut in die indischen Grenzgebiete hereingesickert, aber ohne gesonderte Rassenhorste zu bilden und schon gar nicht so weit auseinander liegende Horste [2]), wie es jene der blonden Brachykephalen in Europa sind. Die Auffassung, es wären brünette asiatische Brachykephale schon in einem frühen Abschnitt des Paläolithikums nach Westeuropa gekommen, um dann hier blond zu werden und schließlich wieder in geschlossenen Gruppen auseinander zu gehen, leidet also an großen inneren Unwahrscheinlichkeiten. Da wird man doch lieber Alfred Schliz beipflichten, der seine Ansicht wie folgt formulierte:

„Wir haben keinen Grund einen anderen als europäischen Ursprung anzunehmen und der Glaubwürdigkeit der Funde von Grenelle, la Truchere und Furfooz zu mißtrauen. Das Langgesicht bei brachykephalem Schädel scheint eine besondere Eigentümlichkeit dieser Rasse im Gegensatz zu den östlichen Brachykephalen gewesen zu sein" [3]).

Da sich Schliz nur mit vorgeschichtlichen Schädeln beschäftigte, so berührte er nicht die Frage der hellen Komplexion, aber indirekt wies er doch darauf hin. Er sagte nämlich, daß sich diese Rasse besonders stark im Rhone- und Moseltal verbreitet habe und daß sie dort jetzt noch „ein brachykephales Zentrum von unverwüstlicher Lebenszähigkeit" bilde. Nun ist dies aber gerade jener Teil Frankreichs, von welchem R. Collignon schrieb:

„Brachycéphalie extreme, taille très au-dessus de la moyenne française et cheveux plutôt clairs que foncés" [4]).

(Extreme Brachykephalie, Körpergröße weit über der mittleren französischen und Haare eher hell als dunkel).

[1]) Franz Tappeiner: „Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni." Mit 40 Tabellen. Innsbruck 1883.

[2]) Den Ausdruck „Rassen-Horst" scheint Hans Günther geprägt zu haben.

[3]) Alfred Schliz: „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte." („Archiv für Anthropologie", Neue Folge. Bd. 7. H. 4. S. 249).

[4]) R. Collignon: „L'indice céphalique des populations françaises". („L'Anthropologie", tome premier, 1890, page 213.)

Digitized by Google

Die heutigen blonden Brachykephalen sind also identisch mit jenen vorgeschichtlichen, welchen Alfred Schliz europäischen Ursprung zuschrieb.

7. Wie schwach die Stützen sind, auf denen die asiatische Hypothese ruht, hat auch der durch Felix v. Luschan anerkennend hervorgehobene Michael Reicher dargelegt. Dieser Forscher untersuchte mongolische und alpenländische Schädel und verglich sie miteinander, um festzustellen, ob sich — abgesehen von der Brachykephalie — sonst noch irgendwelche kraniologische Merkmale erkennen ließen, die für gemeinsamen Ursprung der beiden Gruppen sprächen. Er ging dabei von folgender Erwägung aus, die sicher richtig ist:

„Nehmen wir an, daß zwei brachyzephale Rassen nicht nur in den Formverhältnissen des Gehirnschädels, sondern auch in den wichtigsten Merkmalen des Gesichtsschädels übereinstimmen, dann kann ein gemeinsamer Ursprung dieser Schädelformen als sehr wahrscheinlich angenommen werden. Die Unterschiede dagegen, die im Schädelbau dieser Rassen noch bestehen können, finden ihre Erklärung durch den Vorgang der Divergenz, bedingt durch verschiedene Einflüsse, die uns an dieser Stelle nicht näher interessieren. Wenn dagegen der übereinstimmenden brachyzephalen Form des Hirnschädels eine ganz verschiedene Ausbildung des Gesichtsschädels gegenübersteht, dann ist eher auf eine Konvergenzerscheinung im Bau des Gehirnschädels zu schließen" [1]).

Das Ergebnis der äußerst eingehenden, nach der neuen mathematischen Methode durchgeführten Untersuchung faßt Reicher (auf S. 206) in folgenden Sätzen zusammen:

„Wir konnten feststellen, daß der Gehirnschädel der beiden brachyzephalen Rassen eine große Übereinstimmung aufweist, dagegen im Gesichtsschädel sich große Differenzen zeigen. ..... Auf die Frage der Entwicklung der Brachyzephalie, wie auch auf die Ursachen, die dieselbe bedingt haben, wollen wir hier nicht eingehen. Wir können nur annehmen, daß die übereinstimmende brachyzephale Form sich wahrscheinlich bei beiden Rassen unabhängig herausgebildet hat unter ähnlichen oder auch verschiedenen Einflüssen, die jedoch dasselbe Resultat bedingt haben..... Trotzdem, allein auf Grund meiner Untersuchungen, kann ich die Möglichkeit des gemeinsamen Ursprungs der Brachyzephalie der alpenländischen Bevölkerung und der Mongoloiden nicht absolut ausschließen."

Michael Reicher wollte also die endgültige Entscheidung nicht überstürzen; es wird aber allgemein anerkannt, daß durch seine Arbeit die asiatische Hypothese schwer erschüttert worden ist. So schreibt z. B. Th. Mollison:

„Wenn sich also auch der gemeinsame Ursprung nicht gerade ausschließen läßt, so brachten doch die Untersuchungen von Reicher eher eine Stütze für die Annahme verschiedener Herkunft" [2]).

Zu demselben Ergebnisse war schon lange vorher Franz Tappeiner gekommen. Er hatte eine Anzahl mongolischer Schädel gemessen und mit solchen aus Tirol verglichen. In seinem Berichte darüber heißt es:

„Die Tiroler Schädel haben 41% Hyperbrachykephale, die Ostmongolen 13% und die West und Nordmongolen 23% Hyperbrachykephale.... Die Tiroler haben 2% Schädel mit fliehender Stirn, während

[1]) Michael Reicher: „Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachyzephalen"; Stuttgart. 1912. S. 2. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie". Bd. 15. H. 3. S. 421—562 u. Bd. 16. H. 1. S. 1—64).

[2]) Th. Mollison: „Schädel- und Skelettlehre (Kraniologie und Osteologie)" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Bd. „Anthropologie". 1923. S. 50.

Digitized by Google

die Ostmongolen 20% und die West- und Nordmongolen 26% solcher Schädel haben". (S. 46.)

„Die Tiroler haben 84% hohe Nasenrücken, während die Ostmongolen 15%, die West- und Nordmongolen 40% hohe Nasenrücken haben ...

„Die Tiroler haben 94% steile process. front. des Oberkiefers, während die Ostmongolen 13%, die West- und Nordmongolen 32% steile process. front. haben ...

Die Tiroler haben 90% kryptozyge Jochbögen, während die Ostmongolen 4%, die West- und Nordmongolen 20% kryptozyge Jochbögen haben, obgleich die Tiroler, merkwürdigerweise, eine größere Jochbreite haben mit 53% über 134 mm Breite, während die Ostmongolen 28%, die West- und Nordmongolen nur 50% über 134 mm Breite haben, also eine geringere Jochbreite haben, als die Tiroler ...

Die Tiroler haben nur 12% prognathe Schädel, während die Ostmongolen 73%, die West- und Nordmongolen 29% prognathe Schädel haben ...

Die Tiroler haben eine größere Distanz zwischen den inneren Augenwinkeln als die Mongolen, da bei den Tirolern diese Distanz bei 17% über 29 mm steigt, während diese Distanz nur bei den Ostmongolen bei 2%, bei den West- und Nordmongolen bei 7% über 29 mm steigt". (S. 47.)

„Wenn man diese unzweifelhaften, großen und mannigfaltigen kraniologischen Unterschiede der Mongolen von den Tiroler Schädeln aufrichtig und ernst berücksichtigt, und wenn es zweifellos sicher ist, daß die Tiroler Schädel wesentlich identisch sind mit den Schädeln von Südbayern, Südwürttemberg, Südbaden und der Ost- und Nordschweiz und auf der östlichen und südlichen Seite wesentlich identisch sind mit den Schädeln von Oberitalien, von Salzburg, Ober- und Niederösterreich, Kärnten, Steiermark, Krain, Istrien und Albanien und weiters sehr ähnlich mit den prähistorischen illyrischen Schädeln aus Ragusa und im Museum von Sarajewo in Bosnien, so wird auch der weitere Schluß nicht bezweifelt werden können, daß alle europäischen brachykephalen Schädel wesentlich verschieden von den mongolischen Schädeln sind, daß also die europäischen Brachykephalen keine Nachkommen der Mongolen sein können und daß daher eine prähistorische Einwanderung von Mongolen aus Asien ein anthropologischer Irrtum ist" (S. 48) [1]).

Letzten Endes handelt es sich also um die Frage, welche Merkmale dauerhafter seien, die am Baue der Gehirnkapsel, oder die am Baue des Gesichtsskelettes!

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, Osteuropäer, besonders Russen, kennen zu lernen, der weiß, daß man unter ihnen häufig Personen begegnet, namentlich Frauen, die bei sonst ganz nordeuropäischem Habitus mongolische Gesichtszüge zeigen. Sie haben zwar nicht die Mongolenfalte, aber der Bau der Augen und die starke Betonung der Backenknochen sind so charakteristisch, daß der mongolische Bluteinschlag nicht einen Augenblick zweifelhaft sein kann. Diese mongolischen Gesichtszüge finden sich bei Frauen mit blondem Haar, blauen Augen und hellster Hautfarbe; die Form des Kopfes kann brachykephal oder dolichoid sein. Mit einem Worte: man gewinnt den Eindruck, daß bei allmählicher Verdünnung des mongolischen Blutes und Zurückdrängung

[1]) Franz Tappeiner: „Der europäische Mensch und die Tiroler"; Meran, Pötzelberger. 1896. (Nr. 3661 der „Ferdinandeums"-Bibliothek in Innsbruck).

Digitized by Google

der mongolischen Rassenmerkmale keines von diesen sich zäher behaupte als das mongolische Gesicht. Das gilt — wie nachdrücklichst betont werden muß — auch bei dolichoiden Köpfen. Jedenfalls haben die dolichoiden Ostjaken und Wogulen genau so mongolische Gesichter, wie irgendwelche Bewohner Zentral- und Ostasiens.

Es ist bekannt, daß sich die altslawischen Skelette, die man in mittelalterlichen Gräbern findet, nur wenig von den germanischen Skeletten der sog. Reihengräber unterscheiden. Alfred Schliz jedoch vermochte an den Schädeln und insbesondere an den Gesichtsteilen der slawischen Skelette gewisse den Germanen fremde Merkmale nachzuweisen, die er „finnisch" nannte. Er sagte darüber in einem Vortrage:

„Zu diesen finnischen Eigenschaften ist neben der Birnform des Schädelgrundrisses zu rechnen: die schwache Modellierung der Schädelkapsel, ... die eingebogene, statt eingekerbte Nasenwurzel, die gerade Flucht der Nasenbeine, der schräg von hinten nach vorn mit stumpfem Kieferwinkel laufende Unterkiefer mit spitzem Kinn und die in der sutura zygomatico-maxillaris vorspringenden Wangen, welche dem Gesicht den Ausdruck „breiter Backenknochen" geben. Diese Eigentümlichkeit, auf welche E. Baelz als Unterschied zwischen asiatischer und europäischer Gesichtsbildung aufmerksam gemacht hat, sehen Sie hier als Zubehör aller altslawischen Schädel, mit Ausnahme des Pentziners, der dafür eine größere Anzahl anderer „finnischer" Merkmale hat. Es entspricht dies einer Regel, welche wir von der Ofnet her kennen, daß bei Rassenmischung sich die Gesichtsbildung viel konstanter vererbt, als die Schädelbildung" [1]).

Die Altslawen-Schädel sind also verschieden von den (germanischen) Reihengräber-Schädeln, diese Verschiedenheit liegt aber nicht im Längen-Breiten-Index, der bei beiden Gruppen hochgradig dolichoid ist, sondern vor allem in der Gesichtsbildung — ein Beweis dafür, daß schon eine geringe östliche Beimischung genügt, um das europäische Gesicht merklich zu verändern.

Wir haben dafür noch andere Beispiele. Im Verlaufe der neueren Steinzeit sind Nordeuropäer mit ultradolichoidem Schädelbau in die Sudetenländer eingewandert. Sie brachten die Schnurkeramik mit und vermischten sich mit der einheimischen bandkeramischen Bevölkerung. Diese war mesokephal bis brachykephal, neigte zur Prognathie und hatte eine platte, aufgeblähte Nase, sowie etwas vorspringende Backenknochen [2]).

Nun wurden zu Bernhardstal (im nordöstlichen Niederösterreich) fünf Schädel gefunden, die aus dem frühen Mittelalter stammen, also chronologisch etwa 3000 Jahre später anzusetzen sind, als die von Reche beschriebenen. Trotzdem erscheinen auch bei den Bernhardstalern dieselben zwei Elemente wieder, wie bei Reches Neolithikern — ein glänzender Beweis für die Beständigkeit des europäischen Rassenbildes. Ganz wie bei den Neolithikern kann man auch bei den frühmittelalterlichen Bernhardstalern zwei Elemente unterscheiden: eine Rasse mit ausladenden Jochbogen, breiter Nase und rundem Schädel und eine andere, die mit der nordeuropäischen Rasse identisch zu sein scheint. Hella Pöch stellt nun fest, daß die Vertreter der zweiten

[1]) Alfred Schliz auf dem Anthropologen-Kongreß zu Weimar am 6. August 1912. („Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrg. 1912. S. 89).

[2]) Otto Reche: „Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen". („Archiv für Anthropologie". 1909).

Digitized by Google

Rasse durch die Vermischung mit der andern hauptsächlich in ihrer Gesichtsbildung beeinflußt worden seien, weniger in der Form des Schädels. („Im Gesicht, dessen Gestaltung anscheinend vom Element I mehr beeinflußt worden ist als der Schädel ....." [1]).

In Kurdistan kann man Leute sehen, die trotz heller Komplexion und dolichoidem Schädelbau das bekannte Gesicht der Armenoiden zeigen, d. h. sie sind Nordeuropäer, haben aber einen armenoiden Einschlag, der bestimmend auf die Gesichtsbildung einwirkt [2]).

All diese Tatsachen scheinen mir zu ergeben, daß Merkmale am Gesichtsskelett dauerhafter seien, als Merkmale an der Gehirnkapsel. Der Mensch ist ein Gehirnwesen und das Gehirn der Sitz der psychologischen Funktionen; das Gesicht aber ist der morphologische Ausdruck des psychologischen Charakters und somit ein Rassenmerkmal allerersten Ranges. Da jedoch die alpenländischen Brachykephalen in ihrer Gesichtsbildung die bei den Osteuropäern sehr häufigen mongoloiden Züge nicht aufweisen, so halte ich es für ausgeschlossen, daß der alpenländischen Bevölkerung ein auch nur nennenswerter mongolischer Einschlag beigemengt sein könne.

Längst hat Hermann Klaatsch angedeutet, wie man es erklären müsse, daß Europäer und Mongolen zwar Ähnlichkeiten in den Formen der Gehirnkapsel aufweisen, aber hinsichtlich der Gesichtszüge einander sehr unähnlich sind. Er äußerte sich über die Entwicklung des Vorderhirnes bei den verschiedenen Menschenrassen wie folgt:

„Der große Zug in der Umwandlung der vorderen Kopfpartie ist durch eine allmähliche Überlagerung des Gesichtes durch den Gehirnschädel gegeben. Daraus, daß dieser Vorgang unabhängig von einander beim Europäer und Mongoloiden erfolgte, erklärt sich die Verschiedenheit beider in der Mund- und Backengegend" [3]).

Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis des in Rede stehenden Problems: die Gesichtsskelette des „Urariers" und des „Urmongolen" sind biologisch ältere Formen als die einem neueren Stadium angehörenden vollentwickelten Gehirnkapseln (sowohl des rezenten Europäers, als des rezenten Mongoliden). Die Ähnlichkeiten im Baue dieser Gehirnkapseln aber beruhen ausschließlich auf Konvergenz. Und diese Konvergenz ist eigentlich selbstverständlich; denn da es sich um ein ziemlich gleichartiges Anwachsen der Gehirn-Masse handelte, mußten auch die dabei entstehenden morphologischen Charaktere der Gehirn-Kapsel eine gewisse Übereinstimmung zeigen [4]).

---

[1]) Hella Pöch: „Die Schädel aus dem ersten Tumulus von Bernhardstal". („Wiener Prähistorische Zeitschrift". 1922. Bd. 9. S. 50).

[2]) Josef Weninger: „Die physisch-anthropologischen Merkmale der vorderasiatischen Rasse". (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien. Bd. 63, S. 29. 1920).

[3]) Hermann Klaatsch: „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes"; Bd. 2 von „Weltall und Menschheit", 1903. S. 335.

[4]) Hier sei noch auf die Blutuntersuchungen von P. Steffan hingewiesen. Dieser Forscher berichtet über die vorläufigen Ergebnisse seiner Arbeiten wie folgt:

„Der Alpine ist trotz seiner somatischen Verschiedenheit der nächste „bluteigenschaftliche" Verwandte des Nordeuropäers. Dies beweisen die in Peterstal gewonnenen Zahlen, wo — nach dem liebenswürdigen Hinweis von Herrn Prof. Fischer in Freiburg — noch sehr reine Vertreter dieser Rasse in geschlossener Siedlung leben. Woher die mongoliden Körpermerkmale der Alpinen kommen, ist ebenso schwer zu sagen wie bei den nordamerikanischen Indianern, welche ja nach der anthropologischen Beschreibung ebenfalls solche aufweisen sollen. Jedenfalls machen die bei reinen Mongolen gefundenen

Digitized by Google

9. Die Entdeckung von Franz Boas.

Um die blonde Brachykephalie zu erklären, hat Eugen Fischer eine neue Hypothese herangezogen, die sich auf die Beobachtungen des amerikanischen Anthropologen Franz Boas stützt. Dieser konnte in New York feststellen, daß die Kinder der europäischen Einwanderer einen anderen Längen-Breiten-Index (und auch sonst manche andere Merkmale) aufweisen, als die Eltern. Franz Boas berichtet darüber wie folgt:

„Die Unterschiede zeigen sich schon in früher Jugend, insofern als in Amerika geborene Kinder von in Europa geborenen Kindern gleicher Abstammung und gleichen Alters verschieden sind, und die Unterschiede bleiben das ganze Leben hindurch bestehen. Jeder europäische Typus ändert sich dabei auf besondere Weise. Der Kopf des in Amerika geborenen Sizilianers ist etwas gerundeter als der des daheim geborenen, und zwar liegt dieses an einem geringen Längenverlust und einer Breitenzunahme. Das Gesicht wird etwas schmaler, Körpergröße und Gewicht nehmen ein wenig ab. Der Kopf der in Amerika geborenen Mitteleuropäer zeigt eine Längen- und Breitenabnahme. Doch überwiegt die letztere, so daß der Kopf ein wenig länglicher wird. Das Gesicht nimmt bedeutend an Breite ab, Körpergröße und Gewicht nehmen zu. Die Änderungen bei den in Amerika geborenen Nachkommen des nordwesteuropäischen Typus sind gering, nur nehmen Körpergröße und Gewicht zu. In Amerika geborene Juden endlich haben längere, schmalere Köpfe als die in Europa geborenen; der Kopf ist daher beträchtlich länglicher geformt. Das Gesicht ist schmaler, Körpergröße und Gewicht sind größer. In keinem dieser Typen zeigt sich eine nennenswerte Änderung der Haarfarbe..... Es ist merkwürdig, daß Kinder, die im Alter von einem oder wenigen Jahren in Amerka anlangen, den für in Europa Geborene charakteristischen Kopfindex bewahren. Vergleicht man nun diesen Index mit dem in Amerika geborener Individuen, so findet sich, daß selbst bei solchen, die ganz kurze Zeit nach Ankunft ihrer Eltern in Amerika geboren sind, der Kopfindex sinkt. Bei europäischen Juden beträgt er etwa 83, bei amerikanischen Juden, die kurz nach Ankunft der Eltern in Amerika geboren sind, 82, und fällt für deren Kinder, d. h. bei Enkeln der Einwanderer, auf 79. Mit anderen Worten, der Einfluß der amerikanischen Umwelt macht sich sofort fühlbar und wächst langsam mit Zunahme des Zeitraumes, der zwischen der Einwanderung der Eltern und der Geburt des Kindes liegt" [1]).

Diese Entdeckung von Franz Boas ist außerordentlich bemerkenswert; sie läßt aber keine definitiven Schlüsse zu, solange nicht ähnliche Beobachtungen auch in anderen Auswanderungsgebieten gemacht werden. So müßte man z. B. wissen, wie sich die Nachkommen derselben europäischen Bevölkerungsgruppen, welche Boas untersuchte, in Südafrika oder in Australien verhalten.

Jedenfalls wissen wir, daß die vor etwa vier Jahrhunderten vom Balkan nach Süditalien hinübergewanderten Albanesen brachykephal

---

Werte für den Rasseindex einen verwandtschaftlichen Zusammenhang beider Rassen mit den Mongolen äußerst unwahrscheinlich. Die einzelnen übereinstimmenden Körpermerkmale wird man somit besser als solche sekundärer Konvergenz deuten müssen."

(P. Steffan: „Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden"; Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1926, Bd. 56, S. 91.)

[1]) Franz Boas: „Kultur und Rasse". Leipzig. 1914. S. 62 u. 63. — Vgl. auch: Fr. Boas: „Changes in Bodily Form of Descendants of Immigrants", Washington. 1910, 1911. — „The Anthropometry of Portorico", Am. Journ. Anthr., III., 1920.

Digitized by Google

geblieben sind, obwohl sie sich in ihrer neuen Heimat inmitten einer Bevölkerung befinden, die von jeher dolichoid war.

Mit Recht äußert sich Bernhard Struck zu den Forschungsergebnissen von Boas wie folgt:

„Biologisch gesprochen, handelt es sich bestenfalls um eine der beispielsweise von Haustieren mehrfach bekannten klimatischen „Modifikationen", und nicht um eine die Erblichkeit des Längen-Breiten-Index aufhebende „Mutation" [1]).

Boas selbst zeigt eine anerkennenswerte Zurückhaltung und Vorsicht. Er schließt zwar aus seinen Ergebnissen, daß menschliche Typen plastisch seien, aber er fügt auch hinzu:

„Die Weiterentwicklung der britischen Typen in Amerika, der Holländer in Südafrika und Ostindien, der Spanier und Portugiesen in Südamerika, der Neger in Amerika und der Malayen in Madagaskar sprechen zugunsten einer engbegrenzten Plastizität." (Loco citato, p. 67.)

Nach den Beobachtungen von Boas zeigen sich die stärksten Veränderungen bei Ostjuden, Mitteleuropäern und Sizilianern. Nun sind das polyhybride Menschengruppen, d. h. solche, die sich durch Mischung sehr verschiedenartiger Rassenelemente gebildet haben; sie müssen also in besonders komplizierter Weise heterozygotisch sein, d. h. eine Fülle disharmonischer Erbfaktoren und sprunghafter Variationsmöglichkeiten latent in sich bewahren [2]). Dies gilt auch für Sizilien, wo afrikanische, europäische und dinarisch-armenoide Elemente sich gekreuzt haben. Daß bei solchen Menschengruppen, wenn eine ganz neue Umwelt auf sie einwirkt, eher Veränderungen auftreten können, als bei mehr homogenen Menschengruppen, ist von vorneherein wahrscheinlich. Man wird jedoch abwarten müssen, wie sich die nächsten Generationen verhalten, besonders wenn die Nachkommen nach Europa zurückkehren sollten.

Im Hinblick auf die Entdeckung von Franz Boas schreibt nun aber Eugen Fischer:

„Auch Beobachtungen bei uns sprechen dafür, daß es unmittelbare Einwirkungen der Umwelt auf die Kopfform geben muß. In einzelnen Schwarzwaldgegenden, vor allem aber diene als Beispiel das große Walsertal in Voralberg, sind über 98% der Bevölkerung rundköpfig, dabei etwa 1/4 helläugig und hellhaarig. Auslese, etwa Auswanderung, kann dieses Verhältnis unmöglich gezeitigt haben, mit der Ausmerzung der Schmalschädeligen müßten auch mehr Helle verschwunden sein, da bei der ursprünglichen rassenmäßigen Zusammengehörigkeit dieser beiden Merkmale unmöglich so gut wie alle Schmalschädeligen, aber fast keine Hellen ausgetilgt sein können. Man kann für die Beobachtung in Amerika und für diese heimischen als Erklärung nur annehmen, daß es unmittelbare oder mittelbare Einwirkungen des Lebens auf bestimmter Scholle gibt, die die Schädelform etwas modifizieren. Von ihrer Natur wissen wir noch nichts. Aber man darf dabei nicht vergessen, sie zeigen nur, daß ein Etwas an der Schädelform — wie etwa an der Körpergröße — durch die Umwelt bedingt ist, das Andere bleibt dem erblichen Einfluß vorbehalten, ist

[1]) Bernhard Struck (Dresden): „Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika", Zeitschrift für Ethnologie. 1922. S. 61.

[2]) Rudolf Martin formuliert sogar ein „Gesetz von der Zunahme der Variabilität mit der Heterogeneität des Typus". („Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung". Jena, Gustav Fischer. 1914. S. 681/682.)

Digitized by Google

unveräußerliches Erbgut. Die Abgrenzung beider Teile gegeneinander ist vielfach noch nicht möglich" [1]).

Eugen Fischer versucht also die alpenländische blonde Brachykephalie dadurch zu erklären, daß er folgende Argumente nebeneinander stellt:

1. Blondheit ist ursprünglich nur mit Dolichokephalie rassenmäßig verbunden;

2. eine neue Umwelt vermag den Längen-Breiten-Index zu verändern.

Die zweite dieser Prämissen kann nicht bestritten werden; die erste aber scheint mir unbewiesen und unbeweisbar. Leben nicht auch Millionen von blonden Brachykephalen in Nordeuropa neben den Dolichokephalen? [2]).

Außerdem aber möge man folgendes bedenken. Wäre die alpenländische blonde Brachykephalie durch lokale äußere Einflüsse entstanden, wie will man dann die übrigen Horste der blonden Brachykephalie erklären? Soll man vielleicht glauben, daß die Granitheide der Bretagne, die holländischen Marschen, die norwegische Küste, die finnische Seenplatte und das Waldland von Waldai dieselbe „paravariierende" Wirkung gehabt hätten, wie die Hochalpen? — Das wird wohl niemand behaupten wollen!

Ich betrachte demnach alle bisherigen Versuche, die blonde Brachykephalie der Alpenländer zu erklären, für mißglückt und schreite nun zur Betrachtung der brünetten Brachykephalie.

10. Das Mongoliden-Problem.

Die Sudeten- und Karpaten-Länder bilden in Europa das Konservationszentrum und Ausstrahlungsgebiet der brünetten Brachykephalie. Es handelt sich um Menschen mit folgenden Merkmalen: kleine Gestalt, breites Gesicht mit stumpfer, konkaver Nase (die ursprünglich wohl bei allen aufgestülpt war), Brachykephalie, starke Behaarung und dunkle Komplexion. Eugen Fischer nennt diese Menschengruppe „alpine Rasse", Hans Günther nennt sie „Ostrasse" oder „ostische Rasse". Sie soll mit den Mongolen zusammenhängen; weil sie aber verschiedene mongolische Merkmale (z. B. die Mongolenfalte und den Mongolenfleck) nicht besitzt, so erklärt sie Eugen Fischer „aus der noch nicht fertig spezialisierten mongoliden Wurzel", d. h. er nimmt an, daß diese Menschengruppe sich vom Stamme der Urmongolen (richtiger Vormongolen) abgezweigt habe, bevor alle mongolischen Rassenmerkmale — wie wir sie heute kennen — entwickelt waren. Um zu dieser Frage Stellung zu nehmen, müssen wir zunächst hören, wie Eugen Fischer im allgemeinen über die Mongoliden denkt. Er rechnet dazu die asiatischen Mongolen, ferner die Eskimo, Indianer, Malaien und seine „alpine Rasse". Als Hauptcharakteristikum dieser Mongoliden betrachtet er die Brachykephalie. Von den asiatischen Mongolen sagt er:

---

[1]) Eugen Fischer: „Die Rassenunterschiede des Menschen" in Baur-Fischer-Lenz „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". München. 1923. Bd. 1. S. 88.

[2]) Man vergleiche übrigens, was O. Schrader und A. Nehring in der 2. Auflage ihres „Reallexikons der indogermanischen Altertumskunde" unter „Körperbeschaffenheit der Indogermanen" auf S. 632, § 5 hierüber sagen: „Daß jedenfalls die Schädelbildung nicht im Zusammenhang mit den Fragen der Komplexion steht, so daß man nicht, wie dies früher geschehen ist, Dolichokephalie und Blondheit, Brachykephalie und Brünettheit als kongruente Begriffe ansehen darf, wird man gegenwärtig als sicher betrachten müssen."

Digitized by Google

Links Kambodschaner (nach Hermann Struck und Felix v. Luschan), rechts Eskimo (nach Johannes Ranke). Beide zeigen das charakteristische flache Mongolengesicht.

„Haarform und Farbe, Mongolenfleck, Mongolenfalte gehen durch; soviel man weiß, auch die Proportionsverhältnisse. Ebenso ist die Kopfform nirgends dolichocephal, meist mesocephal gegen brachycephal und wirklich brachycephal. Die Mittelwerte mit dem höchsten Index von allen Menschen fallen in das Mongolentum . . . . . Kirgisen der mittleren Horde 89·4 und Tarantschi (Türken in China) 89·2" [1]).

Hierzu muß bemerkt werden, daß es sich bei den anthropometrisch aufgenommenen Kirgisen und Tarantschi um kleine, isolierte Teile handelt. Wenn man in den Alpen ähnlich verfährt und nur die Bewohner hochgelegener Täler und abgesonderter Dörfer mißt, so gelangt man zu ebenso hohen Durchschnitts-Indices. Auch ist zu bedenken, daß die meisten turko-tatarischen Horden von Iran her einen armenoiden Einschlag haben, wodurch zwei brachykephale Komponenten zusammen kommen und die Neigung zur Brachykephalie verstärkt wird.

Der Behauptung, die Kopfform der Mongolen sei nirgends dolichokephal, möchte ich gegenüber halten, daß die Nordchinesen ganz ausgesprochen zur Dolichokephalie neigen. Haberer („Schädel und Skeletteile aus Peking", Jena, 1907) konnte 37 Pekinger Schädel messen, wobei sich ein mittlerer Längen-Breiten-Index von 78·89 ergab; 65% waren dolichoid, 35% brachykephal. Bei Ausscheidung der letzteren sank der mittlere Index auf 76·78 [2]). — Ethyme Tschepourkovsky gibt für die Chinesen (und zwar am Lebenden gemessen) einen mittleren Längen-Breiten-Index von 78·4 an [3]). Michael Reicher fand bei 16 Schädeln von Nordchinesen einen mittleren Längen-Breiten-Index von 78·5; Koganei bei 70 solchen Schädeln einen mittleren Längen-Breiten-Index von 78·3; derselbe Forscher bei 14 Schädeln von Formosa-Chinesen 77·7 und Adachi fand bei 89 Japaner-

[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie", in Teubners „Kultur der Gegenwart". Bd. „Anthropologie". 1923. S. 213.

[2]) Giuseppe Sergi („Europa", Torino, 1908, pag. 402), dem ich diese Angabe entnehme, fügt hinzu: „che è il vero tipo della varietà „Homo sinicus" (dies ist der wahre Typus der Varietät „Homo sinicus").

[3]) Ethyme Tschepourkovsky: „Anthropologische Studien". („Archiv für Anthropologie." 1911. Bd. 38. S. 155).

Digitized by Google

Schädeln 78·9. Reicher schließt daraus: „Stark zur Dolichocephalie neigend sehen wir die Chinesen und Japaner“ [1]).

Daß unter den dolichoiden Nordchinesen und Japanern überall auch Brachykephale wohnen, beweist nichts, denn Brachykephale gibt es auch in Schweden und doch gilt Schweden als das Ausstrahlungszentrum einer dolichoiden Menschenart. Von wesentlicher Bedeutung hingegen ist die Tatsache, daß in Japan und Nordchina etwa 100 Millionen Menschen wohnen, denen niemand ein anderes Rassentum als das mongolische zuschreiben kann und die einen dolichoiden Index haben.

Auch bei den Malaien schwankt der Index stark, wirkliche Brachykephalie findet sich besonders in der Unterschichte; in der Oberschichte scheint Dolichokephalie vorzuwiegen, jedenfalls häufig zu sein [2]). Selbst für die Batak wird ein mittlerer Längen-Breiten-Index von etwa 80 angegeben; man kann sich vorstellen, wie viel Dolichoide es da geben mag.

Bei den Indianern, sowohl in Nord- als auch in Südamerika, ist Dolichokephalie vielfach nachweisbar. Die Eskimo aber gar sind ein hyperdolichoides Volk. Eugen Fischer bemerkt dazu:

„In einem besonderen Verhältnis zu den Mongoliden stehen die Eskimo, die sich von ihnen durch einige Sonderbildungen am Schädel, vor allem große Schmalschädeligkeit unterscheiden, nach allen anderen Merkmalen aber Mongoliden sind. Sie mögen sich sehr früh vom Mongolidenstamm getrennt und dann in ihrer arktischen Abgeschlossenheit gesondert entwickelt haben.

Ebenso dürfte vom Mongolidenstamme die Urbevölkerung Amerikas ausgegangen sein und, wie linguistische und ethnographische Forschungsergebnisse beweisen, über die Gegend der Behringstraße, nach der Eiszeit, in Amerika eingewandert sein. Hier hat sie sich über den ganzen Kontinent verbreitet und dabei deutlich in den einzelnen Regionen rassenmäßige Sondergruppen gebildet. Die gelbbraune Pigmentierung, die mongoliden Proportionen, der Mongolenfleck, sind ihr geblieben, die mongolide Augenfalte hat sie entweder seinerzeit noch nicht gehabt, oder in der Gesamtheit verloren. Als besonders auffällige Sonderbildung ist die Schmalheit und Länge der Nase zu erwähnen, die für die meisten Indianer charakteristisch, bei einzelnen zu ganz besonders starken Formen der Adlernase geführt hat“ [3]).

Und an anderer Stelle:

„Man darf wohl folgende Möglichkeiten als beste Erklärung oder, wenn man will, Arbeitshypothese auffassen. Mit der Verbreitung der Urmenschheit über die alte Welt, also sagen wir Ende Pliozän und Diluvium — wir wissen nicht, wie weit in dieses hinein diese Periode erster starker Ausbreitung dauerte, an deren Ende Asien, heutiger Sundaarchipel,

[1]) Michael Reicher: „Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachycephalen“. Stuttgart 1912. S. 59. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie. Bd. 15. H. 3 u. Bd. 16. H. 1).

[2]) Vgl. das Bild des vornehmen Bugi bei F. Sarasin („Die Varietäten des Menschen auf Celebes“); wiedergegeben bei Georg Buschan („Illustrierte Völkerkunde“. Stuttgart 1923. Bd. 2. S. 711). — Margarete Schwoerer sagt von der malaischen Oberschichte, daß sie zwar Neigung zur „Brachykephalie“ zeigt (mittlerer Längen-Breiten-Index 78—79), doch sei der „Eindruck dabei entschieden dolichoid“. (Margarete Schwoerer: „Zur Kraniologie der Malayen“, „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte“, Jahrg. 1918. S. 78).

[3]) Eugen Fischer: „Die Rassenunterschiede des Menschen“ in Baur-Fischer-Lenz. „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“. 1923. Bd. 1. S. 153.

Digitized by Google

Australien und Europa besiedelt war — mit dieser Verbreitung wurde vom Nordwesten her über Landbrücken, die heute unter arktischem Meere sind, Nordamerika besiedelt. Diese Bevölkerung entstammt dem Schub, der in der Alten Welt später Mongolen bildete — wir wissen seinen Ausgangspunkt und seine Richtung nicht im einzelnen. Damals waren es noch keine Mongolen, erst in mongolider Richtung etwas entwickelt..... So hatten diese Uramerikaner eine mongolide Tendenz sozusagen mitbekommen und bewahrt, das typische straffe Mongolenhaar, leichtgelbliche — noch nicht gelbe — Nuance der Hautfarbe, die Tendenz gegen Brachycephalie, Unterlänge der unteren Extremität, wohl auch Anlage zur Mongolenfalte, zur Betonung der Backenknochen. Aus diesen durch alle Varianten heutiger Indianer durchgehenden, bald deutlich gebliebenen, bald mehr verwischten, aber doch eben noch nachweisbaren Merkmalen nimmt man — und gewiß mit voller Berechtigung — den Anlaß, die Indianer in toto als mongolid anzusehen. Wohl noch innerhalb der letzten Diluvialzeit verbreitete sich diese Bevölkerung über die mittelamerikanische Landenge und besiedelte Südamerika, wo sie ihre Reste hinterlassen hat, von denen sehr dürftige Funde zeugen, in Nordargentinien, in Ostbrasilien (Lagoa Santa) ein paar Schädel, primitive Steinbeile und primitive heutige Stämme (Feuerländer, vielleicht Patagonier, vielleicht Botokuden u. a.). Diese Ausbreitung muß so früh angenommen werden, nicht nur dieser Funde wegen, die zum Teil als Höhlenfunde und zum Teil wegen des strittigen Alters mancher Schichten nach Alter einfach als unbestimmt angesehen werden können, sondern weil rein biologisch eine außerordentlich lange Zeit nötig ist zur Entwicklung festgeprägter sekundärer Unterschiede, wie sie heute die nordamerikanischen Indianer, die mittel- und südamerikanischen Waldindianer, die südamerikanischen Steppenindianer und die Feuerländer von einander haben. Die eine Rasse hat sich also in Amerika differenziert in mindestens vier Untergruppen.

In der pazifischen Nordecke oder im nördlichsten Gebiete des Kontinentes irgendwo hat sich eine zweite Gruppe von den Urmongolen abgespaltet, die zur äußersten Randbevölkerung der Menschheit wurde, der Eskimo. Er hat wohl mit dem Amerikaner nur die alte Urquelle gemein. Ist er älter oder jünger, d. h. früher oder später als jener abgetrennt worden? Er hat die meisten mongolischen Merkmale stärker, prägnanter, man muß wohl denken, er ist also erst selbständig geworden, als diese schon stärker ausgeprägt waren; aber er hat auch manches primitivere (Schädelform), so daß er weiter unten eingesetzt werden könnte. Allerdings ließe sich die außerordentliche Homogenität gerade der auffallenden Schädelform vielleicht auch auf unmittelbare Wirkung der Umwelt zurückführen. Jedenfalls ist auch für ihn die Abspaltung früh genug — spätestens tief im Diluvium —, daß er sich nach der Spaltung selbständig in einzelnem umgebildet haben kann. Diese Entstehung ist nur Hypothese — aber wahrscheinlichste — die anderen sind schlechter"[1]).

Später fügt Eugen Fischer noch hinzu:

„Die Kopfform (des Eskimo) ist von der mongolischen am meisten abweichend, nämlich lang und schmal..... Die Augenspalten stehen schief, die Mongolenfalte ist stets vorhanden." (Loco citato, pag. 221).

[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Bd. „Anthropologie". 1923. S. 216 u. 217.

Digitized by Google

Die von Eugen Fischer angedeutete Möglichkeit, es könnte die auffallend abweichende Schädelform der Eskimo durch Umwelt-Wirkung zu erklären sein, würde, wenn man sie ernst nehmen wollte, zu der Folgerung führen, daß der Längen-Breiten-Index als Rassenmerkmal überhaupt ganz wertlos sei. Eugen Fischer betrachtet ja eben gerade die brachykephale Schädelform als charakteristisch für die Mongoliden; wenn er nun die Eskimo trotz ihrer hyperdolichokephalie den Mongoliden zurechnet, so kann er den Längen-Breiten-Index aus der Rassen-Systematik streichen. Aber die Vermutung, daß bei den Eskimo eine Umbildung des Index im Sinne der Entdeckung von Franz Boas vorliege, erweist sich bei näherer Betrachtung als ganz unwahrscheinlich. Denn aus den Mitteilungen von Boas ergibt sich die Annäherung der verschiedenen Indices an einen Mittelwert. Bei den Eskimo aber sehen wir im Osten hyperdolichokephalie, die gegen Westen hin allmählich in Brachykephalie übergeht. Zwar sind die Alaska-Eskimo mit fremden Elementen gemischt, aber Boas hat uns eben gezeigt, daß die Umweltwirkung, wenn sie einmal in Kraft tritt, auf alle Mischungskomponenten einzuwirken und sie gleichsam zusammenzukneten scheint. Auch sind die klimatischen und ökonomischen Verhältnisse von Grönland bis zum asiatischen Ostkap so gleichförmig, daß man wohl kaum an verschiedene Umweltzonen (einerseits mit dolichokephalisierender, anderseits mit brachykephalisierender Wirkung) wird glauben wollen.

Aber Eugen Fischer scheint es selbst für wahrscheinlicher zu halten, daß der Eskimo von jeher dolichoid gewesen sei und daß er daher „weiter unten eingesetzt werden könne". Im Zusammenhange damit nennt Fischer die Dolichokephalie primitiv. Dies ist eine Auffassung, die viel für sich hat, und die von C. H. Stratz wie folgt begründet wird:

„Auf phylogenetischer Grundlage erscheint die Dolichokephalie als der primitivste Zustand. Der zunehmenden Bedeutung der Kopfteilsegmente entspricht zunächst ein Wachstum in der Längsachse des Körpers, darauf folgt eine lokale Anhäufung durch Knickungen, wie wir aus der Entwicklung des Gehirns erkennen können, und erst später strebt das stets größer werdende Gehirn nach einer Ausdehnung in die Höhe und Breite" [1]).

Wir betrachten nun diese Lehre von der Primitivität der Dolichokephalie, auf die sich Eugen Fischer übrigens auch an anderer Stelle stützt, indem er die brachykephale Furfooz-Rasse aus der dolichokephalen Aurignac-Rasse sich entwickeln läßt [2]) — wir betrachten diese Lehre als eine willkommene Handhabe, um die Stellung der Eskimo im Rahmen des Gesamt-Mongolentums zu ermitteln.

Als charakteristisch für die Mongolen darf man folgende Merkmale ansehen: Mongolenfleck, Mongolenfalte, stark betonte Backenknochen und äußerst schwache Behaarung. Von anderen Merkmalen sehen wir ab, weil sie für unsere Betrachtung nicht wesentlich sind. Die Eskimo haben alle hier angeführten Merkmale, Malaien und Indianer aber haben die Mongolenfalte nicht. Man wird nun annehmen dürfen, daß die Mongolenfalte jenes Merkmal war, welches sich zuletzt entwickelte; Malaien und Indianer hätten sich also vom Stamme der Vormongolen abgezweigt, die Eskimo aber erst später, d. h. zu einer Zeit, in der die Mongolenfalte schon ausgebildet war.

[1]) C. H. Stratz: „Naturgeschichte des Menschen". Grundriß der somatischen Anthropologie. Stuttgart. 1904. S. 211.

[2]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart". Bd. „Anthropologie". 1923. S. 155.

Digitized by Google

1. v. Ludendorff.

2. v. Mackensen.

3. v. Richthofen, der Fliegerkönig. Die kleine Unregelmäßigkeit an der Nase deutet einen leichten hyperboreischen Einschlag an. Solche Gesichter sieht man häufig bei norwegischen Seeleuten.

4. v. Gerlach, einer der kühnen Tauchbootführer. Bei ihm ist die Spezialisierung besonders stark erkennbar.

5. General Hoefer. Obwohl eines Armes beraubt und schwer invalid, führte er noch Sturmwellen an, was der englische Kriegsberichterstatter Gibbs mit Staunen vermerkte.

6. Tiroler. Ganz allein erbeutete er ein seine Truppe beschießendes russisches Maschinengewehr, machte es unbrauchbar und fiel dann, von Bajonetten durchbohrt. Stark spezialisierter Typus, ähnlich Nr. 4. (Nicht „dinarisch", denn die Augen sind blau.)

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

So weit wäre alles ganz einleuchtend und glaubwürdig. Stellen wir uns aber auf den Standpunkt, daß auch der Längen-Breiten-Index als Rassenmerkmal zu gelten habe und daß Dolichokephalie für die Primitiven charakteristisch sei, so verstricken wir uns in Widersprüche. Die dolichoiden Eskimo müßten sich dann früher abgezweigt haben als die im allgemeinen zur Brachykephalie neigenden Indianer; anderseits besitzen die Eskimo die erst später entwickelte Mongolenfalte und überhaupt sind die Eskimo in ihrem ganzen Habitus viel mongoloider als die Indianer.

Noch verwickelter wird das Problem, wenn wir nun auch die brünetten europäischen Brachykephalen zum Vergleiche heranziehen. Sie sollen „aus der noch nicht fertig spezialisierten mongoliden Wurzel" stammen. Allerdings besitzen sie von den vier Merkmalen, die ich oben angeführt habe, nur ein einziges, nämlich die Betonung der Backenknochen (und selbst dieses Merkmal ist nicht so ganz richtig ausgeprägt); man fühlt sich also gedrängt Einspruch zu erheben [1]). Aber, wird es auf der Gegenseite heißen, diese Osteuropäer besitzen doch das dauerhafteste Merkmal des mongolischen Stammes — die Brachykephalie!

Auf jeden Fall zeigen die brünetten europäischen Brachykephalen nur wenig mongolische Merkmale, sie müßten also die ersten gewesen sein, die sich vom Stamme der Vormongolen abzweigten. Doch war damals die Brachykephalie schon ausgeprägt. Ja, wann sollen sich denn dann die Eskimo abgezweigt haben, die doch Mongolenfleck und Mongolenfalte besitzen, aber noch auf der dolichoiden Primitiv-Stufe stehen? Und was ist es mit der so ganz unmongolischen, auffallend starken Behaarung der Osteuropäer? Erklärt doch Eugen Fischer selbst die Haarformen für „alte, tief trennende Rassenmerkmale" [2]). Allerdings fügt er hinzu, daß bei „domestizierten Arten gerade derartige Merkmale spontan sich ändern und das Neue dann erblich bleibt". Danach könnten also die vom Stamme der Vormongolen abgezweigten Osteuropäer die Behaarung erst nachträglich erworben haben. Es handelt sich aber darum, ob dies wahrscheinlich ist. Daß die Vormongolen ursprünglich in einem warmen Klima gewohnt haben dürften, nimmt auch Hermann Klaatsch an:

> „Die blauen Geburtsflecke sind wohl als Anzeichen dafür aufzufassen, daß die Vorfahren der Mongoloiden eine dunklere Hautfärbung besaßen und sich denen der Negroiden näherten" [3]).

Es müßten also die Mongoliden die latente Eigenschaft besitzen, bei Übersiedelung in ein Land mit kühlem Klima stärkeren Haarwuchs zu entwickeln. Davon merkt man aber bei den kanadischen Indianern und bei den Eskimo nicht das geringste; auch bei den uralischen Mongoliden nicht, obwohl diese durch die unausbleibliche Vermischung mit den benachbarten Osteuropäern eine starke Anregung dazu erhalten haben könnten. Aber im Gegenteil — wenn man sich solche Mischlinge aus Rußland ansieht, so gewinnt man die Überzeugung, daß die Haar-Armut dominant sein müsse. Genau ebenso scheint es bei den japanisch-ainoischen Mischlingen auf Jesso zu sein: der mongolische Bluteinschlag bedingt ein Zurückgehen der Behaarung.

[1]) Die in Osteuropa häufige mongoloide Augenform geht nicht auf die brünetten europäischen Brachykephalen, sondern auf späteren Einschlag echt mongolischen Blutes zurück. Darüber besteht keinerlei Meinungsverschiedenheit.

[2]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart". Bd. „Anthropologie". 1923. S. 199.

[3]) Hermann Klaatsch: „Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes" in „Weltall und Menschheit". Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Bd. 2. S. 315.

Digitized by Google

Mithin halte ich die Annahme, daß die brünetten Brachykephalen der Sudeten- und Karpaten-Länder „mongolid" seien und ihre verhältnismäßig starke Behaarung erst in Europa entwickelt hätten, für sehr unwahrscheinlich.

Und noch ein geographisches Moment drängt sich mir auf, welches gegen den gemeinsamen Ursprung der europäischen und mongolischen Brachykephalen spricht — nämlich die breite Lücke zwischen diesen beiden Gruppen. Die Zentren, mit denen wir es zu tun haben, sind einerseits die Sudetenländer, anderseits Mittelasien. Zwischen diesen zwei Zentren wohnen mesokephale und dolichoide Menschen der verschiedensten Rassen. Auffällig sind besonders die dolichoiden Ugrier am Ural und die gleichfalls dolichoiden Aino, die doch nur von Osteuropa ausgegangen sein können. Wie will man dieses geographische Rassenbild erklären, wenn man annimmt, daß schon seit grauester Vorzeit brachoide Menschen von Hochasien nach Europa geströmt seien?

All die vielen Tatsachen aber, welche in diesem Abschnitte kurz erwähnt worden sind und welche einander anscheinend so sehr widersprechen, lassen sich in einen harmonischen Zusammenhang bringen und weit eher verstehen, wenn man das Mongoliden-Problem und die brünette Brachykephalie Osteuropas vom Gesichtspunkte einer neuen Hypothese aus betrachtet. — Davon später.

11. Giuffrida Ruggeri.

Der Vertreter der Anthropologie an der Universität Neapel, Giuffrida Ruggeri, nimmt in Sachen des „Homo Alpinus" einen ganz andern Standpunkt ein als sein älterer Kollege in Rom, Giuseppe Sergi. Ruggeri hat auf einen alten Gedanken Karl v. Baers zurückgegriffen, wonach das Gebirge brachykephal mache, und hat diesen Gedanken weiter systematisch ausgebaut. Leider kenne ich die Ausführungen Ruggeris nur indirekt aus einem deutschen Werke; es heißt dort:

„Aus anderen Gründen hat sich Giuffrida Ruggeri gegen die Lehre vom asiatischen Ursprung der „alpinen" Brachykephalen Europas ausgesprochen [1]). Er findet es unmöglich, die schon einem ältesten (mesolithischen) Stadium der jüngeren Steinzeit angehörigen Kurzköpfe von Mugem in Portugal durch Einwanderung aus Asien zu erklären, und hält die europäischen Brachykephalen vielmehr für ein uraltes autochthones Element unseres Erdteiles. Nach ihm gehören bereits die altpaläolithischen Schädel von Krapina in Kroatien sämtlich dem brachykephalen Typus an. Dieser lebte in den Gebirgen und mengte sich langsam unter die Dolicho-Mesokephalen; dann wuchs seine Zahl, bis er kompakte Massen bildete. Er war kein Träger einer besonderen Kultur, weder der neolithischen, noch der bronzezeitlichen. Die heutigen Brachykephalen Osteuropas stammen eher aus den Karpathen, wie auch Zaborowski annimmt, als aus Asien, die Kurzköpfe Italiens, Süddeutschlands und Frankreichs aus den Alpen und den Cevennen. Starke Kurzköpfigkeit ist ein echtes Kennzeichen der Bewohner höherer Berggebiete in Europa, Asien und Amerika. Wie es eine alpine Flora gibt, so gibt es auch einen alpinen

[1]) „Contributo all' Antropologia fisica delle regioni dinariche e danubiane e dell' Asia anteriore", Firenze. 1908. („Archivio per l'Antropologia e la Etnologia", XXXVIII. 1).

Digitized by Google

Zwei Männer aus Nepal (nach Hermann Struck und Felix v. Luschan). Es sind Inder mit mongolischem Einschlag.

Menschen, und wahrscheinlich bewirken dieselben Ursachen, welche die Formen des Oberschenkels und des Schienbeines verändern, auch den besonderen Typus des Schädels, indem ein kurzer Kopf auf der Wirbelsäule leichter sein Gleichgewicht findet als ein langer. Aus dem Gleichgewichtsstreben erklärt sich vielleicht auch die gedrungene Gestalt, welche der Bergtypus des Menschen in allen Ländern aufweist. Letzteres wird man sogar eher einzuräumen geneigt sein, als das erstere“ [1]).

Die Auffassung, daß das Gebirgsleben die Schädel brachykephal mache, wurde auch von Johannes Ranke verteidigt. Carl Toldt, Rudolf Martin und Eugen Fischer sprachen sich gegen diese Hypothese aus. Fischers Argumente sind folgende:

„Zunächst kann man zeigen, daß die Kopfform doch auch innerhalb der Brachycephalie recht stark verschiedene Formen zeigt (kurvoccipitale und planoccipitale), also nicht so ohne weiteres als nach einer Richtung modifiziert genannt werden kann, und dann kann man darauf hinweisen, daß dieselben Rassen, die durch das Gebirge hier zu Rundschädeln modifiziert werden sollen, in den Gebirgen Schottlands und Skandinaviens, und daß andere Rassen in anderen Gebirgen (Pyrenäen usw.) absolut nicht modifiziert werden. Es handelt sich bei der Kurzköpfigkeit im Alpengebiet um viel kompliziertere Vorgänge, wobei auch Rassenmischung und Kreuzung eine große Rolle spielen“ [2]).

Ich möchte gegen die Lehre von Giuffrida Ruggeri vor allem geltend machen, daß auf Sardinien in dem Gebirge Gennargentu die dolichokephalsten von allen Italienern wohnen und gerade hier müssen wir annehmen, daß es sich um eine seit vielen Jahrtausenden ansässige Bevölkerung handle. Warum vermochte nun der Gennargentu seine Bewohner nicht brachykephal zu machen?

12. Die Skepsis von Johannes Ranke.

In der Münchner Wochenschrift „Frühling“ (Jahrgang 1908) veröffentlichte der greise Johannes Ranke eine populär gehaltene Abhandlung,

[1]) Moritz Hoernes: „Natur- und Urgeschichte des Menschen“. 1909. Bd. 1. S. 302.
[2]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie“ in Teubners „Kultur der Gegenwart“, Bd. „Anthropologie“. 1923. S. 131.

Digitized by Google

die sich mit dem Längen-Breiten-Index beschäftigt und von äußerstem Skeptizismus erfüllt ist. Der Verfasser meint zunächst, daß sich die bahnbrechende Entdeckung von Retzius über die alten Bewohner Schwedens in den Händen seiner Bewunderer und Nachbeter, die sie in ungerechtfertigter Weise verallgemeinerten, zu einem Hemmschuh des wissenschaftlichen Fortschritts gestaltet habe. Er stellt ferner den Grundsatz auf, daß die Kopfform an der geographischen Provinz hafte. Dann verbreitet er sich über die Plastizität des kindlichen Schädels, die von jeher durch Lagerung, durch Häubchen, Brettchen und dgl. zu Deformierungen geführt habe. Diese beiden Argumente scheinen sich eigentlich zu widersprechen, doch bringt sie Ranke insofern in Zusammenhang, als er annimmt, daß die Kopfhaltung beim Bergsteigen, Ackerbauen, Reiten usw. die Form des Kopfes, in der Richtung zur Brachykephalie verändere. Die grobe Kost des Wilden vergrößere die Kaumuskeln, die dann beiderseits am Kopfe hoch hinaufreichen, einen seitlichen Druck ausüben und so die Dolichokephalie (wenigstens zum Teile) bedingen. Dem ist entgegenzu halten, daß z. B. die vielreitenden Araber dolichoid geblieben sind und daß es auch brachoide Menschen mit sehr stark entwickelten Kaumuskeln gibt, wie die Samojeden. Daß durch die Kultur das Gehirn wachse und infolgedessen der Kugelform zustrebe, nennt Ranke die wichtigste Entstehungsursache der Brachykephalie. Aber der Schädel der Neandertal-Rasse war ungeachtet seiner mächtigen Kapazität dennoch dolichoid und auch in der Gegenwart gibt es dolichoide Menschen mit großem Gehirn, z. B. die Japaner. Hier wäre auch der „Sion-Typus" zu erwähnen, ein dolichoider Schädel-Typus mit ungewöhnlich großer Kapazität [1]).

Johannes Ranke faßte seine Ansicht epikritisch in folgenden Sätzen zusammen:

„Für Europa sind Dolichokephalie und Brachykephalie keine Rassencharaktere.

Beide Kopfformen sind primär durch den Wohnort bedingt.

Zahlreiche äußere Einflüsse wirken außerdem umgestaltend auf die Kopfform ein und zwar besonders häufig sehen wir durch solche die Kopfform nach der Richtung der Brachycephalie verändert." (Loco citato).

Man muß sich die Bedeutung dieser Sätze vergegenwärtigen: kein geringerer als der alte Ranke, der erste Inhaber eines deutschen Lehrstuhles für Anthropologie, hat nach fünfzigjähriger Beschäftigung mit kraniologischen Problemen den unerhörten Ausspruch gewagt, der Längen-Breiten-Index sei eigentlich kein Rassenmerkmal. Warum er dieses Urteil auf Europa einschränkt, weiß ich nicht, aber es genügt auch so schon, denn gerade in Europa ist mit dem „Homo Alpinus" die Frage am dringendsten zur Diskussion gestellt.

13. Walchers Versuche.

Die Skepsis von Johannes Ranke gegenüber dem Längen-Breiten-Index scheint hauptsächlich durch die Versuche Walchers veranlaßt worden zu sein [2]). Walcher hat nachgewiesen, daß man durch verschiedenartige

[1]) „Crania Helvetica". Sammlung schweizerischer Schädelformen in Gemeinschaft mit Ludwig Rütimeyer, bearbeitet von Wilhelm His. Basel und Genf. 1864.

[2]) Walcher: „Über die Entstehung von Brachy- und Dolichokephalie durch willkürliche Beeinflussung des kindlichen Schädels". („Zentralblatt für Gynäkologie", 1905). — Walcher: „Willkürlich erzeugte dolichocephale und brachycephale Kinderschädel". („Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher", Stuttgart 1906). — Walcher:

Digitized by Google

Lagerung eines Kindes dauernde Brachykephalie oder Dolichokephalie künstlich erzeugen könne. Liegt das Kind auf einem weichen Kissen, so muß es, um ungestört atmen zu können, das Gesicht nach oben halten; der Kopf liegt dann immer hinten auf, wird abgeplattet und es entsteht Brachykephalie. Liegt das Kind aber auf einem harten Kissen, so legt es den Kopf auf die Seite und es entsteht Dolichokephalie. Diese Versuche wurden mit eineiigen Zwillingen — also mit Kindern von größter Gleichförmigkeit — angestellt und es ergab sich dabei im Längen-Breiten-Index ein Unterschied von 8 Index-Einheiten.

Mit Recht bemerkt Marlinger dazu:

„Auf einen Mangel der Versuchsanordnung muß vor allem hingewiesen werden. Die Kinder befanden sich in einer Zwangslage. Das sind sie im Elternhause wohl meistens nicht ..... Extreme fallen hier in der Regel fort" [1]).

Daß man Schädel deformieren kann, ist altbekannt. Wenn aber Walchers Versuche die gänzliche Bedeutungslosigkeit des Längen-Breiten-Indexes dartun sollten, so müßte nachgewiesen werden, daß man in jenen geographischen Gebieten, welche Horste der Brachykephalie sind, die Kinder allgemein so lagere, wie es die Erzeugung der Brachykephalie erfordert. Nun wohnen z. B. in dem ganzen weiten Gebiete vom Balkangebirge bis nach Savoyen brachykephale Menschen; sie gehören aber sehr verschiedenen Völker- und Kulturkreisen an; es ist daher von vorneherein undenkbar, daß ihre Gebräuche bezüglich der Lagerung von Kindern überall dieselben sein und überall mit solcher Starrheit durchgeführt werden sollten, wie es das Walchersche Experiment verlangt. Ebenso müßte man im ganzen Mittelmeer-Gebiet, in Norddeutschland, England und Skandinavien die Kinder auf harten Kissen lagern, was durchaus nicht der Fall ist.

Walcher selbst hat ausdrücklich zugegeben, daß er die Erblichkeit der Dolicho- oder Brachykephalie nicht anzweifle, er wolle nur zeigen, daß dem Index seine seitherige Bedeutung nicht zukomme [2]). Tatsächlich ist das übergroße Vertrauen, das dem Längen-Breiten-Index früher entgegengebracht wurde, durch die Versuche Walchers erschüttert worden. Das zeigt sich auch in den Kreisen der Prähistoriker, die doch sehr oft genötigt sind, die Mitwirkung der Anthropologie anzusprechen. So schreibt z. B. Georg Wilke:

„Wenn ich auch keineswegs die Bedeutung des Schädelbaues als Rassenmerkmal unterschätzen will ....., so halte ich es doch andererseits auch nicht für gerechtfertigt, diese Bedeutung zu überschätzen. Zu dieser Zurückhaltung nötigen uns schon die bekannten Beobachtungen und Versuche S. Walchers an Neugeborenen ....." [3]).

Der Längen-Breiten-Index ist ein klares morphologisches Merkmal und wird vererbt; die entsprechende Anlage zeigt sich schon beim Fetus:

„Die erbliche Eigerform des Schädels, z. B. sein Längen-Breiten-Verhältnis", — schreibt Eugen Fischer — „also ob ein Lang- oder ein

„Weitere Erfahrungen in der willkürlichen Beeinflussung der Form des kindlichen Schädels". („Münchener medizinische Wochenschrift", 1911, Nr. 3).

[1]) B. Marlinger (Straßburg): „Über die willkürliche Beeinflussung der Form des kindlichen Schädels". („Politisch-Anthropologische Revue", XI., 2.; Maiheft 1912).

[2]) Walcher: „Über den Einfluß der Lagerung der Neugeborenen auf die Schädelform". („Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1914, S. 34 und 35).

[3]) Georg Wilke: „Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer" („Mannus", 1917, Bd. IX., S. 16).

Digitized by Google

Rundschädel entsteht, ist schon beim Fetus im 8. und 9. Monat ausgeprägt" [1]).

Bernhard Struck äußert sich dazu wie folgt:

„Tatsächlich sind, wie Hecker und Rüdinger nachgewiesen haben, Dolicho- und Brachykephalie schon intrauterin ausgebildet; unabhängig von der durch den Geburtsmechanismus entstehenden Langform lassen die Schädel von Neugeborenen in den einzelnen Knochen der Hirnkapsel bereits in ganz bestimmter Weise diejenigen Formverschiedenheiten erkennen, die die endgültige, ererbte Dolicho- oder Brachykephalie charakterisieren" [2]).

Was die Deformation anbelangt, so bemerkt derselbe Verfasser auf Seite 63:

„Überdies hat sich bei wirklich deformierenden Völkern eine merkliche Abschwächung des „erpreßten Grades" der Schädeldeformation vom infantilen zum adulten Material feststellen lassen."

Es handelt sich nun darum, ob der Längen-Breiten-Index ein Rassenmerkmal ist oder ob er innerhalb jeder Menschenart so starke Schwankungen zeigt, daß er als Rassenmerkmal unverwendbar wird. Sollte dies der Fall sein, so müßte man weiter fragen, was er denn sonst für eine Bedeutung haben könnte. Jedenfalls ist durch Walchers Versuche, die eine einfache Deformierung bedeuten, der Längen-Breiten-Index nicht gegenstandslos geworden.

14. Hans Günther

hat im Verlage von Lehmann in München eine „Rassenkunde des deutschen Volkes" herausgegeben, von der innerhalb eines Jahres drei Auflagen erscheinen konnten. Dies ist ebenso ehrenvoll für den Verfasser, wie für die deutsche Lesergemeinde. Das Buch, von dem mir die dritte Auflage vorliegt, enthält 14 Karten und 537 Abbildungen, wodurch der Text in der dankenswertesten Weise belebt wird. Schon um dieser Abbildungen willen, deren Beschaffung sicherlich mit ungeheuerer Mühe verbunden war, wird man das Buch immer wieder gerne zum Vergleiche heranziehen.

Diese Benützung darf aber nicht ohne Kritik erfolgen, denn als Lehrbuch schlechthin ist das Werk von Günther unbrauchbar [3]). Vor allem wurde es zu früh geschrieben und zu früh veröffentlicht:

Nonum prematur in annum! Dieser Vorwurf mag paradox erscheinen, ist aber dennoch berechtigt. Wenn Günther nur zwei so leicht zugängliche Behelfe, wie die „Politisch-anthropologische Monatsschrift" und das „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" wirklich aufmerksam durchstudiert hätte, so wäre ihm klar geworden, daß das, was er für den heutigen Stand der Wissenschaft ansieht, tatsächlich nur ein schwächliches, unklares Übergangsstadium ist, ein Hypothesengerüst ohne innere Harmonie, ohne Halt und

[1]) Eugen Fischer: „Die Rassenunterschiede des Menschen" in Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene"; 1923, München, Lehmann; S. 86.

[2]) Bernhard Struck (Dresden): „Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika", „Zeitschrift für Ethnologie", 1922, S. 60. — Struck verweist auf Rüdinger: „Die Rassenschädel und Skelette in der kgl. anatomischen Anstalt in München", 1892; („Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands Bd. X.; Braunschweig, Vieweg, XV u. 207).

[3]) Günther bemerkt zwar (auf S. 15), der Zweck des Buches sei nicht, sich eigentlichen Fachwerken anzureihen. Dies widerspricht keineswegs der Tatsache, daß es durch seine ganze Aufmachung als Lehrbuch für den Laien bestimmt erscheint. In diesem Sinne muß es eingeschätzt und kritisch betrachtet werden.

Digitized by Google

Festigkeit. Schon eine gründliche Durchsicht jener beiden Zeitschriften hätte Günther klar gemacht, daß in der für seine Arbeit ausschlaggebenden Disziplin, in der Anthropologie, die wichtigsten Fragen durchaus nicht geklärt waren, wohl aber rasch und stürmisch einer Klärung entgegenreiften. Günther hätte diese Klärung selbst suchen oder abwarten müssen, bevor er ein Werk veröffentlichte, das als Lehrbuch für weiteste Kreise unseres Volkes gedacht ist. Günther vermochte in der Anthropologie, die doch sein Hort und sein Ariadnefaden hätte sein müssen, nicht zu eigenem schöpferischen Denken zu gelangen; deshalb ergab er sich in blindem Vertrauen dem ipse dixit von Eugen Fischer. Dabei scheint ihm entgangen zu sein, wie vorsichtig, zurückhaltend, ja von Zweifeln bewegt der Meister selbst seine Hypothesen entwickelt.

So erklärt sich Günthers Unsicherheit gegenüber den wichtigsten Problemen der europäischen Rassenlehre: jenem des Homo Alpinus und jenem der fortschreitenden Brachykephalisierung. Daraus erwuchs dann seine Irrlehre von der Entnordung Deutschlands, die ich für besonders verhängnisvoll und für den schwersten Fehler des Buches halte.

Auch die vermeintliche Einsickerung der Ostrasse und das Vordringen der dinarischen Rasse in der Bronzezeit sind Irrtümer, die nur unterlaufen können, wenn man ein Problem nicht nach allen Richtungen durchgearbeitet hat; hier gebührt nämlich das entscheidende Wort nicht der Anthropologie, sondern der Soziologie.

In einem Falle hat Günther sich von Eugen Fischer emanzipiert und selbständig eine Hypothese entwickelt. Er schreibt:

„Die Ostrasse könnte das Ergebnis einer Umzüchtung unter der Herrschaft eines artfremden Schönheitsbildes, des nordischen, oder gar zweier Schönheitsbilder, des nordischen und des westischen, sein. Das artfremde Schönheitsbild der beiden eigentlich europäischen Rassen könnte innerhalb der Ostrasse eine Änderung in der Richtung der Auslese bewirkt haben. Durch eine Änderung in der Richtung der Auslese, der Zuchtwahl, wäre so aus einem Zweig der mongolischen Rasse die Ostrasse entstanden ... Das schmale Gesicht der langschädligen Rassen mag schließlich immer mehr als schön gegolten haben. Die Folge innerhalb der Ostrasse mußte eine Bevorzugung der Gesichter sein, deren Jochbeine am wenigsten an den Wangenseiten hinausragten" (S. 263).

Dem ist entgegen zu halten, daß ja die Gesichter der kleinen, brünetten Brachykephalen gar nicht schmal geworden, sondern breit geblieben sind, mögen auch die Jochbeine nicht so stark ausladen wie bei manchen Mongoliden. Der Haupteinwand aber, den man gegen Günthers Hypothese erheben muß, ist ein psychologischer. Wer die mongolischen Brachykephalen kennt, mit ihrem durch nichts zu erschütternden Gleichmut, der muß lächeln über den Einfall, daß gerade dieser Menschenschlag sich durch ein Schönheitsideal hätte beeinflussen lassen können — dieser sicherlich weniger als irgend ein anderer.

Dort, wo es sich in Günthers Buch um archäologische und paläoethnologische Fragen handelt, hätten die Forschungen von Gustaf Kossinna mehr herangezogen werden sollen. Daß die Bandkeramik den Urkelten (Seite 260 und 307) und die Lausitzer Kultur einem germanischen Stamme angehört haben könnten (S. 316), wird niemand zu glauben vermögen, der sich mit Kossinnas Arbeiten wirklich eingehend beschäftigt hat.

Wenn Hans Günther schreibt: „abzuweisen ist die Annahme, es habe in allen europäischen Gesittungen eine Entwicklung von ursprünglichem

Digitized by Google

Mutterrecht zu späterem Vaterrecht stattgefunden" (S. 313), so ist das eine Frage, über die man verschiedener Meinung sein kann. Jedenfalls wird noch recht eingehend darüber gesprochen werden [1]). Wenn der Verfasser aber immer wieder betont, der Nordrasse komme das Vaterrecht zu, so liegt hier eine Verwechslung der Nordrasse mit den Indogermanen vor. Bei den Indogermanen freilich hat sicherlich das Vaterrecht geherrscht, — und dies aus guten Gründen — aber unendlich viel früher, als von Indogermanen die Rede sein kann, muß doch die Nordrasse schon bestanden haben.

Der Satz „je blonder eine Bevölkerung ist, desto seltener sind die braunen Augen, desto häufiger die langen Schädel" (S. 18) muß in seinem letzten Teile bestritten werden. Geht man aus dem Kjäsan-Gebiet in das Waldai-Gebiet oder aus der Po-Ebene über die Alpen nach Oberbayern oder am Rhône-Strom hinauf bis in die Franche-Comté, so nimmt die Blondheit zu, aber auch die Brachykephalie. Dies ist von grundlegender Wichtigkeit. Eben weil die Herren diese Tatsache so oft übersehen haben, erfaßten sie nie die Bedeutung der blonden Brachykephalie.

Noch bedenklicher ist ein Verstoß, den Hans Günther auf Seite 197 begeht. Da schreibt er:

„Österreich ist dunkel gegen Bayern und Böhmen, heller gegen Mähren und überhaupt gegen Osten zu. Das fällt auf. Der Schluß ergibt sich, Österreich sei nicht von Bayern aus nordisch besiedelt worden und — um einen Augenblick zur Geschichte hin abzuschweifen — dieser Schluß trügt nicht: Markomannen und Bajuwaren sind von Osten her über Böhmen und Mähren eingewandert. Daher ist heute noch Niederösterreich heller als Oberösterreich."

Wenn der Verfasser bemerkt, daß dies auffalle, so gebe ich ihm recht; mir ist es auch sofort aufgefallen. Es hat nämlich A. Weisbach schon vor mehr als drei Jahrzehnten die anthropologischen Verhältnisse in Österreich untersucht und er stellte dabei gerade das Gegenteil von dem fest, was Hans Günther behauptet:

„Die blonden Haare sind in Oberösterreich viel häufiger, daher auch die lichten Haare insgesamt, dagegen sowohl die hellbraunen, als auch ganz besonders die dunklen Haare viel seltener als in Niederösterreich" [2]).

A. Weisbach fährt fort:

„.....in Oberösterreich sind viel mehr blaue und graue, dagegen weniger Augen aller übrigen Farben als in Niederösterreich." (Loco citato, pag. 235).

„.....Daraus läßt sich im allgemeinen entnehmen, daß der dunkle

---

[1]) Ganz verfehlt ist es, wenn Günther behauptet, das Mutterrecht kenne den Begriff des Vaters nicht (S. 312). Die Kaiserin Maria Theresia lebte in mutterrechtlichen Verhältnissen: die Kinder gehörten der Mutter, beerbten die Mutter und erhielten deren Namen. Dies beruhte auf der sog. pragmatischen Sanktion, die eben gar nichts anderes war, als eine zeitweilige Aufhebung des Vaterrechts. Niemand, der das Leben dieser Fürstin näher kennt, wird behaupten wollen, daß Maria Theresia und ihre Kinder den Begriff des Vaters nicht gekannt hätten. Das Mutterrecht hebt eben nicht den Begriff des Vaters auf, sondern nur die patria potestas, d. h. das Gewaltrecht des Gatten über sein Weib und das Gewaltrecht des Vaters über seine Kinder. Die Zügellosigkeit aber, die man so gern dem Mutterrecht in die Schuhe schieben möchte, konnte auch bei vaterrechtlichen Völkern einreißen. Das bezeugen uns am klarsten die Römer, diese unbedingtesten und schroffsten Anhänger des Vaterrechts.

[2]) A. Weisbach: „Die Oberösterreicher." („Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1894, 24. Bd., S. 234). — Vgl. auch A. Weisbach „Die Deutschen Niederösterreichs", Wien, Hölder, 1892.

Digitized by Google

Sikh, Inder. (Nach Hermann Struck und Felix v. Luschan.) — Dieser Sikh hat, gleich vielen Indern, einen kolarischen (und vielleicht auch weddoiden) Einschlag.

Algerischer Kabyle. (Nach Hermann Struck und Felix v. Luschan.) — Dieser Hamite mit der kurzen, breiten Nase hat wahrscheinlich einen Einschlag von den prähamitischen Dscherbiden.

Typus von Süden nach Norden, sowie auch von Osten nach Westen abnimmt" (Loco citato, pag. 239).

„Die Oberösterreicher haben mit den Niederösterreichern die gleiche Kopflänge gemeinsam, jedoch eine etwas größere Kopfbreite als die letzteren" (Loco citato, pag. 240).

Weisbach gibt an, die Niederösterreicher hätten einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 82.2, die Oberösterreicher hingegen einen solchen von 82.7. Er entwirft dann folgende Vergleichstabelle:

Oberösterreich:	Dolichoide (unter 79)	Niederösterreich:
20.54%		25.00%
	Brachykephale (über 82)	
59.92%		55.00%

(Loco citato, pag. 241).

Weisbach betont endlich, daß auch in Niederösterreich selbst die Brachykephalie von Osten gegen Westen zunehme. (Loco citato, pag. 242).

Hans Günther, der übrigens in diesem Falle seine Quelle nicht angibt, hat sich also geirrt und der Schluß, zu dem er kommen wollte, ist hinfällig. Es hat sich da wieder gezeigt, daß historische Argumente in der Anthropologie vollkommen versagen. Historische Ereignisse haben das Rassenbild Europas nicht nennenswert verändern können; dieses Rassenbild steht vielmehr seit dem Neolithikum in großen Zügen fest.

Im übrigen sehen wir an der mittleren Donau dieselbe wichtige Erscheinung wie an der Rhône: wenn man von Ungarn hinaufgeht gegen Bayern, so nimmt die Blondheit allmählich zu und gleichzeitig steigt der Längen-Breiten-Index; Bayern ist nämlich noch brachykephaler und noch blonder als Oberösterreich.

Mit Staunen lese ich in dem Buche Hans Günthers (S. 245), daß unser großer Hermann Klaatsch, den uns der Tod leider so früh entrissen

Digitized by Google

hat, längere Zeit hindurch Mehrstämmigkeit angenommen, schließlich aber seine Annahme wieder aufgegeben habe. Wo steht das? Meines Wissens wurde die geistige Erbschaft des heimgegangenen Hermann Klaatsch von Adolf Heilborn zusammengefaßt in dem schönen Werke „Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur" (Berlin, Bong, 1920). In diesem posthumen Werke hält Klaatsch überzeugter denn je an seinen polygenistischen Ansichten fest. Mag der Meinungsaustausch darüber, der noch lange nicht beendigt ist, wie immer ausgehen, so gelten doch die warmen Worte, welche Coenen dem Toten gewidmet hat:

„Aus Europas grauen Vorzeithöhlen führte Dich Dein Forschergeist zum entlegensten Weltteil und in australischer Wildnis und stiller Gelehrtenkammer fügtest Du den königlichen Bau Deiner Lehre von der Menschwerdung."

Günther scheint durch die Ausführungen Felix v. Luschans in der „Zeitschrift für Ethnologie" (Jahrgänge 1922 und 1923) irregeführt worden zu sein. Liest man diese Ausführungen mit Aufmerksamkeit, so findet man daß die ausschlaggebende Stelle folgende ist:

„Nur möchte ich mit aller Entschiedenheit daran festhalten, daß Hermann Klaatsch, als ich ihn zuletzt sah, mir gegenüber ganz eindeutig erklärt hat, daß er seine Idee, die Neandertal-Rasse stamme aus Afrika und die von Aurignac aus Asien, längst fallen gelassen habe ....." („Zeitschrift für Ethnologie", 1923, S. 111).

Die Frage nach der geographischen Urheimat beider Rassen ist aber ganz nebensächlich. Das Wesentliche der Theorie von Klaatsch bestand darin, daß er einerseits die Neandertal-Rasse und den Gorilla, anderseits die Aurignac-Rasse und den Orang auf je einen Vormenschen-Stamm zurückführen zu müssen glaubte. Davon, daß Klaatsch diese Theorie fallen gelassen habe, weiß niemand etwas — Günther aber scheint davon überzeugt zu sein.

Wenn freilich Felix v. Luschan (an anderer Stelle) es für angezeigt hielt, diese Lehre von Hermann Klaatsch einen „barocken Einfall" zu nennen[1]), so mögen demgegenüber die klaren Worte zitiert werden, mit welchen Klaatsch selbst seine Gegner in die Schranken wies:

„Ich möchte von vornherein betonen, daß es sich nicht um Theorien, sondern um höchst nüchterne morphologische Details handelt und daß jegliche Diskussion an diese osteologischen Fakta wird anknüpfen müssen. Diese Schlüsse, die sich aus denselben ergeben, sind logisch unvermeidliche Konsequenzen, denen sich niemand wird entziehen können, der die Tatsachen erfaßt hat. Hierzu aber gehört ein Spezialstudium, ohne welches niemand zur Opposition berechtigt ist" [2]).

Diese Worte bleiben wahr.

Auf Seite 201 seines Buches schreibt Hans Günther:

„Auf das dinarische Blut weist in Bayern auch die verhältnismäßig häufig vertretene „Adlernase" hin (die bei der nordischen Rasse selten ist").

Demgegenüber möchte ich auf eine Äußerung von Gustav Kraitschek verweisen, der ich mich vollkommen anschließe:

„Bei dieser Gelegenheit sei auch bemerkt, daß mir eine Gleichsetzung des alpinen Typus mit dem armenoiden durchaus unstatthaft erscheint, da wirklich armenoide Typen in den Alpen sehr selten sind, das

[1]) Felix v. Luschan: „Völker, Rassen, Sprachen", Weltverlag, Berlin, 1922; S. 6.

[2]) Hermann Klaatsch: „Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaume der Menschheit". („Zeitschrift für Ethnologie", 1910, S. 529).

Digitized by Google

Gesicht unserer Alpenbewohner, soweit sie langgesichtig sind, vielmehr bei mehr oder weniger brachykephalem Schädel sehr häufig nordisch erscheint. Daher ist auch die Gleichsetzung der oft stark gebogenen bajuwarischen Nase, die sich ganz ähnlich auch bei Nordgermanen findet, mit der jüdisch-armenoiden ganz verfehlt“ [1]).

Wenn Hans Günther (auf S. 206) betont, man sehe „in der Völker- und Rassenmischung Wiens immer wieder einmal Gesichter, bei denen man an einen Einschlag westischen Blutes denke“ — so hat er richtig beobachtet; ich vermisse aber eine Einordnung dieser Beobachtung in seine allgemeine Rassentheorie. Wann und auf welchem Wege sollen denn diese Westleute an die mittlere Donau gekommen sein? Von der Rhône her durch die Sundgau-Pforte? Und ging diese Einwanderung jener der Dinarier voraus oder gehört sie einem späteren Zeitabschnitte an? — Günther hätte da seinen Lesern wenigstens eine Rastvorstellung bieten sollen. Er hätte dann vielleicht die Unmöglichkeit seiner Lehre von dem späten Eindringen der dinarischen Rasse erkannt. Will er doch „das Vorwiegen dinarischen Blutes in den östlichen Alpengebieten in der Hauptsache erst einer späteren Welle dinarischer Ausbreitung, dem Vordringen südslawischer Stämme im frühen Mittelalter“ zuschreiben (Seite 268).

Widersprechen muß ich dem Verfasser endlich, wenn er den Begriff der Menschheit mit geringschätzigen Worten abtun zu können meint (S. 400 und 415), wenn er den Menschheits-Gedanken verwirft, die Menschheit „eine bedeutungsleere Zahl“ nennt und wenn er die Behauptung wagt, daß dem Begriff der Menschheit „gar nichts entspreche, was eine haltbare Grundlage für irgend eine schöpferische Überzeugung darstellen könnte.“ Hans Günthers Frage

„entspricht dem Begriff der Menschheit irgend etwas Faßbares, Greifliches, worauf sich gar eine Sittenlehre gründen ließe?“ (S. 400)

muß mit Entschiedenheit bejaht werden.

In wessen Namen ist der Kannibalismus abgeschafft worden, in wessen Namen wird die Sklaverei bekämpft, in wessen Namen wollen wir das Selbstbestimmungsrecht der Völker durchsetzen, wenn nicht im Namen der Menschheit? Es gibt einen gemeinsamen Horizont! Durch diese Erkenntnis wird die Richtigkeit des naturwissenschaftlichen Lehrsatzes, daß die Menschen ungleich seien, nicht im geringsten erschüttert. Es gibt einen gemeinsamen Horizont und auf ihm bewegt sich der Menschheitsgedanke. Ohne den Menschheits-Gedanken gäbe es keine Menschenrechte und keinen sozialen Fortschritt.

Wer das leugnet, wird vor allem den Arier abstoßen; denn es gehört zu den psychischen Rasseneigenschaften des Ariers, daß er sich für die Menschheit begeistert, für die Menschheit einsetzt, für die Menschheit opfert. Während der Nicht-Arier und besonders der arioide Mischling sich an den Menschheits-Gedanken nur dann erinnert, wenn er ihm gerade in den Kram paßt und ihn schleunigst fallen läßt, ja mit Füßen tritt, sobald er seinem Eigennutz im Wege steht — nimmt es der Arier mit dem Menschheits-Gedanken ernst; der Arier kämpft für Menschenrechte und bricht dem sozialen Fortschritt Bahn.

Solange die Tschechen unter österreichischer Herrschaft standen, konnten sie nicht laut genug Beschwerde führen über den Zwang, der sie bedrückte. Masaryk rief die Menschheit an und verlangte Freiheit für die Unterdrückten.

[1]) Gustav Kraitschek in den „Miteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“, 1914, 44. Bd., S. 329.

Digitized by Google

Kaum aber waren die Tschechen zur Macht gelangt, so hatten sie nichts Eiligeres zu tun, als ein Zerrbild des alten Österreich zu schaffen und Millionen fremder Menschen in das neue, anachronistische Staatsgebilde hineinzuzwingen. Das ist arioide Tücke und Verlogenheit und eine blutige Verhöhnung des Menschheits-Gedankens.

Demgegenüber werden einst arisch-bestimmte Männer das Selbstbestimmungsrecht erkämpfen und zwar nicht nur für ihre eigenen Völker, sondern für die ganze Menschheit. Die Menschheit ist ein unentbehrliches Postulat arisch-sozialen Denkens und in diesem Zeichen wird der Arier siegen!

Darum pflichte ich Fritz Lenz und Hans Günther vollkommen bei, wenn sie übereinstimmend erklären, daß vor allem die nordische Seele gerettet werden müsse[1]). Was ist aber diese nordische Seele anderes, als die Summe jener Ideale, die dem Arier eigentümlich sind, darunter seine Begeisterung für den Menschheits-Gedanken und sein Eintreten für Menschenrechte!

Erfreulich ist Günthers wohlbegründete Stellungnahme gegen Sigmund Feist (Seite 375), der annimmt, die Germanen seien durch ein Ostvolk sprachlich indogermanisiert worden und dieser Sprachwechsel habe die erste Lautverschiebung herbeigeführt. Mit Recht bemerkt Günther, ein solches Volk müßte sich archäologisch nachweisen lassen. Allerdings kann man dieselbe Einwendung gegen seine eigenen Hypothesen bezüglich des Vordringens der Ostrasse und der dinarischen Rasse erheben. Die Annahme, daß diese beiden Rassen keine „arteigene Gesittung erkenntlicher Art nach Mitteleuropa" mitgebracht hätten (S. 269), ist doch gar zu willkürlich und widerspricht — da es sich ja nicht um paläolithische, sondern um neolithische und metallzeitliche Wanderungen handeln soll — allen ethnologischen Erfahrungen.

Treffend sind im allgemeinen die morphologischen Beobachtungen Günthers. So hat er z. B. mit sicherem Blick erkannt, daß bei der nordischen Rasse die Lidspalte „in ihrer Längsrichtung etwa wagrecht, eher ein wenig nach außen unten geneigt liegt" (S. 49 und 129). Ich halte dieses Merkmal, das ich auch bei blonden Brachykephalen fand, für ein sicheres Anzeichen nahezu reinen arischen Blutes. Da diese Erscheinung dem mongolischen „Epikanthus" entgegengesetzt ist, möchte ich dafür die Bezeichnung „Allokanthus" vorschlagen.

Mit schönem Eifer ringt Hans Günther um eine deutsche Terminologie in der Wissenschaft. Gerne sei zugegeben, daß er viele Fachausdrücke in geschickter Weise teils umgangen, teils verdeutscht und dadurch den spröden Stoff zugänglicher und leichter faßlich gemacht hat. Für ein Werk, das sich an weitere Kreise wendet und deshalb gemeinverständlich sein soll, sind viele der Güntherschen Verdeutschungen zweckentsprechend. Wo es sich aber um fachwissenschaftliche Veröffentlichungen handelt, muß nach meinem Empfinden die lateinisch-griechische Terminologie beibehalten werden, weil sie präziser ist und weil sie auch von den ausländischen Fachgenossen verstanden wird. Auch habe ich bei Beschäftigung mit dem Lateinischen und Griechischen nicht das Gefühl, etwas Fremdem gegenüber zu stehen, im Gegenteil — diese verklungenen Sprachen der zwei großen klassischen Kulturen atmen etwas von dem Geiste und von den Wunderwerken der alten Arier. Darum halte ich es auch für verfehlt, sie ganz aus der Sprache der Wissenschaft

[1]) Fritz Lenz: „Menschliche Auslese und Rassenhygiene" in Baur-Fischer-Lenz „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", 1923, Bd. II, S. 270. — Hans Günther: „Rassenkunde des deutschen Volkes", 1923, 3. Aufl., S. 427.

Digitized by Google

und aus dem Unterricht bannen zu wollen. Nein, auch mit dem Sanskrit sollte der Mittelschüler Bekanntschaft machen.

Sehr richtig ist Günthers Hinweis auf die Bodenreform, „die durch Gesundung der Besiedelungsverhältnisse zum Schutz der Nordrasse beitragen müßte" (S. 418). Wenn er aber das Hauptgewicht auf die Schaffung von Bauernhöfen legt und die Kleinsiedelung verachtet, so muß ich ihm widersprechen, denn Bauernhöfe wird man doch immer nur für eine kleine Minderheit beschaffen können, die Kleinsiedelung aber sollte dem ganzen Volke zugute kommen. Unbedingt abzulehnen ist Günthers Leitsatz:

„Wenn 10 tüchtigen Landwirtsfamilien Raum geschaffen wird, bedeutet das für die zu mehrende Volkskraft mehr als hundert „behagliche" Kleinsiedelungen. Der Siedlungsgedanke bedarf einer Erfassung durch faustisch-nordischen Geist: „nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen."" (S. 418, Fußnote).

Das sind Vorstellungen aus der Zeit der Völkerwanderung. Damals gab es noch Land in Hülle und Fülle und wer den Wald ausrodete und einen Bauernhof anlegte, der war ein Wohltäter der Menschheit. Heute ist es umgekehrt. Wenn heute jede Familie einen Bauernhof erhalten sollte, wo kämen wir da hin! Wer statt hundert Kleinsiedelungen zehn Höfe anlegen will, der macht 90 Familien zu Landlosen, d. h. zu Proletariern, und verewigt die soziale Frage. Denn der Landlose — mit ganz wenigen Ausnahmen — ist immer ein Enterbter, immer ein Verbitterter, immer ein Empörer. Das Recht, „das mit uns geboren", ist das Recht auf Anteil an der Mutter Erde. Daher muß jedem Volksgenossen, der sich danach sehnt, dieses Recht zugebilligt werden. Die Erfüllung aber kann nur in der Kleinsiedelung liegen. Allgemeine Kleinsiedelung, wie ich sie anstrebe, würde den Begriff des Proletariers vollkommen verschwinden lassen und so die allgemeine Volkskraft in weitgehendster Weise vertiefen und entwickeln.

Dies ist die soziale Seite. Aber auch vom Standpunkt der Kulturförderung muß Günthers Leitsatz angefochten werden. Wenn wir alle Bauern würden, so wäre das ein Rückgang der Kultur. Wir wollen die Verbindung mit der Mutter Erde nicht verlieren und nicht missen, zugleich aber Techniker, Forscher, Künstler, Beamte sein. Das können wir nur bei Kleinsiedelung. In allen protestantischen Ländern hat sich das Pfarrhaus als eine Pflegestätte des Talents und der arischen Veranlagung erwiesen. Warum? Einzig aus dem Grunde, weil hier geistige Tätigkeit und Gartenarbeit Hand in Hand gehen. Nicht der Bauernhof, der Garten ist das Paradies (*παράδεισος* = pairidaeza = hortus „eingehegter Platz, Garten").

Trotz der vielen und prinzipiellen Gegensätze, die zwischen Günther und mir bestehen, erkenne ich gerne an, daß sein Buch eine schöne, inhaltreiche Arbeit ist, die ihren Platz in der Literatur der Rassenlehre stets ehrenvoll behaupten wird. Aber es gehört nicht in die Hand der Laien, sondern nur in die Hand solcher Leser, die bereits ein kritisches Urteil über Rassenfragen besitzen. Wie gering die Zahl solcher Leser ist, brauche ich wohl nicht zu erörtern. Sohin muß ich leider bekennen, daß ich die Wirkung des Güntherschen Buches auf das deutsche Volk im allgemeinen für eine ungünstige halte und zwar aus Gründen, die in den „Alldeutschen Blättern" bereits gestreift worden sind[1]). Mit seiner Lehre von der „Entnordung Deutschlands" und mit dem „ostischen" Gespenst, das er an die Wand des

[1]) H. Schemmel: „Die ostische Gefahr". („Alldeutsche Blätter"; Nr. 16 vom 18. Oktober 1924).

Digitized by Google

deutschen Hauses malt, hat Günther viel Unruhe und Besorgnis verbreitet. Treffend schreibt H. Schemmel, Günthers Buch habe

„geradezu zu einer bedrückenden Furcht vor der „östischen Gefahr" geführt; klar ausgesprochen: es scheint fast so, als ob jeder ernste, völkisch gesinnte Deutsche, der die „Rassenkunde" gelesen hat, sich schnellstens vor den Spiegel stellt und angstvoll danach forscht, ob er nicht etwa durch östische Merkmale bemakelt sei. Das ist ein unhaltbarer Zustand und hat zur Folge, daß sich wertvolle völkische Kreise rassisch entwurzelt fühlen müssen. Und das ist ja gerade das Furchtbare, daß der Zusammenbruch uns auf fast allen Gebieten des Lebens wurzellos gemacht hat; wird nun auch der letzte feste Zusammenhang untergraben, das Bewußtsein, durch die lebendigen Bande des Blutes unlösbar mit der Volksgemeinschaft verbunden zu sein, so sieht der Mensch sich rettungslos einem Chaos gegenüber, der Sinn des Lebens ist letzten Endes damit ausgelöscht..... Es geht nicht an, auf Grund der noch sehr unvollkommenen Ergebnisse einer Wissenschaft, die vielleicht doch an dieser Stelle geirrt hat, einen neuen Keil ins deutsche Volk zu treiben." (Loco citato.)

Ich habe diesen scharfen und klaren Worten nicht viel hinzuzufügen. Auch mir scheint es bedauerlich, daß ein vielgelesenes deutsches Buch in einer Zeit, in der wir mehr denn je der Einigkeit, Zukunftsfreudigkeit und Tatkraft bedürfen, durch verfehlte wissenschaftliche Konstruktionen unser Gemeinschaftsgefühl erschüttert und unser Selbstvertrauen schwächt. Günthers Buch hat ganz unnötigerweise Tausende unserer Volksgenossen erschreckt und gekränkt. Dies hebt auch Viktor Lebzelter hervor, indem er in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" (Bd. 56, S. 128) Günther folgende Zeilen widmet:

„Wir müssen uns schon weit in der Weltliteratur umsehen, um einen Autor zu finden, der im wissenschaftlichen Gewande, aber ohne jede wissenschaftliche Berechtigung den Charakter des größeren Teiles seiner Volksgenossen so verunglimpfen würde, wie Günther das tut."

Günther ist also jedenfalls vollkommen „voraussetzungslos" und „objektiv", das muß man ihm lassen. Wenn man jedoch Seite 415 und 416 seines Buches (3. Auflage) liest, so erkennt man, wie der Verfasser sich bemüht, aus dem Dilemma, in das ihn seine eigenen Theorien verstrickt haben, wieder herauszukommen; was ihm aber schlecht gelingt. Dabei verrät er uns eine traurige Tatsache, daß es nämlich „heute doch schon östisch-nordisch gemischte Menschen gibt, die auf Fortpflanzung verzichten, weil sie von ihrer Ehe nicht die „erwünschte" nordische Nachkommenschaft erwarten können". Günther, den hier offenbar ein Grauen befallen hat, wirft nun die Frage auf, „ob dies wirklich richtig gedacht ist, ob nicht ein so ernstes Ergreifen des Aufnordungsgedankens eben doch an sich schon eine nordischere Erbmasse anzeige, als solche Menschen bei sich annehmen....." — Ganz recht! Aber wenn die Theorien schon so grau werden, dann wäre es hoch an der Zeit, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten und zuzugeben, daß man sich geirrt habe.

Die deutsche Rassenlehre, wie sie Hans Günther vertritt, ist in eine Sackgasse geraten und muß umlernen. Angesichts dieser Verlegenheit will der Hinweis auf die „Maßnahmen der zielbewußten Amerikaner", von denen angeblich „viel zu lernen" sei (S. 419), gar nichts bedeuten. Ich komme übrigens auf die Amerikaner und ihren Rassenphilosophen Madison Grant später noch zurück. — — —

Digitized by Google

Zwei sog. Neger; links ein Masai, ein Äthiopier mit semitischem Einschlag; rechts ein Mann vom Senegal, ein Hamite mit äthiopischem Einschlag. — Beide nach Felix v. Luschan (der zweite nach einer Zeichnung von Hermann Struck).

Diese gründliche Auseinandersetzung mit Hans Günther schien mir notwendig, weil sein Buch zur Zeit das führende Rassenwerk in Deutschland ist.

15. Gustav Kraitschek und die „blonden Mongoliden".[1])

In seiner „Rassenkunde" hat uns Gustav Kraitschek eine Arbeit vorgelegt,[2]) die sehr bescheiden aussieht und auf den ersten Blick wenig verspricht, aber — wenn man sich in sie versenkt — sehr viel gibt. Es ist ein Büchlein in Taschenformat mit 142 Textseiten und 16 kleinen Bildertafeln. Zur Einführung in die Probleme der Rassenlehre für den Unkundigen ist es die beste Schrift, die wir gegenwärtig besitzen. Es muß eine Freude sein, als völliger Laie, ganz unbefangen, dieses Buch in die Hand zu nehmen und zum ersten Male den ungeheuern Stoff der Rassenkunde vor sich ausgebreitet zu sehen. Was ich im allgemeinen an dem Werke von Hans Günther ausgesetzt habe, gilt natürlich auch für die Schrift von Gustav Kraitschek, aber in viel geringerem Maße, weil Kraitschek nicht ein Lehrbuch, sondern nur eine Übersicht geben wollte. Trotzdem finde ich Anlaß, mich auch mit ihm kritisch zu beschäftigen.

Als Hauptfehler der Schrift von Kraitschek betrachte ich die von ihm als etwas ganz Selbstverständliches hingestellte Annahme, es seien die langgesichtigen Brachykephalen entweder als Dinarier oder als Folge „einer Mischung der nordischen Rasse mit den rundköpfigen Alpinen" aufzufassen (S. 51 und 97). Dabei widerspricht sich Kraitschek selbst, denn er versteht unter „Alpinen" die kleinwüchsigen, brünetten Brachykephalen und er gibt auf S. 52 zu, daß „bei einer Mischung heller Nordrasse mit Dunkelhaarigen und Dunkeläugigen die dunklen Farbenmerkmale überdeckend (dominant) wirken". Wie will er also die große Anzahl Blonder unter den

[1]) Diese Bezeichnung hat, soviel ich sehe, Kraitschek selbst geprägt und zuerst gebraucht in den „Mitteilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien" (Bd. 54, 1924, S. 144).

[2]) Gustav Kraitschek: „Rassenkunde", Burgverlag, Wien, 1923. (I. Band der „Urgeschichtlichen Volksbücher"; herausgegeben von der Wiener Prähistorischen Gesellschaft).

Digitized by Google

Brachykephalen erklären, wenn er bei ihnen eine brünette Komponente annimmt? Es hätte ihm da doch klar werden müssen, daß wir es in den Alpenländern, wie auch anderwärts, mit einem sehr zahlreichen brachoiden Element zu tun haben, das von Haus aus blond war.

Nun bekennt sich Kraitschek (mit Deniker, Czekanowski und Pöch) zu der Annahme einer blonden Ostrasse, die aber für die Erklärung der alpenländischen blonden Brachykephalen nicht in Betracht kommen kann, weil sie nach Kraitscheks eigenen Mitteilungen erstens nur mesokephal sein und zweitens mongoloide Gesichtszüge aufweisen soll, wie solche in den Alpenländern eben nicht vorkommen. Auf jeden Fall ist also diese „Ostrasse" für die Erklärung der alpenländischen blonden Brachykephalie gänzlich unverwendbar. Sie spielt aber eine große Rolle in der Anthropologie der osteuropäischen Flachländer, insbesondere Polens und Weißrußlands. Sie soll jenes Element sein, das den sog. „slawischen Typus" bedingt. Jan Czekanowski bezeichnet dieses Element als „präslawisch", nennt es „Typus β"[1]) und identifiziert es mit Otto Reches „Typus I"[2]). Wie mir scheinen will, ist dies kein rein blondes Element, sondern das Ergebnis einer Mischung — es frägt sich nur, aus welchen Komponenten. Die blonde (oder sagen wir: hellfarbige) Beimengung wird wohl eine zwiefache sein, nämlich zunächst die nordeuropäische Rasse, dann aber auch jene, von welcher Czekanowski sagt:

„Außer den eben besprochenen kenne ich noch aus eigener Erfahrung in Nordpolen einen extrem dolichokephalen, hellhaarigen (rote Nuancen), durch Sommersprossen charakterisierten, kleinwüchsigen, degenerierten Typus ε. Man muß ihn unbedingt vom nordischen unterscheiden. Diesen (— Czekanowski meint hier offenbar seinen „Typus ε" —) würde ich im Gegensatz zu Reche mit seinem Typus II in Zusammenhang bringen." (Loco citato.)

Anderseits wissen wir durch Ethyme Tschepourkovsky, daß die Bevölkerung Großrußlands aus zwei Haupttypen zusammengesetzt ist, dem Waldài-Typus und dem Rjäsan-Typus. Der erste hat sein Erhaltungs- und Dichtigkeitszentrum in dem rauhen und hügeligen Waldland von Waldài (Gouvernements Nowgorod und Twer), der zweite in den Gouvernements Rjäsan und Tambow südöstlich von Moskau. Den Waldài-Typus bezeichnet Tschepourkovsky als blond, brachykephal (Index 85) und von relativ

[1]) Jan Czekanowski: „Beiträge zur Anthropologie von Polen". („Archiv für Anthropologie", Jahrg. 1911). Czekanowskis Klassifikation der Menschenrassen Osteuropas ist folgende:

	α	β	γ	δ	ε
Haarfarbe	hellblond	dunkelblond	blond	schwarz?	hellhaarig, rote Nuancen
Augenfarbe	blau	hellbraun	blaugrün	braun	—
Körpergröße	168—170	161—163	170—172	170	kleinwüchsig
Spannweite	—	170—172	174—176	—	—
Längen-Breiten-index des Kopfes	77—78	81—82	84—85	86—87	extrem dolichokephal

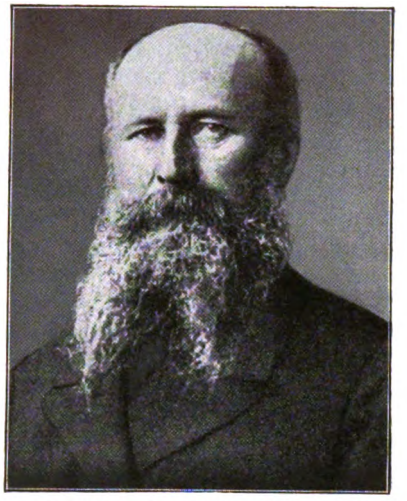
Den Typus ε behandelt Czekanowski nur im Text; ich habe ihn aber hier übersichtshalber an die Tabelle angeschlossen („Archiv für Anthropologie", X, 1911, 189).

[2]) Otto Reche: „Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen". („Archiv für Anthropologie", Jahrgang 1909).

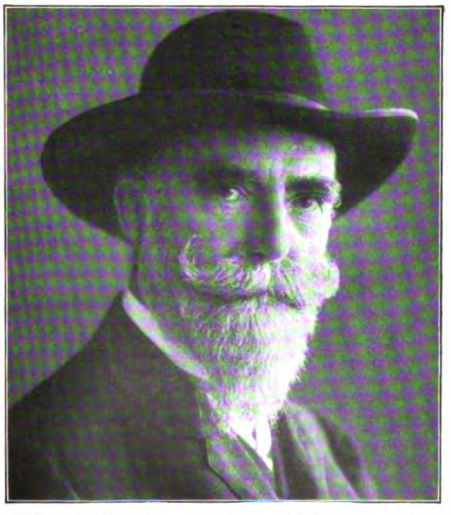
Digitized by Google

Typen von ausgeglichenen Ariern.

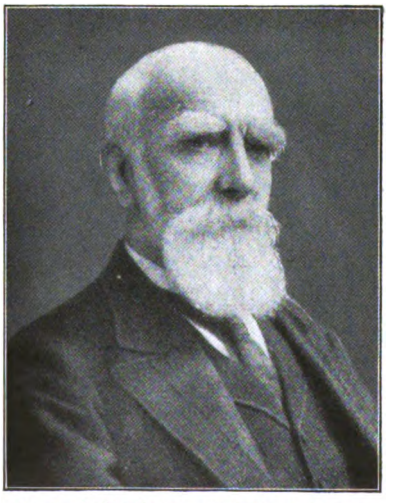
7. Admiral v. Holtzendorff.



8. W. Wereschtschagin, russischer Maler und Pazifist.



9. Wilhelm Rohmeder, bayerischer Schulmann, Gelehrter und Politiker.



10. Lord Strathcona, englischer Gelehrter.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

höherer Statur; den Rjäsan-Typus charakterisiert derselbe Forscher als dunkel, mehr dolichoid (Index 79) und von relativ niedrigerer Statur[1]). Es scheint mir nun keinem Zweifel zu unterliegen, daß der Waldai-Typus identisch ist mit Czekanowskis „Typus γ". Dieser hochgewachsene blonde Brachoide wird aber auch derselbe sein, dem wir im polnischen Adel begegnen und letzten Endes wird er eben aus dem Norden kommen, wo er in Finnland und Norwegen bekanntlich sehr verbreitet ist. Daß kleine lokale Unterschiede auftreten, darf nicht wundernehmen — sie erklären sich zwanglos aus geringen fremdrassigen Beimischungen verschiedenen Ursprungs. Im großen und ganzen ist dieser Typus überall brachykephal, hochgewachsen, von heller Komplexion und nicht mongoloid in seinen Gesichtszügen.

Vergleichen wir damit das, was Czekanowski „präslawischen Typus" oder „Typus β" nennt, so erkennen wir sofort den Unterschied; denn dieser Typus ist von kleinerer Gestalt, mesokephal und nicht so hell. Ganz klar wird uns das Verhältnis der beiden Typen zu einander aber erst, wenn wir die Abbildungen betrachten. Gustav Kraitschek gibt uns auf Tafel 7 seiner „Rassenkunde" das Bild eines typischen Vertreters der „Ostrasse"; wir sehen da eines der so gewöhnlichen osteuropäischen Gesichter mit den stark betonten Backenknochen, der breiten, konkaven Nase und den mongoloiden Augen. Vergleichen wir nun mit diesem „Typus der Ostrasse" (wie er von Kraitschek genannt wird) das Bild des „Großrussen", welches Johannes Ranke („Der Mensch", 3. Aufl., 1912, II. Bd., Farbentafel, S. 142) nach „Peuples de la Russie" (Moskau, 1894) wiedergibt, so erkennen wir den Gegensatz: dieser „Großrusse" ist ein echter Blonder mit europäischen Gesichtszügen und gerader Nase, ein Artgenosse der norwegischen, finnischen, niederländischen, bretonischen und alpinen blonden Brachykephalen. Wenngleich lokale Differenzierung von vornherein angenommen werden muß, so kenne ich doch einen Tiroler, der diesem typischen Großrussen zum Verwechseln ähnlich sieht.

Czekanowski hatte also vollkommen recht, wenn er seine beiden Typen β und γ scharf auseinander hielt. Liest man aber Kraitscheks Ausführungen über die „Ostrasse", so gewinnt man nicht nur keine Klarheit, sondern man erhält geradezu den Eindruck, als ob Czekanowskis Mesokephale, Tschepourkovskys Waldai-Typus und die mit diesem zusammenhängenden blonden Brachykephalen Finnlands und Norwegens — ein und dasselbe seien. Man vermag daher Kraitschek nicht den Vorwurf zu ersparen, daß er uns über die Anthropologie der nordslawischen Gebiete weniger sage, als er auf Grund des vorliegenden Materials hätte sagen können.

Was ist es aber nun mit Kraitscheks „Ostrasse", welche Deniker „orientalische Rasse" nannte, während Czekanowski sie als „präslawisch" und als „Typus β" bezeichnet? Was ist es mit diesem „slawischen Typus", den uns Kraitschek (in seiner Figur 25 auf Tafel 7) so treffend vor Augen führt? — Ich glaube, daß wir nur die Bahnen Czekanowskis und Tschepourkovskys weiter zu verfolgen haben, um diese Frage aufzuhellen. Der „Typus β" erscheint mir als ein Mischungsergebnis und ich vermute in ihm folgende Komponenten:

1. Czekanowskis „Typus ε",
2. Tschepourkovskys „Rjäsan-Typus",

[1]) Ethyme Tschepourkovsky: „Anthropologische Studien". („Archiv für Anthropologie", Jahrgang 1911, S. 182).

Digitized by Google

3. einen schwachen mongolischen Einschlag,
4. eine nordische Beimischung, die aber manchmal kaum erkennbar ist.

Bedenken wir doch, daß Rußland eine unabsehbare Landfläche darstellt, wo sich — genau wie in Indien — allerhand ältere Elemente in großen Rückzugsgebieten erhalten konnten. Es handelt sich aber, wenn wir die gesamten Slawen betrachten, nicht nur um Rußland, sondern auch um den Balkan und einen Teil von Mitteleuropa. Da gab es in alter Zeit recht verschiedene Rassenhorste, die dann durch die großen Bewegungen der Indogermanen und Mongolen gleichsam gerüttelt wurden. Es bildeten sich Merkmalverbindungen, denen sämtlich etwas Nordisches und etwas Mongolisches aufgeprägt ist; das eine nimmt gegen Westen zu, das andere gegen Osten.

So sind diese schwankenden „slawischen Typen" entstanden, denen kein beständiges Merkmal zukommt, als der den übrigen Indogermanen so fremde und ihnen deshalb so stark auffallende mongoloide Gesichtsausdruck. Ich sage mit Absicht „schwankende", denn diese Merkmalverbindungen sind nicht immer mesokephal und hell, wie Kraitschecks „Ostrasse", sondern oft auch brachykephal und dunkel. Immerhin zeigen sich helle Farben und mesokephale Formen in dem ganzen ungeheuern Gebiet vom Böhmer Walde bis zum Ob stark vertreten — ein neuer Beweis dafür, daß offenkundige mongolische Beimischung nicht immer mit Brachykephalie verbunden erscheinen muß.

Es erhebt sich endlich die Frage, was von dem „Typus ε" zu halten sei. Czekanowski nennt ihn degeneriert und will ihn von der nordischen Rasse grundsätzlich trennen. Ich möchte das nicht mitmachen, wohl aber diesen „Typus ε" als eine Kümmerform der nordeuropäischen Rasse betrachten. Für die Entstehung einer solchen Kümmerform sind große Zeiträume erforderlich. Man wird sich vorstellen müssen, daß ein Zweig der nordeuropäischen Rasse die letzte Eiszeit in irgendeinem ungünstigen Isolationsgebiete Osteuropas verbracht und dabei gewisse sekundäre Merkmale erworben habe. So könnte dieser „Typus ε" entstanden sein, mit seiner kleinen Gestalt und seiner Neigung zur Rothaarigkeit. Er mischte sich dann mit dem Rjäsan-Typus, mit den Mongolen, mit den Brachykephalen der Sudetenländer und auch mit der nordeuropäischen Rasse. So erkläre ich einerseits die rothaarigen und dolichoiden Ugrier am Ural, anderseits den in Mecklenburg erscheinenden „Ostorfer Typus" von Alfred Schliz und den sudetenländischen „Typus II" von Otto Reche. Diesen „Typus II" schlechthin mit der nordeuropäischen Rasse zu identifizieren, geht nicht an, weil er kleinwüchsig ist; man wird also für ihn eine Beimengung des „Typus ε" anzunehmen haben.

Es will mir scheinen, daß man nur auf solchen Wegen an die verwickelten Probleme herankommen könne, die uns der Osten Europas mit seinen verschiedenen Rückzugsgebieten und alten Rassenresten stellt. Aber der Annahme von „blonden Mongoliden" bedarf es dazu nicht. So hat sich denn auch Eugen Fischer bis heute dieser Konstruktion gegenüber ablehnend verhalten.

Bei Besprechung der mongolischen Rasse und ihrer Zweige empfindet auch Kraitschek die Eskimo als eine crux interpretis und er teilt uns mit, daß sie „durch ihre ausgesprochene Langköpfigkeit aus der Art schlagen" (loco citato, pag. 37).

Ganz im Sinne von Hans Günther stellt sich Kraitschek vor, daß die Brachoiden eingesickert seien („es handelt sich um ein allmähliches

Digitized by Google

Einsickern der rund- und kurzköpfigen Bevölkerung", S. 82). Ich komme darauf im 21. Abschnitt dieses Buches noch zurück.

Auch Kraitschek ist davon überzeugt, daß der „nordische Rassenbestandteil dahin schwinde" (S. 128), er warnt vor der Entnordung im Sinne Günthers, doch malt er die „ostische Gefahr" nicht so schwarz, läßt dem Leser mehr Zukunftsfreudigkeit und zitiert mit Recht den schönen Ausspruch von Othmar Spann, wonach das Volkstum etwas Geistiges sei (S. 126). Dies beweist, daß Kraitschek den Kern der Frage erfaßt hat.

16. Die Polarität der Menschenrassen.

Dieses Baums Blatt, der von Osten
meinem Garten anvertraut,
gibt geheimen Sinn zu kosten,
wie's den Wissenden erbaut.

Ist es ein lebendig Wesen,
das sich in sich selbst getrennt,
sind es zwei, die sich erlesen,
daß man sie als Eines kennt?

Solcher Frage zu erwidern,
fand ich wohl den rechten Sinn,
fühlst du nicht an meinen Liedern,
daß ich eins und doppelt bin!

Goethe (Westöstlicher Divan, Buch Suleika, Gingko biloba).

Wenn man in die Fremde geht, dann sieht man meistens viel schärfer und beurteilt alles viel klarer, als in der Heimat. So erging es auch den europäischen Anthropologen. Solange sie nur in Europa arbeiteten, erschienen ihnen Brachoide und Dolichoide derart gegensätzlich, daß sie keinen Augenblick zögerten, die Erklärung dafür in einem grundverschiedenen Ursprung jener beiden Menschengruppen zu suchen. Darum wurde der einen Gruppe europäische, der andern asiatische Herkunft zudiktiert. Als die Herren aber ihre Untersuchungen weiter ausdehnten und zu den Mongolen kamen, da zeigte sich's, daß mit dem Längen-Breiten-Index nichts anzufangen war. Denn von Tibet bis zur Bering-Straße und von da bis nach Grönland stand man leibhaftigen Mongolen gegenüber, der Längen-Breiten-Index aber schwankte fast von 100 bis 60. Da war guter Rat teuer. und selbst Giuseppe Sergi, der überzeugteste Verkünder des Dogmas, daß der Längen-Breiten-Index ein Hauptkriterium der Rasse sei, mußte sich zu einem Zugeständnis bequemen. Am einfachsten wäre es wohl gewesen, die Theorie umzudrehen und die mongolischen Brachoiden Hochasiens von — — Europa herzuleiten (wo es doch so viele Ultrabrachoide gibt!). Aber nachdem man sich bereits in dem Geleise der asiatischen Ursprungshypothese festgefahren hatte, so mußte ein anderer Ausweg gesucht werden. Daß die Mongolen — seien sie nun brachoid oder dolichoid — zusammengehörten, war für den fremden (und eben deshalb unbefangenen) Beobachter doch augenfällig und konnte nicht bestritten werden. Zugeben, daß der Längen-Breiten-Index überhaupt kein Rassenmerkmal sei, wollte man nicht und so verfiel Sergi als Wortführer der unentwegten Indexgläubigen auf einen Ausweg, der beleuchtet zu werden verdient. Er entwarf nämlich folgende Charakteristik der Mongolen:

„Cranio bimorfo; faccia larga, bassa, appiattita o platopica; naso mesoplatirrino; occhio asiatico, apertura palpebrale stretta, tendente alla forma triangolare; plica semilunare frequente; pelle gialla, giallastra

Digitized by Google

con varie gradazioni; iridi nere o scure; capelli rigidi, cilindrici, neri; pelosità scarsa o nulla; barba rara o nulla; statura varia, bassa, media, raramente elevata" [1]).

(„Doppelgestaltiger Schädel; Gesicht breit, niedrig, flach oder platopisch; Nase mesoplatyrrhin; Auge asiatisch, Lidspalte schmal, zu dreieckiger Form neigend; Mongolenfalte häufig; Haut gelb, gelblich mit verschiedenen Abstufungen; Iris schwarz oder dunkel; Haare straff, zylindrisch, schwarz; Körperbehaarung gering oder ganz fehlend; Bartwuchs schwach oder ganz fehlend; Gestalt verschieden, niedrig, mittelgroß, selten hoch").

Die ungeheure Masse der Mongolen zeigt also große Gleichförmigkeit; nur der Schädel ist „bimorph", d. h. bei manchen Gruppen brachoid, bei anderen dolichoid. Als ich dies zum ersten Male las, wurde mir klar, daß der Längen-Breiten-Index überhaupt kein Rassenmerkmal sein könne. Die erstaunliche somatische Gleichartigkeit der Mongolen von den brachykephalen Tibetern und Torguten bis zu den dolichoiden Japanern und den ultradolichoiden Eskimo wirkt denn doch zu überzeugend, als daß man sich noch länger täuschen lassen sollte. Kein Zweifel — wir haben es da mit einem einheitlichen Rassenstamme zu tun und Sergis Charakteristik der Mongolen, die er in zwei Teile auseinanderreißen möchte, ist de facto vernichtend für seine eigene Theorie von der alles überragenden Bedeutung des Längen-Breiten-Index als Kriteriums der Rasse.

Was aber für Ostasien gilt, das gilt auch für andere Länder. Ohne uns lange mit den afrikanischen Pygmäen zu beschäftigen, bei denen sowohl hohe, als auch niedere Indizes vorkommen, wollen wir sogleich die europäischen Verhältnisse betrachten. Wir haben da die Blonden, d. h. die Menschenart mit heller Komplexion. Diese Blonden, die aus dem Waldland Nordeuropas kommen, erregten schon im Altertum das Erstaunen der Mediterranen und Orientalen und man begriff, was auch jetzt jeder Mongole, der nach Europa kommt, auf den ersten Blick erkennt, daß nämlich diese Blonden eine eigentümliche, nur sich selbst gleiche Rasse seien. Dieser Eindruck wird eben nicht nur durch die helle Komplexion bestimmt, sondern auch noch durch eine ganze Reihe anderer Merkmale. Die moderne Anthropologie aber hat sich durch das Kriterium des Längen-Breiten-Index bemüßigt gefühlt, in den so einheitlichen Rassenstamm der Blonden einen Keil zu treiben: der dolichoide Teil durfte seine europäische Urheimat behalten, der brachoide Teil aber wurde von Asien hergeleitet. Nun leben z. B. am Nordrand des ganzen Alpenbogens Millionen blonder Menschen, die im Baue des Gesichts genau dieselben Charaktere aufweisen, wie die Nordeuropäer: sie haben ein langes Gesicht, eine schmale, hohe Nase, schmale Lippen und senkrecht stehende (orthognathe) Zähne. Insgesamt zeigt sich bei diesen Menschen in den Eigenschaften des Leibes und der Seele nur je ein Unterschied: der Körperwuchs der Brachoiden ist etwas geringer und an Stelle des Furor Teutonicus erscheint das Phlegma Raeticum. Darauf komme ich noch zurück. In allen sonstigen Eigenschaften herrscht Übereinstimmung; auch die Intelligenz ist vollkommen gleichwertig. Die Ähnlichkeit in allen Merkmalen des lebendigen Leibes und der seelischen Veranlagung drängt sich jedem unbefangenen Beobachter so sehr auf, daß nichts einer systematischen Zusammenfassung der beiden Gruppen im Wege steht, als die tote Formel des Längen-Breiten-Index.

---

[1]) Giuseppe Sergi: „Europa", pag. 540.

Digitized by Google

Es wird vielfach behauptet, dieser Längen-Breiten-Index müsse ein Rassenmerkmal sein, weil er sich nach den Mendelschen Gesetzen vererbe. Aber nach diesen Gesetzen vererbt sich jede angeborene Eigenschaft, selbst jedes Gebrechen. Ich kenne einen Mann mit einem angeborenen fehlerhaften Finger; von den vier Kindern dieses Mannes zeigt eines dieselbe fehlerhafte Anlage — also genau nach den Mendelschen Gesetzen. Soll nun dieser fehlerhafte Finger auch ein Rassenmerkmal sein?

Die Vererbung beweist in diesem Falle nichts. Trotzdem gibt es Rassentheoretiker, die bloß um des Längen-Breiten-Index willen, allen offenkundigen Tatsachen zum Trotz, die blonden Brachykephalen Europas mit den brünetten Vorderasiaten zusammenstellen, obwohl man genau weiß, daß die dunkle Komplexion dominant ist. Hier führt also der doktrinäre Index-Taumel zur Mißachtung wohlgesicherter Erfahrungen und zur Vergewaltigung der Natur.

Andere wieder behelfen sich mit der sententia vaga, die europäischen Brachykephalen seien eben schon stark „vernordet". Ja, meine Herren, wenn wir uns an solchen Gemeinplätzen genüge sein lassen, dann bedarf es keiner exakten Anthropologie mehr, denn das trifft jede Gemüsehökerin!

E. Scheffelt, der an den mongoliden Ursprung des Homo Alpinus glaubt, bemerkt gleichwohl:

> „Schließlich kann sich jeder Wanderer davon überzeugen, daß die bayerischen Alpen von einer überwiegend großwüchsigen und ziemlich blonden Bevölkerung bewohnt sind; man findet den alpinen Typus auf dem Lande weniger als in München selbst" [1]).

Danach wäre also das oberbayerische Gebirge stärker „vernordet" als die oberbayerischen Städte. Dies widerspricht zwar allen Ergebnissen der Anthropo-Soziologie, doch könnte man jene Annahme immer noch hingehen lassen, wenn die Gebirgsbevölkerung nicht eben brachoider wäre, als die der Städte.

Nun hat uns Nyström durch seine Untersuchungen gezeigt, daß in Schweden die höheren Stände weniger dolichoid sind, als die unteren [2]). Da könnte man schließlich auf den Gedanken verfallen, die richtige „Vernordung" äußere sich durch eine Zunahme des Längen-Breiten-Index!

Demgegenüber führt Gustav Kraitschek seine „Dolichoid-Brachykephalen" auf den Plan, indem er nachweist, daß es unter den Intellektuellen wohl viele Brachoide gebe, daß aber diese Brachoiden wegen der absoluten Länge ihrer Schädel eigentlich den Dolichoiden zugezählt werden müßten [3]). Er hält diese „Dolichoid-Brachykephalen" für ein „Mischprodukt der langköpfigen nordischen und der rundköpfigen alpinen Rasse, das aber in seinen Merkmalen meist der ersteren näher steht, wie aus dem Vorherrschen bedeutender Körpergröße, einer Neigung zu helleren Farbenmerkmalen und der Häufigkeit nordischer Gesichtsbildung hervorgeht" (S. 13).

Ähnliche Beobachtungen hatten schon seinerzeit Broca und Lapouge gemacht; sie nannten Individuen mit bedeutender Kopflänge und hohem Index „eurykephal". Lapouge wies besonders darauf hin, daß in England

---

[1]) E. Scheffelt: „Rassenanatomische Untersuchungen an europäischen Haaren". (Archiv für Anthropologie, Bd. XIV. bzw. 42, 1915, S. 104).

[2]) Nyström: „Formenveränderungen des menschlichen Schädels" (Archiv für Anthropologie, 1902).

[3]) Gustav Kraitschek: „Beiträge zur Frage der Rassenmischung in Mitteleuropa", (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 44, 1914).

Digitized by Google

der Längen-Breiten-Index der Gebildeten etwas höher sei, als der mittlere des Gesamtvolkes [1]).

Weit entfernt davon, dies bestreiten zu wollen, möchte ich nur bemerken, daß die Einschätzung des Längen-Breiten-Index als Hauptkriteriums der Rasse dadurch noch fraglicher gemacht wird. Jedenfalls wäre ihm, wie auch Kraitschek hervorhebt, der Hinterhaupts-Längenindex von Otto Reche vorzuziehen [2]).

Da darf es uns nicht wundernehmen, wenn manche Forscher ganz im Stillen, als ob es eine selbstverständliche Sache wäre, über den Längen-Breiten-Index einfach hinweg gehen. So verglich z. B. M. W. Hauschild den Borreby-Typus mit der Cro-Magnon-Form und schrieb:

„Stutzig macht nur der hohe Längen-Breiten-Index des Borreby-Typs, den Nielsen auf 80·4 angibt. Nun ist dieser Index aber sehr variabel und meines Erachtens ein Umstand, der gegenüber der sonstigen Übereinstimmung mit dem Cromagnon weniger ins Gewicht fällt" [3]).

Für Hauschild ist also der Längen-Breiten-Index schlechthin „sehr variabel". Noch weiter geht Franz Boas, der es wagt, von „lang- und kurzköpfigen Individuen derselben Rasse" zu sprechen [4]). Und Viktor Lebzelter bricht bei Beurteilung der Neu-Kaledonier und Loyalty-Insulaner gar in die Worte aus:

„Die Tatsache, daß wir innerhalb einer dolichoiden Rasse kurzköpfige Lokalvarietäten finden, bei denen sogar extreme Kurzköpfe in gewisser Zahl vorkommen, Lokalvarietäten oder wie wir zu sagen pflegen, „Typen", die wohl nicht durch fremde Beimischung entstanden sind, zerstört viele luftige Hypothesengebilde und stellt unsere Rassensystematik vor ganz neue Probleme" [5]).

Nun denn, da wäre es ja gar nichts haarsträubendes mehr, wenn man die Mongolen von Hochasien bis Grönland, ohne Rücksicht auf den Längen-Breiten-Index, als einen Rassenstamm betrachten wollte und ebenso die Nordeuropäer, von Skandinavien bis Tirol! Einen dritten großen Rassenstamm würden die Mediterranen und Armenoiden bilden. Das ganze Mittelmeergebiet nebst der ausgedehnten arabischen Halbinsel wird bekanntlich von dolichoiden Menschen bewohnt, die ganz allmählich durch Syrien hindurch in die brachykephalen Armenoiden übergehen.

Damit öffnet sich der erste Einblick in vollständig neue Möglichkeiten. Ehe wir aber diese weiter verfolgen, wollen wir die physiologische Betrachtungsweise verlassen und das Gebiet der Psychologie betreten. C. O. E. Arbo hat die im südwestlichen Norwegen lebenden Brachoiden untersucht und konstatiert, daß sie in ihrer großen Mehrheit blond und helläugig seien; er fand unter ihnen nur 4½% braune Augen. Es handelt sich also um eine Bevölkerung, die gleich der benachbarten dolichoiden überwiegend hellfarbig ist. Arbo stellte nun bezüglich dieser beiden hellfarbigen Menschengruppen, die im Längen-Breiten-Index beträchtlich von einander abweichen, auch psychologische Beobachtungen an und kam zu folgendem Ergebnis:

---

[1]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son role social"; Paris 1899; pag. 445.
[2]) Otto Reche: „Längen-Breiten-Index und Schädellänge" (Archiv für Anthropologie, 1911).
[3]) M. W. Hauschild: „Zur Anthropologie der Cro-Magnon-Rasse". (Zeitschrift für Ethnologie, 1923, S. 58).
[4]) Franz Boas: „Kultur und Rasse", Leipzig 1914; S. 77.
[5]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1923, Bd. 53, S. 299.

Digitized by Google

Schammar-Araber (nach Felix v. Luschan). Dieser Mann hat jene bei den arabischen Beduinen oft vorkommende kleine Nase, die aber doch unverkennbar semitisch ist.

Araber (nach Ripley). An diesem Individuum zeigt sich deutlich die normale, lange Semitennase (verbunden mit dolichoider Schädelform).

„In geistiger — volkspsychologischer — Richtung läßt sich ein ziemlich großer Unterschied zwischen den Brachykephalen und den Dolicho-Mesokephalen bemerken. Die ersteren sind im allgemeinen tiefsinnige, etwas grüblerische Leute, die sich gern mit abstrakten, metaphysischen und religiösen Materien befassen, sie sind jedenfalls ziemlich zu religiösen Grübeleien geneigt, können ihre Worte gut belegen, sind aber weniger Leute mit Unternehmungskraft und Energie, diese kommen mehr den Dolicho-Mesokephalen zu, die mehr, wie die Engländer sagen, „matter of fact-Männer" sind" [1]).

Nun begreifen wir auch, weshalb Lapouge von einer „division naturelle", einer natürlichen Scheidung und gesonderten soziologischen Bestimmung dieser beiden Menschengruppen sprechen konnte. Er beleuchtete die Unterwerfung der Brachoiden unter die Dolichoiden und knüpfte daran folgende Betrachtung:

„Si cette subordination remontait a l'origine même des races, nous aurions ainsi un remarquable exemple de la division naturelle du travail social. Aux dolichoïdes le travail intellectuel, les lettres, la science, l'art, la direction des affaires, aux brachycephales le travail manuel, et surtout celui de la terre, le plus dur, le plus matériel de tous" (Pag. 238.)

„L'Aryen aime a se mettre en avant, le brachy a rester en arièrre" (Pag. 375.)

(Wenn diese Unterordnung bis zum Ursprunge der Rassen zurückreicht, so hätten wir hier ein bemerkenswertes Beispiel der natürlichen sozialen Arbeitsteilung. Den Dolichoiden die geistige Betätigung, Wissenschaften und Künste, die Leitung der Unternehmungen, den Brachykephalen die Handarbeit und besonders die landwirtschaftliche Arbeit, die härteste und materiellste von allen. ..... Der Arier (das ist bei Lapouge der Dolichoide) stellt sich mit Vorliebe an die Spitze, der Brachykephale hält sich zurück [2]).

[1]) C. O. E. Arbo: „Zur Anthropo-Ethnologie des südwestlichen Norwegen". (Archiv für Anthropologie, 1905, S. 314).

[2]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social"; Paris 1899.

Digitized by Google

Und bei Heinrich Driesmans lesen wir:

„Es gilt als eine anthropologisch erwiesene Tatsache, daß Herrenbewußtsein und Herdenbewußtsein in Korrelation stehen mit Langköpfigkeit und Rundköpfigkeit" [1]).

Diese psychologische Betrachtungsweise des Längen-Breiten-Index war zunächst (wie das ja begreiflich ist) durch subjektive Stimmungen ungünstig beeinflußt. Es gelang jedoch der anthropo-soziologischen Schule, an deren Spitze Otto Ammon stand, diesem Übelstande zu steuern und auf den Boden einer wissenschaftlich exakten, objektiven Methode zurückzukehren. Man stellte durch Messungen fest, daß die vom Lande in die Städte abwandernden Leute durchschnittlich dolichoider und höher gewachsen sind, als die auf dem Lande zurückbleibenden. Es entstand die Lehre von der „sozialen Auslese" [2]). Man stellte sich vor, daß der Nordeuropäer oder — wie sich Lapouge ausdrückte — der „Arier", als der eigentliche Kulturträger, von den Städten angezogen werde, wo er dann zugrunde gehe, weil die aufreibende Wirkung des Stadtlebens im Vereine mit dem dort herrschenden Geburtenrückgang die Familien nach einigen Generationen vernichte. Wir haben da die Anfänge der „Entnordungs-Lehre". Abgesehen davon, daß man „dolichokephal" und „nordeuropäisch" ohne weiteres für identisch hielt, war die Entdeckung sehr bedeutungsvoll. Lapouge versuchte sie sogleich systematisch auszuwerten und es entstand sein Loi d'émigration (Auswanderungsgesetz):

„Dans une population en voie de dissociation par déplacement, c'est l'élément le moins brachycéphale qui émigre le plus." (Pag. 422).

„La dissociation par déplacement ne comporte une sélection que si elle est volontaire, et si le déplacement suppose une certaine dose de hardiesse et d'esprit d'aventure. Il faut donc distinguer deux catégories de migrateurs: ceux qui se déplacent en vertu d'un caractère entreprenant et ceux qui le font par imitation, ou par contrainte". (426.)

(Innerhalb einer Bevölkerung, die sich durch Abwanderung auflöst, sind es die am wenigsten brachykephalen Elemente, die am meisten abwandern).

(Die Auflösung durch Abwanderung bedeutet nur dann eine Auslese, wenn sie freiwillig erfolgt und wenn die Abwanderung ein gewisses Maß von Kühnheit und Abenteuerlust voraussetzt. Deshalb muß man zwei Kategorien von Auswanderern unterscheiden: solche, die auswandern, weil sie unternehmenden Sinnes sind, und solche, die es nur aus Nachahmungstrieb oder gezwungen tun [3]).

Lapouge wies auch mit Recht darauf hin, daß die aus Europa stammenden Kolonialbevölkerungen im Durchschnitt sämtlich dolichoider oder weniger brachykephal seien, als ihre europäischen Muttervölker. In Algier z. B. ergaben 174 Franzosen einen mittleren Längen-Breiten-Index von 80·9, während der mittlere Längen-Breiten-Index in Frankreich 83 beträgt. Der mittlere Längen-Breiten-Index der in Algier wohnenden Italiener ist etwa 78, jener der Italiener in Italien 82·6. Auf den kanarischen Inseln ergaben 50 Schädel von spanischen Kreolen (das sind Leute ohne farbige Beimischung) einen mittleren Längen-Breiten-Index von 74·5,

[1]) Heinrich Driesmans: „Rasse und Milieu", Berlin, 1902; S. 200.

[2]) Otto Ammon: „Die natürliche Auslese beim Menschen"; Jena 1893. — Derselbe: „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen"; 1895.

[3]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son role social". Paris 1899.

Digitized by Google

während er für spanische Schädel in Spanien 76·4 beträgt. Der mittlere Längen-Breiten-Index von 20 portugiesischen Kreolenschädeln der Azoren war 73·5, jener von 494 Portugiesen-Schädeln in Portugal: 75.

Zu ganz übereinstimmenden Ergebnissen kam C. C. Closson, der die kraniologischen Verhältnisse in Kalifornien untersuchte. Er berichtet darüber:

„Um die Kopfform näher zu bestimmen, habe ich neuerdings in Kalifornien Messungen vorgenommen an Individuen, welche zum Teil selbst von Europa ausgewandert und zum Teil die Söhne von solchen Ausgewanderten sind. Die Messungen von 40 Individuen von Frankreich zeigten folgendes: 20 von dem Departement Hautes-Alpes hatten einen durchschnittlichen Kopfindex von 83·68. Collignon hat den durchschnittlichen Kopfindex in jenem Departement 84·9 gefunden. Gleicherweise ist der Index von 11 Auswanderern von dem Departement Basses Pyrenées 81·12; wogegen der Index der ansässigen Bevölkerung nach Collignon 83 ist. 9 weitere Franzosen von verschiedenen Departements zeigen 82·9; der Durchschnitt der Indizes derselben Departements ist nach Collignon 84·04. — Messungen an 5 Individuen aus dem Großherzogtum Baden zeigen einen durchschnittlichen Index von 81·4; wogegen die ansässige ländliche Bevölkerung nach Ammon 83·67 zeigt ..... Über die Kopfform der lebenden Bevölkerung der übrigen Staaten Deutschlands ist nichts Genaueres nachgewiesen. Aber aus Ripleys Zusammenstellung aller hierhergehörigen Tatsachen ergibt sich, daß in Norddeutschland die durchschnittlichen Indizes ungefähr 79—81, in Süddeutschland etwa 82—84 ..... ausmachen. 15 in Amerika gemessene Individuen aus verschiedenen Teilen Norddeutschlands geben einen Index von 78·28; 24 von Süddeutschland geben 81·33. — Im allgemeinen weisen die Untersuchungen darauf hin, daß die Auswanderer von Europa wenigstens nach den westlichen Staaten Amerikas mehr langköpfig (sowie auch von größerer Körpergestalt) als die in ihrer Heimat ansässige Bevölkerung sind. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß die Auswanderung von Europa und der Zug nach dem amerikanischen Westen von Auslesevorgängen beherrscht sind, und zwar von ganz ähnlichen, wie die inneren Wanderungen in Europa. In beiden, den inneren und den äußeren Wanderungen, gibt es eine Auslese der tatkräftigsten, unternehmungslustigsten, dem Typus Homo Europaeus am nächsten stehenden Leute“ [1]).

Daß die Auswanderer eine Auslese seien, hatte man also erkannt. Wenn man nun gleich den Schluß zog, sie müßten auf jeden Fall eine Auslese der nordeuropäischen Elemente bilden, so erklärt sich dieser Irrtum hauptsächlich aus der sichtbar werdenden Korrelation von Dolichokephalie und hohem Wuchs — sowohl bei den in Europa vom Lande nach den Städten ziehenden, als auch bei den von Europa in die Kolonialgebiete Auswandernden. Tatsächlich scheint sich diese Korrelation mehr und mehr zu bestätigen; sie ist aber eine allgemeine Erscheinung. So sagt Rudolf Martin:

„Die Großen neigen überall mehr zur Dolichokephalie als die Kleinen“ [2]).

Und Eugen Fischer schreibt:

„Mit zunehmender Körpergröße nimmt das Längenwachstum des Schädels etwas mehr oder rascher zu als die Breitenausdehnung; so kommt

[1]) Carlos C. Closson: „Die Auswanderung von Europa im Lichte der Sozial-Anthropologie“ (Naturwissenschaftliche Wochenschrift, Berlin 1899, Bd. 14, Heft 19, S. 219).

[2]) Rudolf Martin: „Lehrbuch der Anthropologie“; Jena 1914; S. 680.

Digitized by Google

es, daß die Schädel bei Steigerung der Körpergröße etwas länglicher werden, einen etwas kleineren Längen-Breiten-Index bekommen" [1]).

Aus dem Umstande, daß die Auswandernden größer sind, als die Zurückbleibenden, darf man also noch nicht schlechthin folgern, die Auswandernden müßten der nordeuropäischen Rasse angehören. Dagegen spricht z. B. in dem von C. C. Closson angeführten Falle der durchschnittliche Längen-Breiten-Index von 83·68 bei den aus dem Departement Hautes-Alpes Ausgewanderten; dieser Index wäre für eine Auslese der nordeuropäischen Elemente viel zu hoch. Auch gilt die Auslese der dolichoideren Individuen, wie wir gesehen haben, sogar für Portugal, wo die Nordeuropäer so spärlich gesät erscheinen, daß sie nicht in Betracht kämen, und wo sie auch keine dolichoide Auslese bilden könnten, weil sie gar nicht dolichoider sind als die bodenständige mediterrane Bevölkerung. So bleibt eben nichts übrig, als, wie es Lapouge tat, das „Loi d'émigration" ganz allgemein zu formulieren und nicht von einer Abwanderung der Nordeuropäer, sondern bloß von einer solchen der „weniger brachykephalen Elemente" zu sprechen.

Alfred Ploetz äußerte sich dazu wie folgt:

„Die Auswanderer scheinen eine langköpfigere Auslese aus der Mutterbevölkerung zu sein" [2]).

Dieselbe Tatsache dürfte Felix v. Luschan vorgeschwebt haben, als er schrieb:

„Man wird damit rechnen müssen, daß die Auswanderer sich nicht nur psychisch von den Zurückbleibenden unterscheiden — denn das tun sie, sonst würden sie nicht auswandern — sondern auch in ihren körperlichen Eigenschaften" [3]).

Natürlich gilt das nicht nur für die Europäer — es muß für alle Menschengruppen gelten. Tatsächlich sehen wir, daß z. B. die Bewohner von Inseln fast immer dolichoider (oder weniger brachoid) sind, als die Bewohner der benachbarten Kontinente. Umgekehrt hat schon Otto Ammon vermutet, die Brachykephalie der Gebirgsbewohner dürfte durch Abwanderung der dolichoiden Elemente verursacht oder wenigstens verstärkt worden sein. Diese Erscheinungen sind aber nicht an Europa gebunden, sondern kehren ebenso gut auf den Inseln und in den Gebirgsländern von Afrika und Asien wieder.

Wenn man das alles bedenkt, wird man mehr und mehr zu der Auffassung neigen, der Längen-Breiten-Index sei ein Merkmal, welches die unruhigeren, unternehmenderen und wanderlustigeren Menschen von den zäheren, bedächtigeren und bodenständigeren scheide. Gilt das aber für alle Länder und Völker, so ist der Längen-Breiten-Index kein Rassenmerkmal, sondern ein phrenologisches Merkmal!

Diesen Gedanken hat Ludwig Woltmann schon gestreift in seiner tiefschürfenden, viel zu wenig gewürdigten „Politischen Anthropologie" (Jena, 1903; S. 255). Bemerkenswert ist auch, was Johannes Ranke darüber dachte; er schrieb:

„Die bahnbrechenden ersten Arbeiten von Anders Retzius über

---

[1]) Eugen Fischer: „Die Rassenunterschiede des Menschen" (Baur-Fischer-Lenz: „Menschliche Erblichkeitslehre"; München 1923; S. 89).

[2]) Alfred Ploetz: „Sozialanthropologie" (Teubner, „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923; S. 595).

[3]) Felix v. Luschan: „Rassen und Völker" (Ullsteins Weltgeschichte, Band „Altertum", S. 68).

Digitized by Google

die Schädelformen, welche die Grundlage der modernen Kraniologie geworden sind, waren teilweise geradezu gegen die Phrenologie gerichtet. Aber jede Mode kehrt wieder, so auch unter neuem Gewande die scheinbar endgültig begrabene Phrenologie“ [1]).

Gewiß muß jede Mode wiederkehren, die einen vernünftigen Kern enthält; es handelt sich eben darum, diesen Kern zu retten. Was war eigentlich der Grundgedanke der Phrenologie? — Doch nur der, daß man aus den äußeren Formen des Kopfes und Schädels auf gewisse psychische Eigenschaften schließen könne. Dieser Gedanke ist zweifellos richtig; es handelt sich nur darum, Übertreibungen und Phantastereien zu vermeiden. Wir wissen, daß das Gehirn den Schädel modelliert. Wenn wir nun in allen Weltteilen und bei allen Menschengruppen immer wieder feststellen können, wie Unternehmungsgeist und Wanderlust einerseits, Bedächtigkeit und Bodenständigkeit anderseits in Korrelation stehen mit Dolichokephalie und Brachykephalie, so werden wir eben zu dem Schlusse gedrängt, daß der Längen-Breiten-Index ein phrenologisches Kriterium sei.

Eine Ahnung davon scheint Lapouge gehabt zu haben, als er schrieb:

„Il est possible que la disposition et la grandeur relative des parties du cerveau soit telles chez les races à crâne long que le siège de certaines facultés soit plus developpé chez elles [2]).

(Es könnte die Lagerung und Größe der betreffenden Gehirnpartien bei den dolichoiden Rassen eine solche sein, daß der Sitz gewisser Eigenschaften besser entwickelt wäre).

Tatsächlich sind die motorischen Zentren in eigentümlicher Weise um den Sulcus centralis (Rolandi) gruppiert. Warum sollte da nicht bei dolichoiden Menschen dieses „motorische Rindenfeld“ eine Lagerung haben, die eine leichtere Erregbarkeit bedingen würde? — Die morphologischen Charaktere, um die es sich da handelt, sind vielleicht so subtil, daß man ihnen anatomisch nicht recht beikommen kann. Hier aber liegt der Schlüssel zum Verständnis des Problems, das uns Retzius mit seinem viel mißbrauchten Längen-Breiten-Index gestellt hat. Man könnte die Dolichokephalen geradezu „die Motoriker“ nennen, im Gegensatz zu den beschaulichen, konservativen Brachykephalen [3]).

Zu einem ähnlichen Ergebnis ist auf ganz anderem Wege der Maler Burger-Dillingen gelangt, der sich mit physiognomischen und psychologischen Studien beschäftigt [4]). Sein Kommentator W. Bräunlich schreibt:

„Hat das Schädeldach von oben und im ganzen betrachtet, eine mehr längliche Form (Langschädel), dann betätigt sich ein solcher Mensch gern nach außen, er begnügt sich nicht mit seiner eigenen Person, sondern will auf seine Mitmenschen einwirken, er ist also gewissermaßen agitatorisch veranlagt, während Menschen, deren Schädeldach wie ein in sich geschlossener Kreis (Rundschädel) erscheint, mehr ihrer Person und ihrem Behagen leben, weniger beweglich sind; ihre Gedanken gehen gewissermaßen im Kreise immer wieder zum eigenen Ich zurück.....

---

[1]) Johannes Ranke: „Der Mensch“ (3. Aufl., Bd. I., S. 587, 1911).

[2]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social“; Paris 1899; pag. 395.

[3]) Die Bezeichnung „Motoriker“ für die Dolichoiden hörte ich zuerst von Dr. Ehrlich, einem in Neapel wirkenden österreichischen Arzte.

[4]) R. Burger-Dillingen: „Geheimnis der Menschenform“, Leipzig, Fritz Eckhardt; 2 Bände.

Digitized by Google

Ist der Schädel bei den Langschädeln hoch, dann sind sie zu aufbauender, dem Allgemeinwohl gewidmeter Tätigkeit wie berufen, bei niedrigem Schädel neigen sie zu brutaler Herrschsucht; ein hoher, runder Schädel neigt besonders zu philosophischer, religiöser und mystischer Denkungsart, ein niederer Rundschädel kennt nichts als seine eigene liebe Person [1]).

Ich stehe also eigentlich nicht einmal allein, wenn ich die Ansicht vertrete, daß der Längen-Breiten-Index keineswegs die Menschenarten trenne, sondern daß er innerhalb jeder Menschenart variabel sei, mit einer Schwankungsbreite etwa von 60 bis 100. Individuen mit sehr verschiedenem Längen-Breiten-Index können demnach derselben Menschenart angehören; sie unterscheiden sich nur — wenn man so sagen darf — im Temperament. Aber die allgemeine somatische und seelische Veranlagung und insbesondere die Intelligenz ist dieselbe. So hatte Kant einen Längen-Breiten-Index von 88·5; er war also hyperbrachykephal und dennoch ein Germane! Er war aber auch kein „Motoriker", kein Seefahrer oder Freischaren-Führer, sondern ein ruhiger, beschaulicher Gelehrter, der bezeichnenderweise seinen Geburtsort nie verlassen hat. Brachykephal waren auch Schiller mit 84, Hamerling mit 85·3, Schopenhauer mit 86 und Leibniz mit 90·3. So hohe Indizes lassen sich nicht mehr durch die stärkere Entwicklung des Vorderhirns bei den „Eurykephalen" und „Dolichoid-Brachykephalen" erklären, sondern führen zu der Erkenntnis, daß eben auch bei echten Ariern die Hyperbrachykephalie ebenso normal ist, wie die Dolichokephalie [2]). Der Längen-Breiten-Index schwankt bei allen Rassenstämmen der Menschheit und jeder Rassenstamm hat ebenso gut seine Dolichoiden, wie seine Brachoiden. Die ersten bilden eine Auslese der Unruhigen, die zweiten eine Auslese der Bedächtigen. Dies ist das Gesetz von der kraniologischen Polarität.

Wo liegt nun die Mitte zwischen beiden Polen? Th. Mollison meint, man solle „die Ausdrücke dolichokephal und brachykephal ohne feste Grenzen, etwa wie Osten und Westen gebrauchen" [3]). Aber irgendwo muß — wenn auch nicht ein mathematischer Grenzpunkt, so doch wenigstens eine Wendezone gedacht werden. Anders Retzius nahm an, daß die Grenze beider Schädelformen beim Index 80 liege. Und Johannes Ranke schrieb ausdrücklich:

„Der Längen-Breiten-Index 80 kann als die wahre mittlere Schädelbreite der Menschheit angesehen werden" [4]).

Alfred Ploetz empfiehlt zwei Grenzpunkte, nämlich 82 am Lebenden (Kopfindex) und 80 am Skelett (Schädelindex) [5]); bei Messungen am Skelett und am Lebenden ergeben sich nämlich Differenzen, die um so bedeutender sind, je niedriger der Index. Wirklich scheint man mit der Annahme von Ploetz den tatsächlichen Verhältnissen am nächsten zu kommen.

Der durchschnittliche Längen-Breiten-Index eines ungestörten Rassenstammes sollte demnach ursprünglich (an den Lebenden gemessen) stets 82 betragen; freilich nicht in dem Sinne, daß nur Individuen mit Kopfindex 82 vorhanden wären; vielmehr wird es neben einem Grundstock von Individuen mit 82 auch solche mit höherem und mit niedrigerem Längen-

[1]) W. Bräunlich: „Menschenkenntnis und Charakterkunde", Berlin 1913; S. 18/19.

[2]) Über die Bezeichnung „Arier" siehe den Abschnitt „Das Ariertum und die Indogermanen".

[3]) Th. Mollison: „Schädel- und Skelettlehre" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", S. 48.

[4]) Johannes Ranke: „Der Mensch", 2. Aufl. 1894. Bd. II., S. 214.

[5]) Alfred Ploetz: „Sozialanthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923, S. 598.

Digitized by Google

Breiten-Index geben. Tritt nun eine Störung ein, z. B. dadurch, daß in erreichbarer Entfernung ein besiedelungsfähiges Neuland entdeckt wird, so muß eine Spaltung des Rassenstammes einsetzen: ihrem lebhafteren Temperamente gemäß werden nämlich zunächst die dolichoidesten Individuen aus der Heimat nach jenem Neuland abwandern; erst später, nach und nach, werden auch brachoide folgen.

Die Störung kann auch anderer Art sein. Wird das in Ruhelage befindliche Rassenvolk von einem übermächtigen Feinde angegriffen, so werden die Dolichoiden wahrscheinlich zugrunde gehen, die Brachoiden aber werden sich — wenn weiterer Widerstand nutzlos erscheint — durch Rückzug in schwer zugängliche oder wenig begehrte Gebiete der feindlichen Macht und Waffenwirkung zu entziehen suchen.

So kann auf einem Neuland ein Horst von Dolichokephalie und in einem Rückzugsgebiete ein Horst von Brachykephalie entstehen. Dehnen sich diese beiden Menschengruppen später wieder aus, berühren sie sich und vermischen sie sich — etwa so wie in der Völkerwanderungs- und Reihengräberzeit die dolichoiden Germanen mit den am Nordrande der Alpen wohnenden blonden Brachykephalen, dann entsteht das, was ich den Rassen-Ausgleich nenne: die Wiederherstellung der alten Einheit, aber mit modifizierten, biologisch höherwertigen Qualitäten. Es ist gleichsam, als ob die beiden Brudergruppen, an Erlebnissen und Erfahrungen reicher, sich nach überstandener Trennung wiederum zusammenschlössen, um sich gegenseitig zu ergänzen und das ureigene Wesen neu zu erleben, zu vertiefen und zu potenzieren.

Das ist die Lehre vom Rassen-Ausgleich und wir werden bald sehen, wie sehr sie sich dazu eignet, die schwierigsten Probleme der Anthropologie und Ethnologie zu beleuchten und zu klären [1]).

17. Die neue Rassen-Systematik.

„Die theoretische Bearbeitung lehrt uns erst die Probleme kennen und zeigt den Weg, auf dem sie zu lösen sind."
Heinrich Schurtz.

Nachdem der Längen-Breiten-Index als Rassenmerkmal ausgeschaltet erscheint, muß die Klassifizierung der Menschenarten auf Grund der sonstigen Merkmale erfolgen, nämlich Größe, Farbe, Form der Nase und der übrigen Gesichtsteile, Stellung der Zähne, Beschaffenheit des Haares usw. Damit kommen wir zunächst zu drei Hauptrassenstämmen der Menschheit:

[1]) Elf Jahre sind es jetzt her, seitdem ich diese Gedankengänge zum erstenmal veröffentlicht habe. Es geschah in größter Eile vor meinem Abgang ins Feld. Inzwischen hat sich meine Überzeugung von der Richtigkeit jener Hypothese nur verstärkt. Wenn Felix v. Luschan und Oswald Menghin geglaubt haben, mit ein paar wegwerfenden Worten darüber hinweggehen zu können (vgl. Felix v. Luschan „Rassen und Völker", Berlin, Carl Heymann, 1915, S. 16, 17 — und Oswald Menghin, „Wiener Prähistorische Zeitschrift", IX. Jahrgang, 1922, S. 118), so muß betont werden, daß die Hypothese v. Luschans, wie ich sie im 4. Abschnitt hier wiedergegeben und im 8. Abschnitt kommentiert habe, das Vorkommen verschiedener Horste blonder Brachykephalie in Europa nicht erklärt. Was nun Oswald Menghin betrifft, so hat er sich meines Wissens über anthropologische Probleme noch nicht geäußert. In dem von ihm angekündigten Werke „Urgeschichte der Ostalpenländer" dürfte er aber eine Erörterung der anthropologischen Verhältnisse nicht vermeiden können und da wird man ja sehen, wie er sich dazu stellt.

Digitized by Google

I. Homo Europaeus (Arier; blond, mit blauen Augen und weißer Haut, hochgewachsen, mit schmalen Lippen, senkrecht stehenden Zähnen und hoher Nase, die oft aquiline Formen zeigt; bei älteren Leuten erscheint der Allokanthus;)

a) Homo Europaeus dolichocephalus (Homo Teutonicus; Nordeuropäer, die eigentlichen Kurden;)

b) Homo Europaeus brachycephalus (Homo Raeticus; Bewohner des nördlichen Alpenbogens und der angrenzenden Gebiete, Bretonen, Bewohner der holländischen und friesischen Inseln, norwegische Küstenbewohner, Waldai-Leute, die eigentlichen Finnen;)

II. Homo Meridionalis (brünett, mit dunklen Augen und gebräunter Haut, mittelgroß, mit schmalen Lippen, senkrecht stehenden Zähnen und hoher Nase, die meist aquiline Formen zeigt;) die Ähnlichkeit mit dem Arier ist also — abgesehen von der Farbe — sehr groß; immerhin zeigen sich Unterschiede in der Modellierung der Gehirnkapsel, die beim Arier „stark" modelliert erscheint, d. h. Ausbuchtungen und Unregelmäßigkeiten aufweist, während die Südleute „glatt" modellierte Schädel haben, d. h. die Kurven verlaufen hier gleichmäßig und wie in einem Zuge; außerdem gibt es Unterschiede in den Weichteilen des Gesichtes, die zwar das Auge erkennt, die sich aber meßtechnisch nicht präzisieren lassen;

a) Homo Meridionalis dolichocephalus (Araber und Berbern, d. h. nichtnegroide Nordafrikaner, ferner zahlreiche Südeuropäer;)

b) Homo Meridionalis brachycephalus (viele Armenier, Perser, Tadschik, Kleinasiaten und Balkanbewohner („Dinarier");)

III. Homo Mongolicus (mittelgroß, mit gelblicher Hautfarbe, fast ohne Körperbehaarung, mit niedriger Nase, schwarzem, straffem Kopfhaar, kurzen Beinen, Mongolenfalte, blauem Geburtsfleck und stark betonten Backenknochen;)

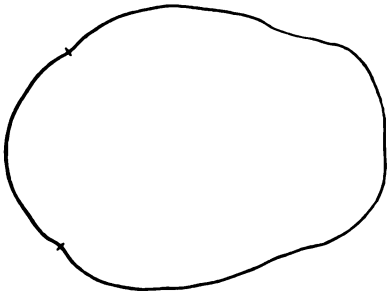
a) Homo Mongolicus dolichocephalus (Nordchinesen, Japaner, Eskimo, viele Malaien;)

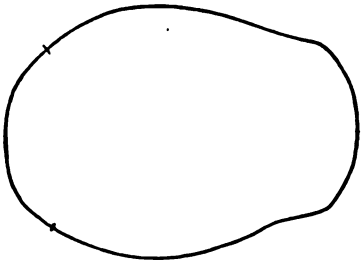
b) Homo Mongolicus brachycephalus (Süd-Chinesen, Tonking- und Annam-Leute, Siamesen, viele Malaien, Bewohner von Hochasien.)

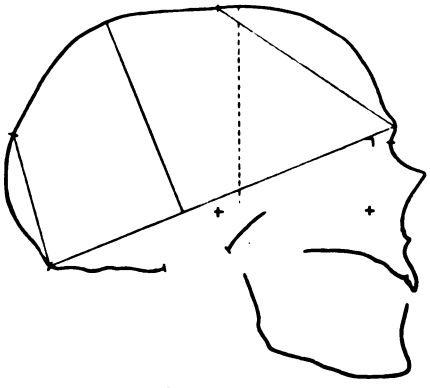
Im allgemeinen zeigen uns die Mongolen das Bild des Rassen-Ausgleichs, der hier viel weiter gediehen ist als in Europa; bei der großen Mehrheit aller Mongolen hat deshalb der Längen-Breiten-Index mittlere Werte.

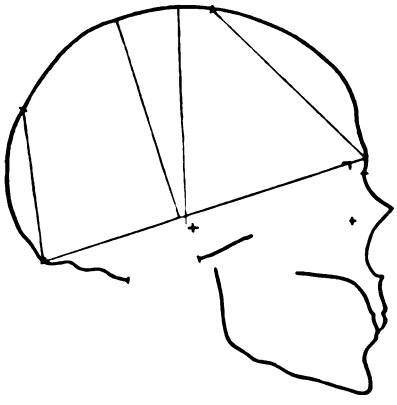
Außer diesen drei Hauptrassenstämmen gibt es natürlich noch verschiedene andere Menschenarten, die aber mehr zurücktreten und von den Hauptrassen allmählich verdrängt oder überdeckt werden. Da ist zunächst ein kleinwüchsiger brünetter Menschenschlag zu erwähnen, der sein Ursprungsgebiet in Osteuropa zu haben scheint. Ich möchte ihn Homo Hyperboreus nennen. Er hat eine kurze, niedrige, meist aufgestülpte Nase. Seine Dolichoiden sind weit hinausgewandert; man findet sie in Südeuropa, auf den britischen Inseln, in Dänemark und im Rjäsan-Gebiet; zur neolithischen Zeit erscheinen sie (wohl mit Ariern gemischt) als sog. Pfahlbau-Rasse. Die Aino und Toda könnte man gleichfalls mit dem hyperboreischen Stamme in Verbindung bringen, doch müßte man eine Beimischung von Ario-Primitiven annehmen. Die brachoiden Hyperboreer sitzen hauptsächlich in den Sudeten- und Karpaten-Ländern, aber auch in den deutschen Mittelgebirgen, in Frankreich, auf dem Balkan und sonst verschiedentlich in Europa. Der Typus I von Otto Reche wird mit ihnen zu identifizieren sein. Überall, wo uns „kauka-

Digitized by Google









Schwede.
(Nach Alfred Schliz.)

Man beachte bei diesem germanischen Schädel die rauhe Linienführung, die sog. starke Modellierung, die auf Primitivität und auf Entwicklungsmöglichkeiten schließen läßt.

Mittelmeerrasse.
(Nach Alfred Schliz.)

Mediterraner mit starkem hamitischem Einschlag. Man beachte die Schläfenabplattung, die noch schärfer ausgeprägt bei Negroiden vorkommt, und zwar sowohl in Afrika als auch in Ozeanien.

Digitized by Google

soide" Menschen mit sehr kurzen, manchmal aufgestülpten Nasen, niedrigem Wuchs und reichlicher, dunkler Behaarung begegnen, werden wir an eine hyperboreische Unterschichte denken müssen.

Mit diesen Hyperboreern vermischt kommt aber noch allenthalben eine andere, kleinwüchsige und dunkelbehaarte Menschenart vor, die sich von ihnen durch schwächeren Knochenbau und eine eigentümliche Gesichtsbildung unterscheidet. Weil sie durch diese beiden Eigenschaften an die Wedda erinnert, möchte ich diese Menschenart Homo Weddaicus nennen. Ihre Dolichoiden bilden mindestens eine Komponente der Wedda, Sakai, Kubu usw. Außerdem findet man sie in Mitteleuropa. Die Brachoiden dieses Menschenschlages findet man gleichfalls in Mitteleuropa; ferner bilden sie eine Komponente der Lappen und man wird untersuchen müssen, ob sie nicht auch als Komponente der Toala und Senoi in Betracht kommen. Offenbar haben wir es hier mit einem uralten europäischen Menschenschlage zu tun, der in einzelnen Teilen bis nach Indonesien versprengt worden ist und dort eine vormalaiische Schicht bildet.

Wichtig für das allgemeine Rassenbild sind endlich die „negroiden" Menschen, die in Afrika und Indonesien vorkommen. Sie haben sich fast überall schon mit fremden Elementen gemischt; man muß in die tropischen Berg- und Waldgebiete gehen, um sich von ihrer ursprünglichen, unverfälschten Beschaffenheit noch einen Begriff machen zu können. Es sind kleinwüchsige, dunkelfarbige Leute mit Wollhaar, breiter Nase und prognathem Gebiß. Am passendsten erscheint mir für diese Menschen die Bezeichnung Homo Aethiopicus. Aus der Vermischung des Homo Aethiopicus mit Einwanderern vom Stamme des Homo Meridionalis sind die sog. Neger entstanden, die keine einheitliche Rasse, sondern nur Merkmalverbindungen darstellen. Es gibt sowohl dolichoide als auch brachoide Äthiopier und Neger.

Die Buschmänner Südafrikas müssen von den Äthiopiern grundsätzlich getrennt werden; wie es scheint, gehören die Buschmänner zur Gruppe der Mongoliden, bzw. Vor-Mongolen.

Die Eskimo sind, soweit ihre stärkste Komponente, die mongolische, in Betracht kommt, ohne weiteres klar; sie enthalten aber auch europäische Beimengungen aus verschiedenen Epochen und einen tasmanoiden Grundstock, der in den Gesichtszügen ihre Ähnlichkeit mit den Feuerländern bedingt. Die tasmanische Rasse, die an die äußersten Enden des pazifischen Rückzugsgebietes verschoben erscheint, ist wahrscheinlich die älteste Menschenart, von der wir noch lebende Vertreter haben. Die Australier, die gleichfalls in hohem Maße das Interesse der Anthropologen erregen, sind wohl aus tasmanischen, weddoiden und vielleicht auch protomalaiischen Elementen gemischt.

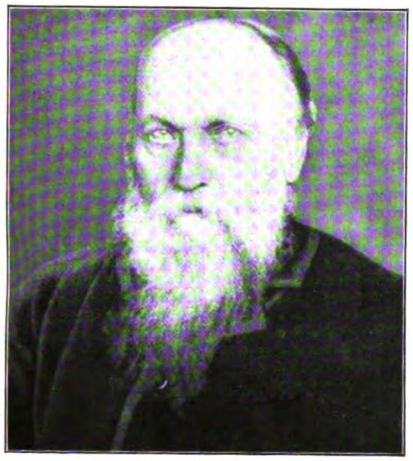
18. Die Dolichoiden als Dränger und Stürmer.

„Toutes les races envahissantes sont dolichocéphales".
Lapouge („L'Aryen", p. 395.)
(Alle Eroberrassen sind dolichokephal.)

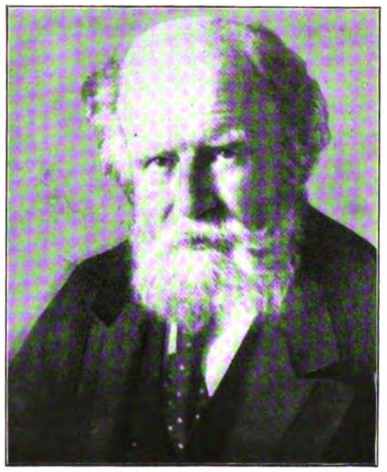
Innerhalb jeder Menschenart bilden die Dolichoiden das unruhige, unternehmungs- und wanderlustige Element. Sie sind in erster Linie die Krieger, Neulandsucher und Seefahrer. Ziehen wir das in Betracht, so werden wir verstehen, weshalb in den germanischen Reihengräbern der Völkerwanderungszeit fast nur dolichoide Skelette zu finden sind. Auch die von Osten

Digitized by Google

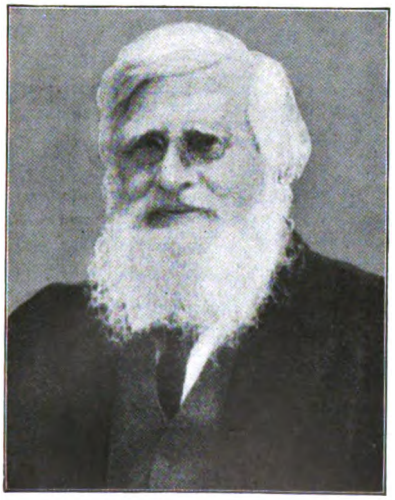
Typen von ausgeglichenen Ariern.



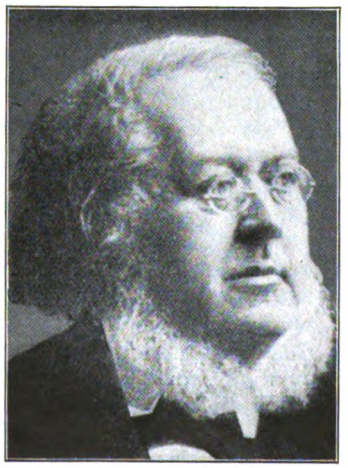
11. Friedrich Spielhagen.



12. John Lubbock-Avebury, englischer Gelehrter.



13. Alfred Wallace, englischer Gelehrter.



14. Peter Kristen Asbjörnsen, norwegischer Gelehrter.

Digitized by Google

Digitized by Google

her in Mitteleuropa eindringenden Altslawen erscheinen überall, wo wir ihre Bestattungen finden, hochgradig dolichoid. Wir haben es eben in beiden Fällen mit einer Auslese der „Motoriker", d. h. der dolichoidesten Elemente zu tun. Und wo immer wir eine erobernde Herrenrasse auftreten sehen, erscheint in ihrem somatischen Habitus die Dolichokephalie. Erst wenn es sich um den gesetzlich rekrutierten Heerbann eines geordneten Staates handelt, finden wir auch brachoide Elemente unter den Kriegern. Eine scheinbare Ausnahme machen die Glockenbecher-Leute des ausgehenden Neolithikums; aber ich möchte eben annehmen, daß damals schon eine nordeuropäische Herrenschichte irgendwo in Westeuropa einen festgefügten Staat gegründet hatte und daß die erobernd vordringenden Glockenbecher-Leute die Soldaten dieses Staates waren; darum hat auch der ganze Glockenbecher-Sturm nicht lange gedauert.

Wenn es in erreichbarer Nähe ein besiedelungsfähiges Neuland gibt, so sind es immer dolichoide Menschen, die es zuerst erkunden und besetzen. Die Bewohner von Nordschweden sind dolichoider als jene von Schonen; die Ursache dieser Erscheinung wird uns begreiflich, wenn wir erfahren, daß ursprünglich nur Schonen besiedelt war, während nördlich vom 61° das schwedische Land noch in der ersten Eisenzeit menschenleer und öde lag. Dieses Gebiet war also das Kolonialland und deshalb wurde es von einer Auslese dolichoider Menschen besiedelt.

Die Eskimo sind von Alaska ausgegangen, wo sie ursprünglich am Yukon saßen. Von da verbreiteten sie sich immer weiter in östlicher und nördlicher Richtung. Es ist nun bemerkenswert zu sehen, daß gerade die nordgrönländischen Eskimo, also die am weitesten Gewanderten, die dolichoidesten Schädel haben [1]). Auch was Rasmussen von den Eskimo zu erzählen weiß, gehört psychologisch hierher:

„Die Eskimo sind ein Wandervolk, das immer nach Veränderung und Überraschungen trachtet; sie sind ein Volk, das liebt herumzustreifen, neue Jagdgebiete, neue Möglichkeiten und „verborgene Dinge" zu suchen. Sie sind geboren mit der Neigung und dem Wissensdurste des Entdeckers und sie besitzen alle die Eigenschaften, deren der Forscher unter diesem Himmelsstrich bedarf" [2]).

Rasmussen berichtet weiter, daß die Eskimo ein neues Landgebiet schnell auf Meilen in der Runde kennen und daß sie die Polarforscher monatelang begleiten, ohne Bezahlung zu fordern — bloß aus Freude am Entdecken.

Da haben wir die ganze Psychologie der Dolichoiden und zugleich den Beweis, daß es nicht nur die arischen Dolichoiden sind, die gerne wandern und entdecken, sondern ganz allgemein die Dolichoiden jeder Menschenart. Nun ist aber dieser Wandertrieb ein starker kulturschöpferischer und soziologischer Faktor. Bei den Eskimo konnte er sich in dieser Hinsicht nicht auswirken, weil ihr Land zu arm ist, aber in anderen Gebieten der Ökumene führte er zu tiefgreifenden Neuerungen. Mit Recht bemerkt G. Fritsch, der Wandertrieb nötige zu einer umfangreichen Vereinigung von Individuen, die nur durch geschlossenes Auftreten Aussicht auf Erfolg hätten; die Unterordnung unter hochbegabte Führer bilde den Anfang einer staatlichen Organisation [3]). So erklärt sich das Auftreten der dolichoiden Eroberer in festen

[1]) C. M. Fürst und Fr. C. C. Hansen: „Crania Groenlandica", Kopenhagen, 1915.

[2]) Knud Rasmussen: „In der Heimat des Polarmenschen"; die zweite Thule-Expedition 1916—1918; Leipzig, Brockhaus, 1922, S. 13.

[3]) G. Fritsch: „Die Entwicklung und Verbreitung der Menschenrassen"; „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrgang 1910, S. 582—584.

Digitized by Google

Verbänden und ihr Fortbestehen innerhalb der von ihnen geschaffenen sozialen Zwei-Klassen-Gebilde als Krieger- und Beamtenkaste; sie sind die Aristokraten und die Träger des Feudalsystems.

Ein bevorzugtes Tätigkeitsgebiet der Dolichoiden ist die Seeschiffahrt. Solange man nur Flöße oder Rindenboote besaß, gehörte ein besonderer Wagemut dazu, sich dem Meere anzuvertrauen und Inseln aufzusuchen. Da werden immer die dolichoiden Menschen ihren brachoiden Artgenossen vorangegangen sein. Darum sehen wir überall die Inseln des Meeres von einer Bevölkerung bewohnt, die weniger brachoid ist als jene der benachbarten Festlandgebiete. Bei den britischen Inseln und bei Nordamerika dachte man zunächst an eine Auslese von arischen Dolichoiden, aber das Gesetz von der Dolichokephalie der Inselbewohner gilt ebenso gut für die Japaner; ja, gerade die Japaner zeigen in hervorragendem Maße die psychologischen Eigenschaften dolichoider Menschen, diese Eigenschaften, die eben nichts mit der Rasse zu tun haben, sondern einem für die ganze Menschheit gültigen phrenologischen Gesetz entsprechen.

Bei den Pikten in Schottland soll es eine Überlieferung gegeben haben, wonach sie über See von Skandinavien gekommen wären. Dies glaube ich ohne weiteres und die auffällige Brachykephalie an der norwegischen Küste scheint mir anzudeuten, daß die dortigen Dolichoiden im Laufe von Jahrtausenden immer wieder auf dem Meere ihr Glück und eine bessere Heimat gesucht haben. Die Brachoiden aber blieben zurück.

Wenn in der malaiischen Inselwelt auch brachoide Menschen zu Seefahrern geworden sind, so entspricht das nur der allgemeinen Regel, wonach die Brachoiden an Kriegs- und Seefahrten und anderen Abenteuern teilnehmen, sobald diese einmal dem Brauch entsprechen oder eine Lebensnotwendigkeit bilden. So kann es auch schließlich dazu kommen, daß Inseln von Brachoiden besetzt werden, besonders wenn diese Inseln in der Nähe des Festlandes oder größerer, schon seit langer Zeit bewohnter Inselgebiete liegen. Sind diese kleinen, zuletzt besiedelten Inseln felsig, sumpfig oder aus irgend einem andern Grunde sehr arm und unwohnlich, so werden die weniger brachoiden Bewohner ihr Glück neuerdings auf dem Meere suchen und werden abwandern; die brachoidesten Elemente aber werden zurückbleiben. Dies ist der Fall bei den Färöern und bei den friesischen Inseln; die Färöer sind nur Klippen, während die friesischen Inseln, stets von Sturmfluten bedroht, in harter Arbeit gegen die See gehalten werden müssen. Gerade die gefährdesten Teile, die sog. Halligen, haben eine sehr brachykephale Bevölkerung. Und das in unmittelbarer Nähe des großen Dolichoiden-Gebiets von Schleswig-Holstein und Hannover!

Eine Frage muß noch geklärt werden: Jägervölker, sowohl solche des Paläolithikums, als auch solche der Gegenwart, sind fast immer dolichoid. Ist es vielleicht erst die sich entwickelnde Kultur oder die „Domestikatiton" welche die Schädel rundet? Ich glaube, daß es einer solchen Vermuung, nicht bedarf. An und für sich ist die Lebensführung der Jäger eine „motorische"; die dolichoiden Individuen werden sich ihr also von vornherein besser anzupassen vermögen, als die brachoiden, was im Laufe großer Zeiträume zum Überwiegen der dolichoiden Elemente führen muß. Jäger können keine Sklaven brauchen, sie massakrieren daher ihre Kriegsgefangenen; da nun die Dolichoiden die Beweglicheren und Kriegerischeren sind, so wird auch jener soziologische Faktor allmählich eine Ausrottung der brachoiden Elemente bewirken. Wo aber Jägervölker ihre Bewegungsfreiheit verloren

Digitized by Google

haben und in ein Rückzugsgebiet gedrängt worden sind, wie die zentralafrikanischen Pygmäen oder die Negritos auf Luzon, dort erscheint auch bei ihnen die Brachykephalie.

In Kürze: Der Dolichoide ist unternehmend, neuerungssüchtig, angriffslustig, leidenschaftlich und heftig, erfinderisch und schwärmerisch — er zeigt viele sympathische Eigenschaften, doch neigt er auch zur Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit und hat eine unbezähmbare Freude an Exzessen, am Verschwenden, am Wetten, am Rauschtrank und am Würfelspiel; darum ist er in einer zivilisierten Umwelt weniger widerstandsfähig als der Brachoide.

19. Die Brachoiden als Dulder und Bewahrer.

Bauernfaust und Bauerngeist,
ob auch selten man sie preist,
sind des Staates Quell und Macht,
sind die Sieger in der Schlacht.
Heinrich Sohnrey.

Betrachten wir die geographische Verbreitung der Brachoiden, so sehen wir, daß sie fast überall die schlechteren, unwegsameren und ärmeren Landstriche inne haben, seien es nun Gebirge, Sumpfländer oder dürre Steppen. Das gilt nicht nur für Europa, sondern es ist einfach die Regel. Bernhard Struck hat eine afrikanische Indexkarte entworfen, die uns erkennen läßt, daß dort im allgemeinen dieselben Gesetze gelten, wie in Europa [1]). Die Kongo-Hylaia, der große tropische sumpfige Urwald, also ein ausgesprochenes Rückzugs-Gebiet, bildet einen zusammenhängenden Komplex mit Neigung zur Brachykephalie. Eine dolichoide Insel nordöstlich vom Nigerknie muß man wohl mit hamitischen Vorstößen in Verbindung bringen. Sonst zeigt sich alles zerfahren und unklar, ein Beweis, daß in Afrika die verschiedensten Wanderzüge vorgekommen sind. Sehr bemerkenswert ist eine brachykephale Insel an der Südwest-Ecke Arabiens. Ich deute sie als ein Analogon zu der Brachykephalie der skandinavischen Westküste: über die schmale Straße von Bab-el-Mandeb sind immer wieder Araber nach Afrika gewandert, und zwar die dolichoiden, während die brachoiden zurückblieben; so hat sich allmählich in jenem Küstengebiete Arabiens ein Horst von Brachykephalie gebildet.

Solange die Menschen nur von Jagd und Fischfang lebten und solange sie Kannibalismus übten, konnte solch ein Brachykephalen-Horst leicht wieder aufgerieben werden und verschwinden. Aber nach der Erfindung des Ackerbaues wurde das anders. Zum Ackerbau bedarf es ruhiger, fleißiger Leute. Da waren die Brachoiden in ihrem Element; darum sind alte Ackerbau-Länder, wie Europa und Südchina, die rechten Heimstätten der Brachoiden (vorausgesetzt, daß solche von Anbeginn vorhanden waren, was z. B. in Ägypten nicht zutraf). In den Ackerbau-Ländern konnten sich die Brachoiden erhalten und vermehren; die einstigen Rückzugsgebiete wurden zu Ausstrahlungszentren. So sehen wir den arischen Brachoiden, den Homo Raeticus, von den Alpen herabsteigen und allmählich die benachbarten Vorländer überfluten. So ist auch im Oder- und Weichselgebiet der kleine, brünette, hyperboreische Brachoide von den Sudeten und Karpaten herabgestiegen und hat allmählich die Flachländer eingenommen. Daß er hier sich behaupten konnte, war in erster Linie eine Folge des Ackerbaues, denn immer ist der Ackerbau ein Er-

[1]) Bernhard Struck (Dresden): „Versuch einer Karte des Kopfindex im mittleren Afrika“ (Zeitschrift für Ethnologie, 1922.)

Digitized by Google

halter der älteren und bodenständigen Rasse. Dann aber war es auch bedingt durch die psychologischen Eigenschaften des Brachoiden.

Der Brachoide ist konservativ, allen unsicheren Unternehmungen und Neuerungen abhold, friedfertig und nur aus Pflichtgefühl tapfer; er ist gelassen und bedachtsam, ordnungsliebend, sparsam und nüchtern, aber auch stets geneigt, über schwärmerisch veranlagte Menschen zu spotten. An geistigen Fähigkeiten steht der Brachoide dem Dolichoiden durchaus nicht nach; doch kommt er meist am besten fort, wenn er ausübend wirkt und das in die Tat umsetzt, was der Dolichoide ersonnen hat. Der Dolichoide ist der Theoretiker, der Brachoide ist der Praktiker. Sie ergänzen sich und brauchen einander notwendig, betrachten sich aber gewöhnlich mit gegenseitiger Geringschätzung, denn der Dolichoide haßt die nüchterne, auf Erwerb und Vorteil gerichtete Denkart des Brachoiden, während dieser über die unaufhörlichen Entwürfe und den Mangel an Zweckhaftigkeit lächelt, den er bei den Dolichoiden bemerkt. Diese sind ohne Zweifel die Liebenswürdigeren, nicht aber auf die Dauer die Tüchtigeren. Jedenfalls haftet ihnen etwas Unstätes und Ruheloses an; sie taugen wohl zum Forschen und Erfinden, zum Herrschen und Befehlen, zu Großtaten des Heldenmuts und der Selbstentäußerung, nicht aber zu geduldiger Kleinarbeit, zum zähen Festhalten und unermüdlichen Ausbauen, Verbessern und Vermehren des einmal Errungenen. Diese Eigenschaften kommen den Brachoiden zu; diese Eigenschaften bilden aber die wahre und unersetzliche Grundlage jeder gediegenen und dauerhaften Kultur.

Und darum sage ich: weder die Dolichoiden noch die Brachoiden können auf die Dauer für sich bestehen, wenn sie das leisten wollen, wozu ihr Rassenstamm im Kreise der Menschheit befähigt und berufen ist; sie ergänzen sich vielmehr und müssen das anstreben, was ich den Rassenausgleich nenne, nämlich die völlige Durcheinander-Mischung der Dolichoiden und Brachoiden und die Wiederherstellung des ausgeglichenen Rassenstammes.

Die Dolichoiden allein vermögen es nicht zu schaffen; das lehrt die Geschichte auf jeder Seite, besonders die Geschichte der Völkerwanderung, jener großartigen Ausbreitung von arischen Dolichoiden, die trotz glänzendster Tapferkeit und herrlichster Taten sich nirgends zu halten vermocht haben. Verschwunden und verschollen sind die heldenmütigen Wandalen, die bis nach Afrika ihre Fahnen trugen; dahin sind die Werke der Goten und Gepiden, der Langobarden und Burgunden, der Franken und Waräger. Zerfallen sind die Schöpfungen dieser großzügigen Aristokraten, die gleich in Weltteilen dachten, Weltteile eroberten und wieder verloren. Nur die einfach bäuerlichen Alemannen und Baiwaren, die es nicht verschmähten, sich mit den brachoiden Brüdern der Alpenländer zu vermischen und eine karge Scholle zu bebauen — sie allein vermochten sich zu halten. Die dolichoiden Aristokraten sind verschollen und verweht, die brachoiden Bauern aber sind geblieben und haben sich gemehrt. Aus ihnen erwuchs eine neue gens populosa, die jeden Fußbreit Bodens in zäher Treue festhält und sich zum arischen Stamme bekennt, wie einst in urältester Zeit! [1]).

[1]) Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle des alten Franz Tappeiner zu gedenken, der schon vor einem Menschenalter die Zusammengehörigkeit der Brachoiden und Dolichoiden (wenigstens für den arischen Rassenstamm) erkannt hatte. In seiner Abhandlung „Der europäische Mensch und die Eiszeit" (Meran, Pötzelberger, Januar 1898; Museum Ferdinandeum zu Innsbruck, Bibliothek-Nr. 3661) kann man auf S. 22 lesen:

„Ich glaube, daß schon im diluvialen Europa die arische Urrasse mit den zwei Varianten des Lang- und Rundkopfes lebte."

Dies schrieb Tappeiner an seinem 83. Geburtstage.

Digitized by Google

Vorderasiate mit kleiner Nase.
(Nach Felix v. Luschan.)

Papuaner mit semitischem Gesichtsprofil.
(Nach Johannes Ranke.)

20. Die Beständigkeit des Rassenbildes.

„Die fremden Eroberer kommen und gehen,
wir gehorchen, aber wir bleiben stehen".
(Aus Schillers „Braut von Messina".)

Es ist eines der sichersten Ergebnisse der Anthropologie und Altertumsforschung, daß die heutige Verteilung der Menschenrassen über die bewohnte Oberfläche der Erde, besonders in Europa und den angrenzenden alten Kulturgebieten, ein sehr hohes Alter besitzt und eine außerordentliche Beständigkeit zeigt. Moritz Hoernes hat diese Tatsache wie folgt gekennzeichnet:

„Es ist merkwürdig zu sehen, wie viel von den gegenwärtig herrschenden anthropologischen Verhältnissen auf die vorgeschichtlichen Grundlagen, wie wenig dagegen auf historisch überlieferte Vorgänge zurückzuführen ist. Man würde zu ganz falschen Schlüssen kommen, wenn man den geschichtlichen Ereignissen eine ähnliche Bedeutung für die Gestaltung des Rassenbildes beimessen wollte, als sie für die Gestaltung des Kulturbildes besessen haben. Die prähistorische Anthropologie gibt darüber zuverlässigen Aufschluß." — Und später ebendort: „So kolossal, wie die Dauer der vorgeschichtlichen Zeiten gegenüber der Länge der historischen, ist die nachwirkende Kraft uralter, durch eben jene Zeitdauer gefestigter Formen und Verhältnisse. Die kleinen Schwankungen und Störungen, mit welchen die geschriebene Überlieferung paradiert, spielen in der Kulturgeschichte allerdings eine große Rolle. In der Naturgeschichte des Menschen werden sie kaum bemerkbar neben der ungeheuren, wenn gleich nicht absoluten Stabilität jener urzeitlichen Grundlagen dunkler Herkunft und neben der Regenerationskraft, welche diesen innewohnt" [1]).

Zu derselben Auffassung bekannten sich Richard Lepsius, Felix v. Luschan und Bernhard Ankermann im allgemeinen, Matiegka und Friedrich Schiff für die Sudetenländer, Georg Wilke für Mitteleuropa,

[1]) Moritz Hoernes: „Natur- und Urgeschichte des Menschen", 1909; Band I, S. 338, 358, 359.

Digitized by Google

Collignon, Lapouge, Alfred Schliz und Ferdinand Birkner für Westeuropa, Alexander Ecker, Franz Tappeiner und Johannes Ranke für die Alpen und ihre Vorländer, Bertholon und Chantre für Nordafrika, Eduard Meyer für den alten Orient und Emil Fischer für den Balkan.

Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die treffenden Worte Collignons:

„..... conquêtes par les armes, dont le plus grand nombre, en dépit du tumulte qui les environne et du souvenir qui s'y attache, a été sans nulle influence sur la constitution ethnique postérieure des populations".

(..... Eroberungen durch Waffengewalt, deren noch so große Anzahl trotz allem Lärm, der sie umgibt, und trotz der Erinnerung, die sich an sie heftet, gar keinen Einfluß auf die rassenmäßige Zusammensetzung der späteren Bevölkerungen gehabt hat [1]).

Übereinstimmend damit haben neuere Untersuchungen dargetan, daß die osmanischen und magyarischen Eroberer in der bodenständigen Bevölkerung der von ihnen eingenommenen Landstriche aufgegangen und verschwunden sind. M. v. Lenhossek schreibt über die Magyaren:

„Jedenfalls ist im Durchschnittstypus der heutigen rein magyarischen Bevölkerung kaum ein asiatisch-mongolischer Zug mehr wahrzunehmen und die Anschauung Ripleys verständlich, daß das vor einem Jahrtausend in das Gebiet des heutigen Ungarns eingewanderte, vermutlich schon gemischte, in seinem Grundstock aber bestimmt finnisch-ugrische Volk zwar seine Sprache und Kultur der eingesessenen Urbevölkerung aufgeprägt hat, in der weiteren Folge aber bei der Vermischung sich mit allen seinen körperlichen Eigenschaften als vollkommen rezessiv erwiesen hat und schließlich als besondere Rasse spurlos verschwunden ist" [2]).

Und J. Kollmann konstatiert:

„In den Gräbern der Arpaden (der ersten Heerführer der Ungarn) sind zwei Schädelformen gefunden worden, eine dolichocephale mit langem Gesicht und eine brachycephale mit breitem Gesicht. Die nämlichen Formen finden sich schon drei Jahrtausende früher in der Aggteleker Höhle" [3]).

Faßt man das Ergebnis zusammen, so erkennt man, daß auch großartige historische Erschütterungen, wie die Völkerwanderung, keinen nennenswerten, jedenfalls keinen dauerhaften Einfluß auf den anthropologischen Charakter bodenständiger Völker geübt haben. Mit Einem Worte:

Es wechseln die Herren, die Kulturen und die Sprachen, die bodenständigen Massenvölker bleiben.

Dies ist — wie sich Georg Wilke mir gegenüber ausdrückte — „ein Fundamentalsatz", der nicht oft genug wiederholt werden kann. Denn immer noch begegnet man dem aussichtslosen, ja unsinnigen Versuch, bestimmte anthropologische Typen, wie sie innerhalb einer heutigen europäischen Bevölkerungsgruppe erscheinen, mit einem Eroberervolke in Verbindung zu bringen, das in der Geschichte des betreffenden Landes einmal eine Rolle gespielt hat. Jeder solche Versuch (es sei denn, daß er sich auf ganz vereinzelte Rückschläge beschränken sollte) erweist sich als unhaltbar. Der anthropologische

[1]) R. Collignon: „L'indice céphalique des populations françaises" („L'Anthropologie", tome premier, 1890, pag. 213.)

[2]) M. v. Lenhossek: „Über Anthropologie im allgemeinen und über die Aufgaben Ungarns auf dem Gebiete der Anthropologie." (Archiv für Anthropologie, 1917, Bd. 43, S. 153, 154.)

[3]) J. Kollmann: „Die Ungarn" (Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1917, S. 8.)

Digitized by Google

Charakter einer seßhaften, besonders einer europäischen Bevölkerungsgruppe ist seit einem Zeitpunkte, der weit zurück in der Vorgeschichte liegt, unwandelbar gegeben. Es handelt sich nun darum, diesen prähistorischen Zeitpunkt kulturchronologisch zu bestimmen. Eugen Fischer hat sich darüber geäußert und sogar nach einer Seite hin eine absolute Zeitbestimmung vorgenommen; er schreibt:

„Die geographische Verteilung der Rassen Europas scheint sich im Laufe der jüngeren Steinzeit schon ziemlich festgelegt zu haben, also wohl vor dem Anfang des zweiten vorchristlichen Jahrtausends ..... Schon in der jüngeren Steinzeit sitzen die Rassen Europas ungefähr in ihren späteren Hauptsitzen, und Wanderungen großen Stils schieben je Teile der einen in Gebiete der anderen hinein und bringen allmählich das spätere Bild fertig" [1]).

Diese Ausführungen sind wohl im allgemeinen zweifellos richtig; doch scheinen sie mir das punctum saliens nicht zu treffen. Es handelt sich eben hier weniger um eine anthropologische, als um eine soziologische Frage. Wirklich unbedingt seßhaft wird der Mensch nur durch den Ackerbau. Damit komme ich auf ein Thema zurück das ich bereits im vorigen Abschnitte streifen mußte. In der Jägerzeit wurde der Besiegte unerbittlich vernichtet, wenn er nicht wich; „ôte toi que je m'y mette" sagte der Sieger. Wer nicht floh, wurde erschlagen. Rückzugsgebiete aber waren von jeher die Gebirge. Darum stellte Collignon den Lehrsatz auf: „aux vainqueurs la plaine et les vallées, aux vaincus la montagne" (den Siegern die Ebene und die Täler, den Besiegten das Gebirge). Ein Jägerstamm konnte ausgerottet, er konnte aber auch vertrieben werden; das Rassenbild konnte sich ändern. Das gilt aber nur für die Jägerzeit; mit der Einführung des Ackerbaues wurde es anders. Denn nun bildeten die Besiegten ein wertvolles Inventar des eroberten Landes. Sie mußten den Boden bestellen, während die Sieger die Herrschaft und Verwaltung an sich nahmen. Solch eine Oberschichte aber verschwindet wieder, und zwar aus drei Gründen:

1. geringere Anpassung an das Land und an das Klima,
2. verhältnismäßig stärkere Menschenverluste im Kriege, weil die Offiziersverluste immer größer sind als die Mannschaftsverluste,
3. geringere Vermehrung, weil das Wohlleben stets eine Verminderung der Geburtenziffer zur Folge hat.

Über diesen Vorgang schreibt Eugen Fischer:

„Man findet an Stellen, wo nachgewiesenermaßen über eine altansässige Bevölkerung neue als Eroberer kommende Bevölkerungsschichten einer anderen Rasse sich überschieben und mit der alten ein Mischvolk bilden, nach Jahrhunderten die alte Bevölkerung, die alte Rasse also, an vielen Stellen wieder fast rein zum Vorschein kommen; man hat gesagt, es ist „Entmischung" eingetreten. Da man heute weiß, es ist überhaupt keine richtige Regierung geworden, sondern die Merkmale der zwei sich mischenden Rassen blieben selbständig, ist die Erklärung des Vorganges nicht so schwer, es sind Auslesewirkungen. Der Neuankömmling war an die neue Umwelt weniger angepaßt, z. B. die nordische Rasse in Südeuropa oder Vorderasien, so daß die Träger jener Rassenmerkmale stärker weggerafft wurden als die der altansässigen Rasse; die Neuankömmlinge bilden oft eine sozial obere Schicht, die soziale Auslese, geringere Fortpflanzung der Reichen,

[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923; S. 161, 162.

Digitized by Google

stärkere Degeneration, Ausmerzung durch exponierte Stellung (Kriegerkaste, Führer usw.) dezimieren diese Schicht — all das zusammen besorgt die Entmischung", man sieht die „Restitution" der alten Rasse" [1]).

Durch die Einführung des Ackerbaues also wurde das Rassenbild festgelegt; darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Es handelt sich jetzt nur noch darum, wann die Einführung des Ackerbaues erfolgt sein mag. Da zeigt uns nun die Archäologie mit großer Bestimmtheit, daß dies im Neolithikum geschehen ist.

So schreibt Alfred Schliz über die neolithischen Bandkeramiker:

„Die Wirtschaftsform dieser Stämme ist eine ausgesprochene Hoch- und Vollkultur, Pflugbau des Ackers und Züchten großer Viehherden als Zug- und Schlachttiere. Es kommen steinerne Pflugscharen bis zu 40 cm Länge vor, und in Großgartach erscheint ein starker Hakenpflug aus der Augsprosse eines mächtigen Hirschgeweihes" [2]).

Ernst Lentz betont mit guten Gründen, daß der Ackerbau in neolithischer Zeit allgemein gewesen sein müsse:

„Einige Forscher rechnen noch für die Steinzeit mit Teilen der Bevölkerung, welche weder Ackerbau noch Viehzucht, sondern Jagd trieben. Sie sollen Zeltbau über Wohngruben gehabt und nach den gefundenen Knochenresten ausschließlich Jagdtiere verspeist haben. An solche Siedelungen vermag ich nicht zu glauben. Entweder sind das Jagdlager oder Wanderlager, aber keine Siedelungen. Die typologisch oder, wenn man will, chronologisch bestimmbare Töpferei der Steinzeit ist so durchgebildet, daß erst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten ein kleiner Fortschritt festzustellen ist. So hoch entwickelte Töpferei setzt einen mindestens gleich alten Ackerbau voraus, dessen Alter wohl ethnologische Gliederung der nordeuropäischen Bevölkerung erträgt, aber für kulturelle Reste einer Jägerbevölkerung keinen Raum läßt. Töpfe mit mühsam und kunstvoll gearbeiteter Verzierung entstehen in festen Siedelungen; der Jäger braucht solche Zierstücke nicht, so wenig dem Ackerbauer jemals Zelte genügten" [3]).

Mit dem Vollneolithikum hat sich der Ackerbau verbreitet. Da nun das Neolithikum am Ende des dritten vorchristlichen Jahrtausends von der Metallzeit abgelöst wird und da das Neolithikum eine Fülle verschiedener Kulturkreise und Kulturkomplexe aufweist, für welche eine lange Entwicklungsdauer vorausgesetzt werden muß, so wird die Ausbreitung des Ackerbaues über die größeren Flurländer Europas nicht später angesetzt werden dürfen, als höchstens im 4. vorchristlichen Jahrtausend. Seit dieser Zeit also steht das Rassenbild Europas in großen Zügen fest. Es gibt von da an wohl noch Kämpfe, Erschütterungen und Überschichtungen, aber keine Verdrängung und keine Vernichtung einer seßhaften Bevölkerung mehr. Die Charaktere der einzelnen europäischen Völker und selbst der „Gautypen" — wie sie E. Dubslav v. Eickstadt nennt — sind seitdem gegeben und bilden anthropologisch und geographisch nahezu unveränderliche Größen [4]).

---

[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart"; Band „Anthropologie", 1923; S. 141.)

[2]) Alfred Schliz: „Steinzeitliche Wirtschaftsformen" (Berliner „Prähistorische Zeitschrift", 1914, VI., 217.)

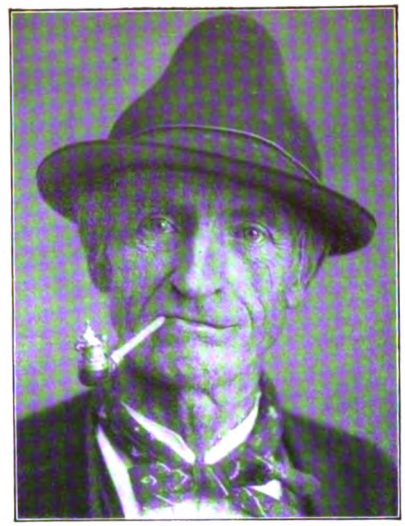
[3]) Ernst Lentz: „Methodische Siedelungsforschung" („Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrgang 1915, S. 35.)

[4]) „Bis zum Vollneolithikum muß die Anthropologie zurückgreifen, um die anthropologischen Verhältnisse der Gegenwart zu erklären" — schreibt Ernst Wahle in seiner

Digitized by Google

15

16

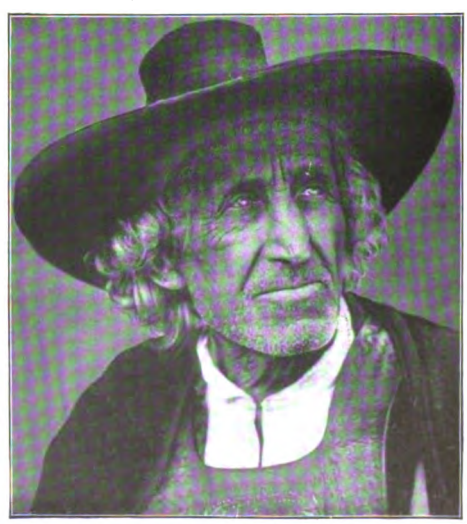


17

18

19

20



15—20. Sechs Arier aus Tirol. Nr. 15 zeigt einen ausgeglichenen Arier, Nr. 20 einen spezialisierten Arier. Bei Nr. 19 sehen wir die von Tacitus erwähnten „oculi t. uces" der kriegerischen Germanen.

Digitized by Google

Digitized by Google

21. Die angebliche „Einsickerung".

Wir haben bereits gehört, daß nach Ansicht der meisten Anthropologen und Rassentheoretiker die europäischen Brachykephalen aus Asien eingewandert sein sollen. Da sich aber gar kein archäologischer Niederschlag aufzeigen ließ, der einer großen, von Asien nach Europa flutenden Völkerbewegung entsprechen könnte, so wurde — um Giuseppe Sergi das Wort zu erteilen — aus dem „dominio mongoloide" (aus der Mongolen-Herrschaft) eine „pacifica infiltrazione" (eine ruhige Durchdringung). Genau so denken Ripley, Gustav Kraitschek und Hans Günther; dieser schreibt:

„Im Fall der Ostrasse handelt es sich um eine Einsickerung, ein langsames, aber zähes Fortschleichen, vielleicht entlang den Gebirgszügen — Ripley gebraucht den Ausdruck infiltration .....

Ein gleichsam stummes unauffälliges Einsickern" [1]).

Ähnlich stellt sich Günther das Eindringen der „Dinarier" vor:

„So scheint die frühe Bronzezeit ein Zeitabschnitt stärkerer dinarischer Ausbreitung gewesen zu sein" (loco citato, pag. 268.)

„Das dinarische Blut in der Ukraine, in den Karpaten und in Ungarn stammt vielleicht noch großenteils aus dem Zeitabschnitt der Aunetitzer Kultur, so vielleicht auch das dinarische Blut Böhmens ..... Das dinarische Blut im deutschen Volkskörper möchte ich verschiedenen Wellen dinarischer Ausbreitung zuschreiben, den allenthalben im heutigen Mitteldeutschland ersichtlichen leichten Einschlag hauptsächlich vorgeschichtlichen Völkerbewegungen, das Vorwiegen dinarischen Blutes in den östlichen Alpengebieten hingegen in der Hauptsache erst einer späteren Welle dinarischer Ausbreitung, dem Vordringen südslawischer Stämme im frühen Mittelalter". (Loco citato, pag. 268.)

Ja, Günther nimmt sogar eine „dinarische Ausbreitung" quer durch die Alpen an:

„Vom Drau-Oberlauf scheint sich die dinarische Einwanderung über den Katschbergpaß ins Ennstal gewandt zu haben und weiter über den Brenner ins Inntal. Das Inntal muß er hinabgedrungen sein und sich im Gebiet des Achensees, nachdem er vielleicht eine gewisse Zahl nordischerer Mischlinge das Zillertal hinaufgedrängt hatte, zum Nordhang der Alpen und über Tegernsee und Walchensee zur Hochebene hinabgewandt haben. Weitere Abzweigungen dieses dinarischen Zustroms mögen schon vom oberen Inntal aus den Nordhang der bayerischen Alpen und schließlich auch der Allgäuer Alpen erreicht haben. — Die Einwanderung durch das Ennstal hinab mag zu der vermuteten dinarischen Beimischung im Südteil des Böhmerwalds geführt haben." (Loco citato, pag. 365.)

Wie sehr Günther in dieser Einsickerungslehre mit Sergi übereinstimmt, beweist folgender Passus:

„Als Sergi die jungsteinzeitliche Einsickerung der Ostrasse über die Alpen nach Italien nachgewiesen hatte ....." (Loco citato, pag. 383.)

Aber auch Eugen Fischer stößt in das gleiche Horn. Wie ich schon im 7. Abschnitte gezeigt habe, meint Fischer nicht nur, daß die Glockenbecher-Leute Vertreter der dinarischen Rasse seien, sondern auch, daß diese Rasse sich „in der Bronzezeit erheblich ausgebreitet" habe.

Abhandlung „Die rassenkundliche Auswertung vorgeschichtlicher Forschungsergebnisse" (im Anhang zu Walter Scheidt „Rassenkunde, I. Bd. (Allgemeine Rassenkunde)", München, Lehmann, 1925; S. 570).

[1]) Hans Günther: „Rassenkunde des deutschen Volkes", 3. Auflage; S. 256, 259.

Digitized by Google

Das kommt davon, wenn man die einfachsten Tatsachen der Soziologie und Wirtschaftslehre nicht in Betracht zieht. Die Herren reden so, als ob zwischen der Gegenwart und jenen vor- und frühgeschichtlichen Zeiten gar kein soziologischer Unterschied bestünde. Ja, heute, im Zeitalter der Lohnarbeit und Freizügigkeit wäre eine solche Einsickerung und damit verbundene Durchdringung Europas von einem Ende bis zum andern wohl möglich, damals aber nicht. Wie soll man sich denn im ackerbautreibenden neolithischen oder gar bronzezeitlichen Europa ein solches Fortschleichen und Einsickern eigentlich vorstellen? Entweder mußten die Fremden als Krieger auftreten, mit dem Schwert in der Hand, wie die Kimbern und Teutonen, oder sie kamen nicht vorwärts. Lohnarbeiter kannte man damals nicht, es gab nur Herren oder Hörige. Da nun die schwächeren Rassen — schwächer in physischer und in organisatorischer Hinsicht — mit dem Schwerte nichts ausrichten konnten, so hätten sie sich in Hörigkeit begeben müssen, was aber niemand aus freien Stücken tut. Man verweist so gerne auf das Vordringen der Altslawen im Gefolge der Völkerwanderung. Aber gerade dieses Beispiel spricht für mich. Zunächst waren die Altslawen eine Auslese von Dolichoiden (wie jede Wander- und Erobererschar) und dann sind sie eben auch wieder völlig verschwunden; endlich vermag man ihre Epoche archäologisch recht gut nachzuweisen. Von alledem ist bei der vermeintlichen Einsickerung der Brachykephalen keine Rede. Ich lasse mir eher noch die Annahme einer paläolithischen Wanderung von Asien bis nach Portugal gefallen — wofür die Funde von Mugem geltend gemacht werden könnten — aber ganz ausgeschlossen erscheint mir ein „Fortschleichen" durch das ackerbautreibende, also staatlich organisierte, neolithische oder gar bronzezeitliche Europa. Das ist eben ein reines Phantasiegebilde ohne jeden archäologischen und soziologischen Halt! Es hat nicht einmal den Wert einer ephemeren Rastvorstellung, denn es ist von vornherein unmöglich.

Es gibt keine nennenswerte Umgestaltung der europäischen Rassenkarte seit Beginn des Vollneolithikums. Das ist aus soziologischen Gründen einfach undenkbar. Wer aber dieses Grundgesetz anerkennt, der wird sich mit unerbittlicher Notwendigkeit auch zu der Folgerung veranlaßt sehen, daß die europäischen Brachykephalen schon in der Jägerzeit dagewesen und daß sie schon damals in die Rückzugsgebiete zurückgedrängt worden sein müssen. Nach Erfindung und allgemeiner Einführung des Ackerbaues haben dann die Brachykephalen — anfangs wohl nur als Hörige — rings um ihre Rückzugsgebiete allmählich wieder Raum gewonnen, aber nicht etwa in flutenden Wellen oder durch ein „Fortschleichen" vom Balkan bis zu den atlantischen Küsten, sondern nur langsam und peripherisch, wie ein Ölfleck, der an Umfang zunimmt. Und die Ausbreitung erfolgte auch nicht bloß von Osten nach Westen, sondern selbständig von jedem Rückzugsgebiete aus radial nach jeder Richtung. Nicht Einsickerung also, sondern Ausstrahlung war es, polyzentrische Ausstrahlung aus den Rückzugsgebieten nach den zu Beginn des Neolithikums von dolichoiden Menschengruppen bewohnten offenen Flurländern. Chi dura, vince (wer durchhält, siegt).

Dieser Prozeß dauert noch an!

22. Die sog. Umwandlung der Schädelformen.

Zu den umstrittensten Problemen der Anthropologie gehört die Erscheinung, daß wir in den Gräbern der früh- und vorgeschichtlichen Zeit

Digitized by Google

auch dort nur Dolichoide finden, wo heute fast ausschließlich Brachoide wohnen. Sowohl die Germanen der Reihengräberzeit als auch die Altslawen des frühen Mittelalters hatten hochgradig dolichoide Schädel; heute ist davon in Mitteleuropa kaum noch etwas zu bemerken; nicht nur die Slawen, auch die Deutschen sind hier ausgesprochen brachoid. Man nennt dies die Umwandlung oder Umkehr der Schädelformen und hat alle möglichen Theorien erdacht, um sie zu erklären. Friedrich Schiff, der die Anthropologie der Tschechen untersuchte, konnte nachweisen, daß eine wirkliche physiologische Umwandlung undenkbar sei:

„Von den anthropologischen Tatsachen spricht nicht nur nichts dafür, daß es sich hier um die Umwandlung einer genetisch einheitlichen Bevölkerung handelt, sondern vielmehr alles dagegen. Die Änderung der Schädelform geht gar nicht so vor sich, daß nun der größere Teil der Bevölkerung allmählich kürzere Schädel aufweist, sondern so, daß wir ohne eigentliche Übergangsformen zunächst einmal wenige ganz kurze Schädel finden, daß dann immer mehr ganz kurze Schädel auftreten, und daß wir schließlich selbstverständlich auch solche finden, die nach dem Schädelindex in der Mitte zwischen Langschädeln und Kurzschädeln stehen" [1]).

Carl Toldt, der die Erforschung dieses Problems bei den österreichischen Slawen förmlich zu seiner Spezialität erhoben hatte, untersuchte zunächst die Frage, ob nicht die fortschreitende Kultur den Schädel breiter mache; doch mußte er diese Vermutung ablehnen:

„Denn ein irgendwie namhafter Kulturfortschritt konnte in den großen Massen dieser Bevölkerungen erst seit etwa 130 Jahren, das ist seit der allgemeinen Aufhebung der Leibeigenschaft, stattfinden, also nachdem sich der Wandel der Schädelform gewiß bereits vollzogen hatte. Und gerade unter den Krainischen Slowenen, welche am längsten und am weitesten in der Kulturentwicklung zurückgeblieben waren, finden sich die höchsten Grade und die größte Verbreitung der Hyperbrachykephalie" [2]).

Toldt bekannte sich schließlich zu der Ansicht, es habe in historischer Zeit ein Ersatz der dolichoiden altslawischen Bevölkerungselemente durch brachoide aus anderen Gegenden stattgehabt; dabei verwies er besonders auf die riesigen Lücken, welche der Dreißigjährige Krieg und die nachfolgende Pest in die Bevölkerung Böhmens gerissen hätten; Kolonisten aus Süddeutschland seien in Menge nach Böhmen gekommen und durch diesen Bevölkerungsersatz sei die Brachykephalie verbreitet worden; er rechnete geradezu mit einer „Erneuerung der Bevölkerung" während des Zeitraumes vom 9. bis zum 17. Jahrhundert. Aber auf dem 43. Deutschen Anthropologen-Kongreß zu Weimar, wo Toldt diese Gedankengänge vortrug, fand er nicht nur keinen Beifall, sondern offenen Widerspruch. Mit Recht bemerkte Matiegka, Toldt rücke die Frage nur ein Stück weiter; nun komme es darauf an, die Brachykephalie der Deutschen zu erklären. Mehrere Redner betonten die Kontinuität der Bevölkerung seit urältester Zeit. Beltz (Schwerin) bemerkte, daß ein Bevölkerungswechsel bei der Neugermanisierung Ostdeutschlands weder in Mecklenburg, noch sonst irgendwo nachweisbar sei („wir haben diese Ausrottungstheorie gründlich revidieren müssen, und zwar auf dem Wege der Urkundenforschung"). Matiegka wies darauf hin, daß die Altslawen

[1]) Friedrich Schiff: „Beiträge zur Kraniologie der Czechen" (Archiv für Anthropologie, Jahrgang 1912, 39. Band, S. 277, 278.)

[2]) Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang 1912, Seite 78.

Digitized by Google

von den zeitgenössischen Gewährsmännern als blond bezeichnet wurden, daß aber der dunkle Typus bei den Bewohnern Böhmens und Mährens heute noch am stärksten in jenen Gegenden vertreten sei, welche schon seit dem Neolith dicht besiedelt waren. Auch Felix v. Luschan trat gegen Toldt auf.

Eine endgültige Klärung des Problems erfolgte jedoch nicht. Wie man sich diese Klärung denken müsse, hat uns Gustaf Kossinna gelehrt:

„Die Archäologie zeigt mit ihren Kulturen die Herrenvölker und ihre Sprachen an; sie läßt aber die unterjochte Bevölkerung mit ihrer oft abweichenden Rassenbeschaffenheit nicht erkennen, weil diese eben keine eigene Kultur besitzt. Das ist ja die große Seite der anthropologischen Forschung, daß sie das ohne Einwanderung vollzogene Aufkommen einer neuen Rasse, die vielleicht die ursprünglichere war, feststellen und dadurch das archäologisch nicht faßbare jahrhundertelange Vegetieren einer zahlenmäßig vielleicht recht starken unterdrückten älteren Bevölkerung erschließen kann“ [1]).

Auch bei Lapouge findet sich folgende bedeutungsvolle Stelle:

„Il est parfaitement possible qu'une nombreuse population de brachycéphales ait vécu, dès l'époque de la pierre polie, autour des chefs que nous connaissons“ (es ist sehr gut möglich, daß eine zahlreiche Bevölkerung von Brachykephalen seit der Zeit des geschliffenen Steins, neben den Häuptlingen gelebt habe, die uns bekannt sind [2]).

Der scheinbare Gegensatz zwischen den Ergebnissen der Archäologie und der anthropologischen Messungen an den heutigen Bewohnern derselben Landstriche liegt also darin, daß in alter Zeit nur die Angehörigen der Oberschichte sorgfältig bestattet wurden und daß daher nur diese für die Archäologie greifbar sind, während die heutigen anthropologischen Aufnahmen alle Teile der Bevölkerung betreffen. Nun habe ich im vorletzten Abschnitte nachgewiesen, daß Oberschichten nach einiger Zeit rassenmäßig wieder verschwinden. Die sog. Umwandlung der Schädelformen kann also wohl nicht anders zu deuten sein, als durch das Wiederaufkommen einer brachoiden Unterschichte. Daß dies nicht nur eine Hypothese, sondern eine Tatsache ist, beweisen am klarsten die Feststellungen, die man in Bayern gemacht hat. Darüber geben die auf Seite 77 abgedruckten Tabellen [3]) Aufschluß.

Also: Die Gräber der römischen Zeit enthalten verhältnismäßig viel brachoide Schädel, obwohl für jene Periode mit mediterranen und germanischen (also dolichoiden) Beimengungen zu rechnen sein wird; in der Völkerwanderungszeit überwiegen die dolichoiden germanischen Schädel; später erscheinen immer mehr Brachoide, die offenbar aus der Unterschicht heraufgekommen sind, und die Zahlen aus der Neuzeit gewähren einen Überblick über die gesamte Bevölkerung. Es müssen also schon die vorrömischen Bewohner Südbayerns brachykephal gewesen sein, so daß wir es keineswegs mit einer Umwandlung, sondern im Gegenteil mit einem zähen Beharren der Schädelformen zu tun haben.

Daß insbesondere die Frauen (die ja überhaupt etwas brachoider sind, was auch vortrefflich ihrem sozial-psychologischen Verhalten entspricht), daß gerade die Frauen als Vertreterinnen des bodenständigen brachoiden

---

[1]) Gustaf Kossinna: „Zur älteren Bronzezeit Mitteleuropas II.“ („Mannus“, 1912, IV. Bd., Heft 1—2, S. 177.)

[2]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social“, Paris, 1899; pag. 236.

[3]) Entnommen aus: Ferdinand Birkner „Die Rassen und Völker der Menschheit“, S. 405.

Digitized by Google

Elements erscheinen und so in wenigen Geschlechterfolgen die angebliche Umkehr der Schädelformen herbeiführen, veranschaulicht uns Lapouge. Er berichtet nämlich, daß der Forscher Coutil im Departement Eure in einem Friedhofe von „barbarischem" Typus 30 Schädel aus der Merowinger-Epoche gefunden habe; der Index schwankte bei den Männern von 67,7 bis 83, bei den Frauen von 70 bis 87,7; der mittlere Index der Männer war 76,6, jener der Frauen 80,7; Lapouge bemerkt dazu, die Männer seien „des Germains presque purs" (nahezu reine Germanen) die Frauen „des indigènes" (Einheimische [1]). Heute beträgt der durchschnittliche Längen-Breiten-Index am Lebenden im Departement Eure 81,34; zieht man in Betracht, daß der Index am Lebenden immer etwas höher ist, als am Schädel, so ergibt sich eine vollkommene Unveränderlichkeit des Index bei der bodenständigen Bevölkerung.

Schädel römischer Provinzialen in Regensburg:

	vom 2. Jahrhundert	vom 2. bis 4. Jahrhundert	vom 4. Jahrhundert
Dolichokephal	7 %	32%	23%
Mesokephal	46,5%	46%	35%
Brachykephal	46,5%	22%	42%

Südbayerische Schädel:

	Völker-wanderungs-zeit	Frühes Mittelalter	Spätes Mittelalter	Neuzeit
Dolichokephal . . .	42%	32%	50%	1%
Mesokephal. . . .	44%	36%		16%
Brachykephal . . .	14%	32%	50%	83%

Rückblickend wollen wir uns vergegenwärtigen, daß im Paläolithikum die Brachoiden kaum nachweisbar sind; im Neolithikum erscheinen sie; später verschwinden sie fast regelmäßig, wenn eine Eroberwelle über ein Land hinweggeht; doch tauchen sie wieder auf, um endlich in der Neuzeit stark überhand zu nehmen. Immer aber haben sie ihre Dichtigkeitszentren in jenen Landstrichen, die sich durch ihre topographische, klimatologische und ökonomische Beschaffenheit als Rückzugsgebiete zu erkennen geben. Die Gesetze, welche diesen Tatsachen zugrunde liegen, sind folgende:

1. Im Paläolithikum lebte der Mensch hauptsächlich als Jäger, weil aber die Jagd der psychologischen Veranlagung der Brachoiden nicht recht entspricht, so treten diese im Paläolithikum zurück;
2. Die Brachoiden wohnen schon in der Jägerzeit, d. h. für Europa im Paläolithikum, hauptsächlich in Rückzugsgebieten;
3. Das Neolithikum war (wenigstens in Europa) eine Zeit allgemeinen Ackerbaues, für den die Brachoiden dank ihres ruhigen und ausdauernden Wesens eine besondere Eignung besitzen;

[1]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social", Paris, 1899, p. 324.

Digitized by Google

4. Die Brachoiden haben sich daher während des Neolithikums gewaltig vermehrt und sind rings um ihre Rückzugsgebiete ausgestrahlt;

5. Jede Eroberwelle besteht aus einer dolichoiden Auslese und weil nur die Angehörigen der Oberschichten sorgfältig bestattet werden, so erweckt das archäologische Vermächtnis den Schein einer ausschließlich dolichoiden Bevölkerung;

6. Die moderne Kultur ist den Dolichoiden mit ihrer stürmischen Veranlagung nicht günstig; die höheren Grade der Dolichokephalie werden daher allmählich ausgetilgt.

Dazu kommen noch zwei weitere Momente. Die Brachykephalie scheint auch vererbungsmäßig dominant zu sein; wo sich also Dolichoide und Brachoide vermischen, wird es unter den Nachkommen viel mehr solche mit hohem, als solche mit niederem Längen-Breiten-Index geben. Ferner scheint sich durch Vermischung zweier brachoiden Rassenelemente die Neigung zur Brachykephalie, bzw. Hyperbrachykephalie zu verstärken. Da darf man sich denn nicht wundern, wenn der durchschnittliche Längen-Breiten-Index der Europäer seit dem Neolithikum stetig zunimmt. In diesem Sinne spricht auch Czekanowski von der „Brachykephalisierung" der europäischen Bevölkerung und Rudolf Martin von „zunehmendem Brachykephalismus" in Europa [1]).

Endlich sei mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß eine „Umwandlung der Schädelformen" von einstiger Brachykephalie zu heutiger Dolichokephalie nirgends in Erscheinung tritt. Das allein gibt zu denken.

23. Rasse und Sprache.

„Es gab nicht eine Ursprache, sondern viele Ursprachen."
August Schleicher.

In der Urzeit gab es soviel Sprachen, als es Rassen gab.

Otto Reche hat dieses Thema in einer kurzen, aber vorzüglichen Arbeit behandelt. Sein Schlußsatz lautet:

„Ursprünglich deckten sich stets Rasse und Sprachtypus! Die Sprache war sozusagen eine der geistigen Rasseneigenschaften. So hat sich in dem für sie charakteristischen Sprachtyp jede Rasse ein wundervoll abgestimmtes, allen feinsten geistigen Regungen angepaßtes Instrument geschaffen, das sie auch nicht ungestraft bei Seite legen darf. Und wenn sich in späteren Zeiten in Folge der Ausbreitung und Vermischung der Rassen das ursprünglich so klare Bild verwischt hat, an der Grundtatsache des geistigen Zusammenhanges von Rasse und Sprache kann das nichts ändern: die Sprache ist ein Teil der Rassenseele" [2]).

Reche betrachtet auch die durch Sprachübertragung ausgelösten Vorgänge und äußert sich dazu wie folgt:

„Bei der Übernahme fremder Sprachelemente kann man ferner eine deutliche Anpassung an die eigenen Sprechwerkzeuge beobachten.

[1]) Czekanowski auf dem 43. Anthropologenkongreß zu Weimar („Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Etnologie und Urgeschichte", Jahrgang 1912, S. 95). — Rudolf Martin in seinem „Lehrbuch der Anthropologie", 1914, Jena; S. 682.

[2]) Otto Reche: „Rasse und Sprache" („Archiv für Anthropologie", Jahrgang 1921, Band 46, S. 218.)

Digitized by Google

Die Bildung der Laute, die Aussprache hängt ja von der Bildung des ganzen Sprechapparates ab ..... und die Untersuchungen haben gezeigt, daß die Rassen einen verschieden gestalteten Sprechmechanismus haben. So ist es zu erklären, daß manche Völker diese, andere jene Laute nicht haben oder nicht aussprechen können..... In fremdem Munde gestaltet sich also eine Sprache schnell um ..... Im Grunde bedeutet es auch eine Anpassung an die geistige Veranlagung, wenn, wie man es überall beobachten kann, bei der Übernahme fremder Sprachelemente die eigene Sprachmelodie beibehalten wird. So ist beispielsweise der eigenartige Tonfall, den man in Sachsen hört, vielleicht eine Folge davon, daß die Bevölkerung zu einem sehr großen Hundertsatz aus Slaven besteht." (Loco citato, pag. 212, 213.)

Und Ferdinand Bork sagt mit ebensolcher Bestimmtheit:

„Nur die Formenlehre und das Wörterbuch können übernommen werden, die Lautgebung und die Satzlehre niemals, weil sich weder der Mund- noch der Gehirnbau eines Volkes nach Belieben ändern kann" [1].

Wir werden uns vorstellen müssen, daß die Menschen ursprünglich in kleinen Horden und exogamen Konnubialverbänden lebten, die anthropologisch sehr homogen waren und angestammte Sprachen besaßen. Doch kann es schon in der Jägerzeit zu Sprachübertragungen gekommen sein. So sprechen z. B. die afrikanischen Pygmäen die Sprachen der benachbarten großwüchsigen Negerstämme. Diese Sprachübertragung wird wohl nur durch Konnubium erklärt werden können; auf jeden Fall setzt sie lange Zeiträume voraus. Einfacher und schneller war die Sache bei ackerbautreibenden Völkern. Wenn da eine Eroberwelle in ein benachbartes Gebiet eingebrochen war und sich dort festgesetzt hatte, so mußten entweder die Herren die Sprache der Besiegten oder diese die Sprache der Sieger annehmen, und zwar in kürzester Zeit. Solche Sprachübertragungen konnten sich wiederholen.

Ursprünglich wurde eine Sprache sicher nur auf einem ganz kleinen Gebiete gesprochen. Hatte sich eine Sprache über ein großes Gebiet verbreitet, so blieb sie nicht lange einheitlich; der Sprechmechanismus, die Sprachmelodie und die Satzlehre der angegliederten fremden Sprachgenossen wirkten zersetzend und es entstanden Mundarten, die immer mehr auseinander gingen, um schließlich zu selbständigen Sprachen zu werden. Das erkennen wir besonders deutlich an der Geschichte der romanischen Sprachen. Immer aber sind die so entstehenden neuen Sprachen einander ähnlicher und über weitere Gebiete verbreitet, als die von ihnen überdeckten Ursprachen. Denn die Menschheit strebt zur Ausbildung großer, zusammenhängender Sprachgebiete, wobei die Schrift und die allgemeine Schulbildung neuerdings dahin wirken, nicht nur das Zerfallen der Mundarten-Komplexe in Sprachgruppen zu verhindern, sondern die Trennungslinien zwischen den Mundarten zu überbrücken und die Unterschiede zu verwischen.

So entsteht allmählich eine Sprachenkarte, die mit der anthropologischen Rassenkarte nicht übereinstimmt. Weil aber einerseits der Begriff der Sprachgenossenschaft auf das innigste mit dem Begriff des Volkes zusammenhängt und weil anderseits jedes Volk sich als eine Blutsgemeinschaft fühlt, so liegt es nahe, jede Sprachgenossenschaft für eine Rassengenossenschaft zu halten. Daher die ewigen Warnungen der Anthropologen vor der kritiklosen Identifizierung der Begriffe „Volk" und „Rasse."

[1] Ferdinand Bork im „Mannus", XV., 175.

Digitized by Google

Durch die vielen Wanderungen, Überschichtungen und Sprachübertragungen sind Rassen und Sprachen so durcheinander geraten, daß sie sich nur an ganz vereinzelten Stellen heute noch decken. Als Gebiete, wo sich „bei einer reinen Rasse ein reiner Sprachtypus findet", bezeichnet Reche jene der Schweden, Araber und Buschmänner. Von diesen sagt er, sie besäßen „einen klar hervortretenden reinen Rassetyp und eine sehr charakteristische homogene Sprache".

Sonst herrscht überall — zumal in Europa — eine regellose Verwirrung, in welche die linguistische Analyse hineinzuleuchten trachtet, indem sie sich, besonders durch Studium der Dialekte, bemüht, die subtilen Reaktionserscheinungen der Aussprache, des Tonfalls und der Satzlehre festzustellen und zu deuten. Denn diese Reaktionserscheinungen sind für den Linguisten gleichsam die letzten Atemzüge der von fremden Elementen überwucherten Ursprachen, d. h. Rassen.

24. Das Ariertum und die Indogermanen.

„Aus der Tugend deiner Ahnen mußt du deine Burgen bauen".
(Hoffmann von Fallersleben an die Flamen.)

Es gilt zunächst, die Begriffe festzustellen und da sage ich: für mich ist „Arier" ein anthropologischer, „Indogermanen" ein linguistischer Begriff. Arier waren es, von welchen Tacitus schrieb: „truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora" (trutzig blickende blaue Augen, rötliche Haare, mächtige Leiber [1]). Daß diese Arier germanisch sprachen, ist dabei nicht wesentlich; sie hätten auch anders sprechen können; hier handelt es sich nur um die Rasse. Wie ich sehe, gebrauchen Gustav Kraitschek und Josef Weninger die Bezeichnung „Arier" in demselben Sinne. Felix von Luschan hielt das für gänzlich verfehlt; 1915 schrieb er gegen mich:

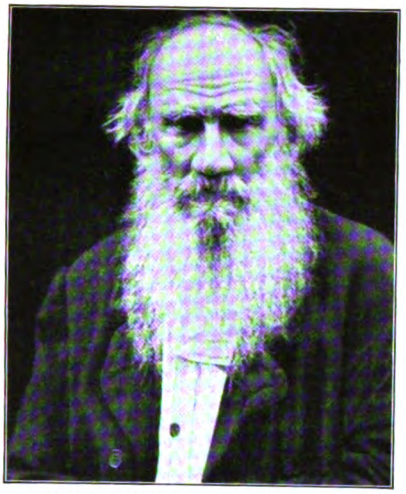
„Wir kennen natürlich eine arische Sprachengruppe, aber man muß ein arger Dilettant sein, um heute noch von einer arischen Rasse zu reden" [2]).

Dem ist entgegenzuhalten, daß es doch nur darauf ankommt, was für einen Begriff man mit einem Ausdrucke verbindet. Der Ausdruck „Arier" ist für mich identisch mit dem naturwissenschaftlichen Begriffe „Homo Europaeus". Daß dieser Begriff bei mir auch die blonden Brachoiden umfaßt, wird dem Leser nicht mehr zweifelhaft sein.

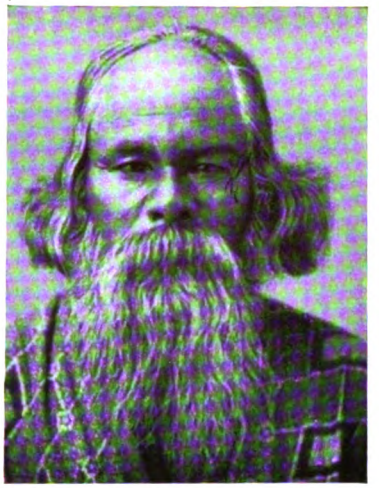
Es handelt sich nun darum, das Verhältnis zwischen den „Ariern" (d. h. den Menschen mit den Rassenmerkmalen des Homo Europaeus) und den „Indogermanen", richtiger „Urindogermanen" d. h. (den Trägern der urindogermanischen Sprache) unzweideutig festzustellen. Die Urindogermanen sind eine Gruppe von arischen Menschen, bei denen sich das Urindogermanische aus einer älteren, noch nicht flektierenden Sprache entwickelt hat. Die Träger dieser neuen Sprache bildeten das indogermanische Urvolk, das mir als ein unumgängliches Postulat ethnologischen Denkens erscheint, denn ohne ein indogermanisches Urvolk gibt es auch keine indogermanische Ursprache. Diese wurde durch Teile des Urvolkes, die erobernd in die Ferne zogen, immer weiter ausgebreitet und von den unterworfenen Völkern angenommen. Dabei spaltete die Ursprache erst in Mundarten, dann in neue Sprachen

[1]) Tacitus „Germania", IV., 5.
[2]) Felix v. Luschan: „Rassen und Völker", Carl Heymanns Verlag, Berlin, 1915; S. 16, 17.

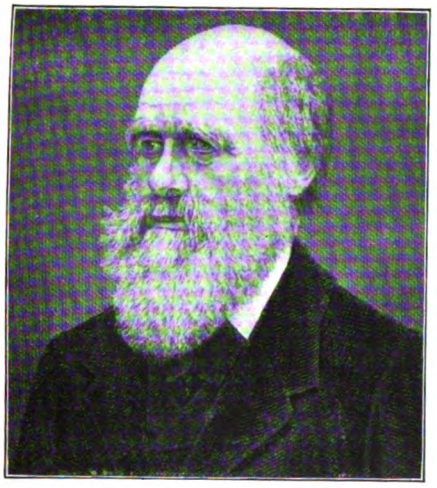
Digitized by Google



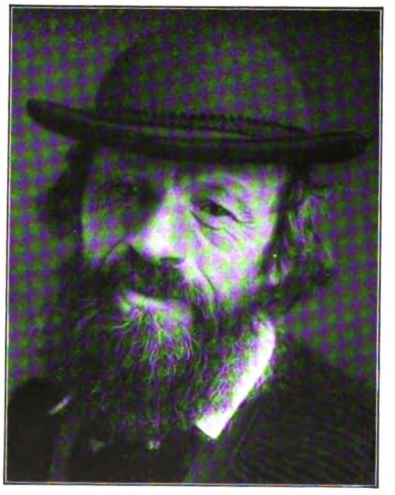
21. Leo Tolstoi (typischer Ario-Primitiver in seinem Wesen und in seinem Aussehen).



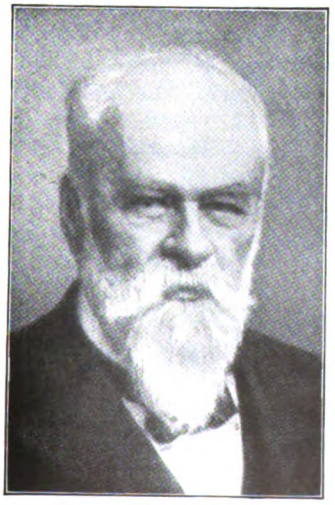
22. Aino. (Nach Driesmans und v. Luschan.)



23. Charles Darwin. (Nach H. G. Bronn.)



24. Tiroler (Ario-Primitiver mit hyperboreischem Einschlag).



25. G. v. Schmoller (Nationalökonom); Arier mit deutlichen primitiven Zügen.

26. Otto Gierke (Rechtslehrer); Arier mit einem Ausdruck der an die Ario-Primitiven erinnert.

Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

auf. Bei den Trägern solcher Tochtersprachen lassen sich heute vielfach die Charaktere der arischen Menschenart nicht mehr nachweisen. Trotzdem müssen wir, wenigstens für die Urzeit, daran festhalten, daß jedem indogermanischen Sprachkreise eine Welle von arischem Blute entspricht. Gustaf Kossinna hat dies mit den anschaulichen Worten ausgedrückt:

„Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im 3. Jahrtausend vor Chr., die großen Völkerbewegungen ausgegangen, die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indogermanen. Überall dort wurde mitteleuropäisches Blut die herrschende Klasse und hat, auch wo es allmählich bis in ein Nichts oder fast in ein Nichts verflüchtigt worden ist, zum ewigen Angedenken des weltgeschichtlichen Berufes unserer Stämme wenigstens unsere Sprache dort untilgbar den Ländern eingeprägt" [1]).

Anders freilich betrachten die Sache Felix von Luschan und seine Schule. v. Luschan schrieb:

„Es ist grundfalsch von einem indogermanischen Volksstamm zu sprechen; einen solchen gibt es nicht und hat es nie gegeben. Im gleichen Sinne ist auch der Begriff einer „arischen Rasse" durchaus abzulehnen" [2]).

Danach würde also das Urindogermanische ganz in der Luft hängen; es gibt aber keine Sprache ohne ein Volk, von dem sie gesprochen wird. Trotzdem begegnen wir heute noch vielen Leuten, die das für die urindogermanische Sprache nicht gelten lassen wollen. Wie schwach ihre Versuche zu einer Beweisführung sind, hat Felix v. Luschan an anderer Stelle selbst gezeigt. Er rezensierte das Werk von Friedrich Sarre „Die Kunst des alten Persien" und führte aus:

„So groß sonst meine Bewunderung für Sarres neues Werk ist, so kann ich diese kurze Anzeige doch nicht schließen, ohne mein Erstaunen über das Motto auszudrücken, das er seinem Vorworte vorausgesetzt hat. Es ist ein Satz von Gobineau, in dem dieser die Iranier als die Verwandten der Skandinavier und Germanen hinstellt. Nun habe ich schon in meiner frühesten Jugend für Gobineaus schön gedrechselte Phrasen nur Geringschätzung empfunden, und sie ist mit dem Alter nicht besser geworden. Auch jetzt empört sich mein anthropologisches Gewissen gegen den von Sarre an eine so in die Augen fallende Stelle gesetzten Text. Was hat Gobineau unter Iraniern verstanden? Ich kenne iranische Sprachen, aber ich kann mir kein Bild von einer iranischen Rasse machen. Das heutige Persisch soll erst mit den Achaemeniden nach Persien gekommen sein, und manche stellen sich diese Eroberer als richtige Nordeuropäer vor, also blond, blauäugig und langköpfig — aber das ist einstweilen nur eine Arbeitshypothese, denn noch ist kein einziger Schädel eines Achaemeniden zur Untersuchung gelangt, und auch die Porträts der achaemenidischen Herrscher und die ihrer Großen gestatten kein sicheres Urteil; nur für die späteren Achaemeniden ist schon jetzt völlig klar, daß sie stark mit dem Blute der bodenständigen Bevölkerung durchsetzt sind, die wir uns als mit den Hethitern engverwandt vorstellen. So erinnert Gobineaus These bedenklich an die jetzt in manchen Kreisen verbreitete Lehre von der „arischen Rasse"; auch da wird ein enger Zusammenhang zwischen arischen Sprachen und

[1]) Gustaf Kossinna: „Die deutsche Vorgeschichte", 2. Auflage, Würzburg, 1914; S. 233.

[2]) Felix v. Luschan: „Völker, Rassen, Sprachen", Weltverlag Berlin, 1922; S. 53.

Digitized by Google

den alten Nordeuropäern angenommen, dabei aber völlig übersehen, daß gerade die als am meisten arisch zu bezeichnende Sprache, das heutige Armenisch, von Leuten gesprochen wird, die sich durch ihren extrem hohen und kurzen Schädel, ihre dunklen Augen und ihre großen, oft stark krummen Nasen toto coelo von den Nordeuropäern unterscheiden und als unmittelbare Nachkommen der alten Hethiter anzusprechen sind" [1]).

Ich habe diese Ausführungen hier zur Gänze wiedergegeben, weil sie charakteristisch für eine gewisse Richtung sind und weil die Anhänger dieser Richtung sich mit Vorliebe auf den Anthropologen Felix v. Luschan berufen. Nun ist es bekannt, daß sich v. Luschan ein besonderes Verdienst durch die Erforschung der anthropologischen Verhältnisse Vorderasiens erworben hat; Vorderasien war sein ureigenstes Arbeitsgebiet. So hatte er auch die Anthropologie der Kurden gründlich erforscht und darüber auf dem 43. Anthropologenkongreß zu Weimar 1912 folgende treffende Bemerkungen gemacht:

„Wir wissen von den Kurden, daß sie in den Berglandschaften am oberen Euphrat und in der Gegend des Van-Sees langköpfig sind. Am Nemrud-Dagh und bei Karakusch habe ich 1883 rund 60% der dort ansässigen Kurden als langschädelig, blond und blauäugig festgestellt. Weiter im Süden haben die Kurden Gelegenheit, türkische Frauen zu heiraten und armenische Frauen zu rauben. Dementsprechend sind unter den bei Sendschirli lebenden Kurden nur mehr 40% mit nordischem Typus, und von den Kurden an der persischen Grenze wissen wir, daß sie fast durchweg brünett und extrem kurzköpfig sind ....."

v. Luschan erwähnte auch die ungesunden Fieberebenen in ganz Nordsyrien und fuhr fort:

„So wirken bei den Kurden verschiedene Umstände zusammen, um in manchen Gegenden die blonden Langschädel unter ihnen fast ganz verschwinden zu lassen" [2]).

Nun möchte ich die zahlreichen Schüler und Anhänger des leider schon verstorbenen v. Luschan fragen, ob das, was für die Kurden gilt, nicht genau so gut für die arischen Urperser und für die arischen Urarmenier gelten könne, ja geradezu angenommen werden müsse. Der einzige Unterschied besteht eben darin, daß sich ein Teil der Kurden im Gebirge unvermischt oder nahezu unvermischt erhalten konnte, während die Urperser und Urarmenier in der von ihnen unterworfenen fremdrassigen Bevölkerung sämtlich aufgegangen sind, wobei die Unterschichte die Sprache der Herren angenommen hat. So sind die heutigen Armenier und Perser wohl als „Indogermanen" zu betrachten, nicht aber als „Arier" (abgesehen von einer geringen Beimischung, die wohl noch immer in ihnen fortlebt und vereinzelt auch noch fortwirkt).

Damit ist aber die Frage geklärt. Es gab einen „indogermanischen Volksstamm" oder ein indogermanisches Urvolk und dieses Urvolk war (vielleicht mit Ausnahme eines kleinen Bruchteils) von arischer Rasse. Die blonden Kurden, die heute noch in ihren Bergen ein indogermanisches Idiom sprechen, gehören zu unseren besten Beweismitteln. Ein herrliches Licht fällt aber dadurch auf die Intuitionsgabe unseres großen Gobineau, der in einer anthropologisch noch ganz rückständigen Zeit den Zusammenhang bereits erkannt hatte.

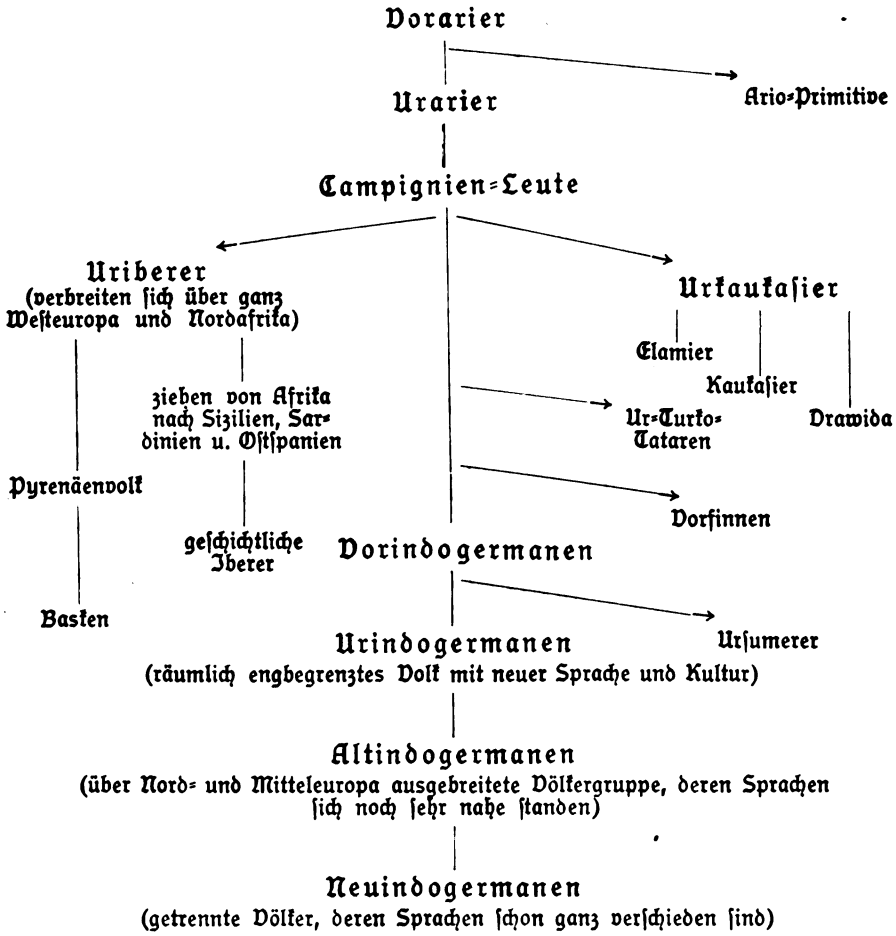
[1]) „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrgang 1922, S. 176.
[2]) Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang 1912, S. 95.

Digitized by Google

Also nochmals: es gab ein Volk, das war von arischer Rasse und sprach urindogermanisch. Wenn nun Ferdinand Bork schreibt:

„Wir müssen daran festhalten, daß es eine arische Urrasse, bzw. ein arisches Urvolk und eine arische Ursprache gegeben hat," [1])

so ist das zweifellos richtig, doch bedarf es einer Erläuterung, die der beigefügte Stammbaum geben soll.



Dieser Stammbaum ist ein ethnologischer, d. h. er soll die Zusammenhänge aufklären. Selbstverständlich enthalten z. B. die heutigen Drawida fast gar kein arisches Blut mehr; das gilt aber genau so gut für die heutigen Armenier, die zu den Indogermanen gehören. In dieser Hinsicht darf man sich nicht irremachen lassen. Dafür erklärt der Stammbaum die schon im Altertum vielbesprochene dreifache Parallelität der Ligyes, Albaner und Iberer im Kaukasus-Gebiet mit ganz ähnlichen Völker- und Ländernamen Westeuropas, wobei wir nicht mehr an Übertragung zu denken brauchen,

[1]) „Mannus", XV., S. 175.

Digitized by Google

sondern eben gemeinsamen Ursprung annehmen. Die Zeit dieser Differenzierung liegt in einer Periode, in der es überhaupt noch keine Indogermanen gab. Ebenfalls in vorindogermanischer Zeit haben sich die Ur-Turko-Tataren, Vorfinnen und Ursumerer vom arischen Hauptstamme abgezweigt. Das sind vorläufig natürlich nur Arbeitshypothesen, die sich aber, wenn man das Material überblickt, mit aller Macht aufdrängen.

So gelangen wir schließlich zu den Urindogermanen oder dem indogermanischen Urvolk und da soll gleich betont werden, was einst Gustaf Kossinna gesagt hat:

„Indogermanische Ursprache, indogermanisches Urvolk, kleinerer Urraum als Urheimat und nordischer Typus der Indogermanen, sind heute für mich indiskutabel, da ich ein ungeheueres Material in Bewegung setzen müßte, um die Gründe hierfür vorzuführen" [1]).

Sein vorläufig letztes Wort hat der Meister dann gesprochen in der kurzen, aber tiefschürfenden Arbeit „Die Indogermanen" (Ein Abriß; I. Teil: Das indogermanische Urvolk; 86 Seiten mit 150 Textabbildungen und 7 Karten auf 6 Tafeln; Leipzig, Curt Kabitzsch, 1921.) Wer die Indogermanenfrage studieren will, benütze diese Schrift sowie Kossinnas epochemachendes, bereits in 4. vermehrter und verbesserter Auflage vorliegendes Buch „Die deutsche Vorgeschichte" (261 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln; Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925.) Was Kossinna in diesen zwei Arbeiten niedergelegt hat, bedeutet nicht nur heute den fortgeschrittensten Standpunkt, sondern es wird die unentbehrliche Grundlage für alle kommenden Forscher bilden. Abgesehen von einigen Kleinigkeiten — z. B. in der Bemessung der chronologischen Verhältnisse — stehe ich ganz auf dem von Kossinna erschlossenen Boden. Indem ich dies vorausschicke, bedarf ich nur weniger Worte, um den Werdegang, die Ausbreitung und die ursprüngliche Eigenkultur der Indogermanen zu beleuchten.

Als die letzte große Welle des Paläolithikums, die offenbar aus Afrika stammende und von einer meridionalen Bevölkerung getragene mikrolithische Tardenoisien-Kultur sich ausgelaufen hatte, war im Norden Europas eine den Jägerstämmen fremde, bäuerliche Kultur entstanden, die mit ihrer Makrolithik an altpaläolithische Überlieferungen anknüpfte, zugleich aber auch ganz neue Kulturelemente in sich schloß: den Ackerbau, die Viehzucht und die Töpferei. Dies ist das Campignien. Als Erfinder und erste Träger des Campignien können nur die nach Norden zurückgedrängten Arier in Betracht kommen. Der Zeitpunkt dieser Entwicklung liegt meines Erachtens mindestens schon im 10. vorchristlichen Jahrtausend, weil für die ungeheuer mannigfaltige Entwicklung des Neolithikums rein biologisch betrachtet ein großer Zeitraum erforderlich ist. Der Ackerbau führte nun zu einem schnellen Wachstum und starken Ausbreitungsbedürfnis der Campignien-Bevölkerung.

Gleichzeitig war aber im Norden Europas Neuland entstanden. Nach dem Zurückweichen des Eises hatten hier das Yoldia-Meer und der Ancylus-See gewechselt und die Küstenländer waren von Jägerstämmen besetzt worden — ja, am Westrande Norwegens scheinen sogar solche Jägerstämme seit der Zwischeneiszeit sich behauptet und (vom offenen Meere begünstigt) die ganze letzte Eiszeit überdauert zu haben [2]). Das wäre sehr wichtig für die Beurteilung der norwegischen Brachykephalen. Die Ostsee-Länder sind aber jedenfalls

[1]) „Mannus", I., S. 20.

[2]) Vergleiche Gunnar Ekholm „Die erste Besiedelung des Ostseegebietes" (Wiener Prähistorische Zeitschrift, Jahrgang 1925).

Digitized by Google

erst nach der letzten Eiszeit besiedelt worden. Auf das Magdalenien der Yoldia-Zeit folgt hier das Azilien der Ancylus-Zeit. In der nun anbrechenden Litorina-Periode erscheinen die Muschelhaufen, die dem Campignien gleichzusetzen sind. Da es sich hier um Abwanderung aus der engeren Heimat und Besetzung eines Neulandes handelt, so müssen die betreffenden Campignien-Leute eine dolichoide Auslese gebildet haben. Damit erscheint von vornherein die Tatsache geklärt, daß uns die alten Indogermanen überall als Dolichoide entgegentreten, wobei wir nicht übersehen dürfen, daß es sich bei den indogermanischen Eroberscharen um eine wiederholte Auslese handelt.

Was nun die Chronologie der Muschelhaufen anbelangt, so setzt Kossinna ihren Beginn mit 6000 vor Chr., Montelius mit 7000 vor Chr. an [1]). Geologische Argumente waren es, welche die beiden führenden Vorgeschichtsforscher veranlaßten, ihrer Chronologie einen so engen Rahmen zu geben. Der schwedische Geologe Frhr. Gerard de Geer soll nämlich in sehr überzeugender Weise dargetan haben, daß die Eiskante erst um 13000 vor Chr. von der Südküste Schonens zurückgegangen sein könne. Da die ganze Yoldia- und Ancylus-Periode darauf erst folgen, so mußte der Beginn der Litorina-Periode, in welche die Muschelhaufen fallen, natürlich spät angesetzt werden. Ich habe mich mit dieser Chronologie niemals befreunden können und als mir Gelegenheit geboten wurde, den bekannten Berliner Geologen Hans Heß von Wichdorff, den Verfasser des monographischen Werkes „Geologie der kurischen Nehrung“ [2]) und vieler anderen Schriften zur Geologie Norddeutschlands, — also einen berufenen Sachmann, über die postglaziale Chronologie des Baltikums zu befragen, erhielt ich folgenden Bescheid.

Im allgemeinen wird, soweit sich die Geologen überhaupt dazu hergeben, für geologische Ablagerungen bestimmte Zeitangaben festzusetzen, in der Regel das Alter des Alluviums bedeutend unterschätzt. Es liegt das daran, daß in vielen Gegenden das Alluvium nur eine untergeordnete und wenig mächtige Ablagerung darstellt. Neuerdings ist nun im Gebiete der Kurischen Nehrung und des Kurischen Haffes in Ostpreußen eine 100 Kilometer lange und daher landschaftlich doch keineswegs in ihrer Ausdehnung zu unterschätzende Ablagerung aus der Alluvialzeit eingehend untersucht und durch zahlreiche Tiefbohrungen die Mächtigkeit des dortigen Alluviums bis zu 36 m festgestellt worden. Die Zeiträume, welche die einzelnen geologischen Vorgänge in diesen durch einen ehemaligen Meereseinbruch nach der Litorinazeit geschaffenen alluvialen Ablagerungen beanspruchen, sind derart hoch zu bemessen, daß die bisher angegebenen Zahlen für den Beginn der Alluvialzeit außerordentlich stark überschritten werden. Wenn man weiter bedenkt, daß der Meereseinbruch in diesem Gebiete nach der Litorinazeit erfolgte und bereits so hohe Alterszahlen sich ergeben, so erscheint es völlig gerechtfertigt, die Litorinazeit um einige Jahrtausende älter anzusetzen und insbesondere ihren Beginn statt um 6000 vor Chr. schon gegen 10 000 vor Chr. zu vermuten.

So weit Heß v. Wichdorff. Im „Korrespondenzblatt der Deutschen

[1]) Gustaf Kossinna: „Die Indogermanen“, Leipzig, 1921, S. 76. — Oscar Montelius: „De mandelformiga flintverktygens ålder“ (Antikvarisk Tidskrift för Sverige, Stockholm, 1919, Band 20, Nr. 6.)

[2]) Abhandlungen der Preußischen Geologischen Landesanstalt, Neue Folge, Heft 77, Berlin, 1919.

Digitized by Google

Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" (Jahrgänge 1918, 1919 und 1920) hat über dasselbe Thema eine Auseinandersetzung zwischen Hans Menzel, Emil Werth und Stephan Richarz stattgehabt, welche dieser mit den Worten beschloß: „Besser ist es, man gesteht ein, daß man nichts weiß."

Darum halte ich mich für berechtigt, in der Zeitbestimmung auf dem häretischen Standpunkte, den ich schon 1916 eingenommen habe, zu beharren und es ergibt sich mir folgende chronologische Zusammenstellung:

10 000	Beginn des Campignien	vor-indogermanische Zeit
9 000	Besiedelung der Ostsee-Länder durch Campignien-Leute (ältere Muschelhaufen)	
7 000	Jüngere Muschelhaufen auf Jütland und den dänischen Inseln	ur-indogermanische Zeit
6 000	Beginn der indogermanischen Ausbreitung	
5 000	Die ersten indogermanischen Kulturkreise auf dem Festlande; die ersten Dolmen im Norden	alt-indogermanische[1]) Zeit
4 000	Berührungen des bandkeramischen, westeuropäischen und megalithischen Kulturkreises; Schnurkeramik	
3 000	Zurückweichen der Bandkeramik nach dem Osten	
2 300	Kupferzeit und Glockenbecher-Sturm	neu-indogermanische Zeit
1 800	Scharfe Sonderung und Trennung aller indogermanischen Völker	
1 000	Die indogermanischen Einzelvölker in ihren historischen Sitzen	
120	Kimbernzug; Beginn der Völkerwanderung; gänzlicher Zerfall der indogermanischen Spracheinheit	

Unter allen Völkern und Kulturkreisen bilden die Urindogermanen die markanteste und wichtigste ethnische Persönlichkeit. Was wir von ihnen wissen, ist ja leider nur erschlossen, aber trotzdem in der Hauptsache zuverlässig. Zunächst ihre Wirtschaft: sie sind ein ackerbauendes, seßhaftes Volk, das Vieh und Geräte besitzt, z. B. schon den Wagen kennt und die Töpferei gut entwickelt hat; Häuser werden aus Holz und Flechtwerk mit Lehmverputz gebaut; man versteht zu kochen, zu backen und zu weben; technisch befindet man sich in der Steinzeit und zwar zu Beginn des Neolithikums. Die sozialen Verhältnisse sind gekennzeichnet durch die Großfamilie und das Patriarchat: der älteste Mann herrscht unbedingt; es erben die Männer, nicht die Frauen; jüngere Söhne sind oft vom Erbe ausgeschlossen und werden in die Fremde geschickt; Sklaven gibt es nicht; alle Menschen sind frei und arbeiten für sich oder für ihre Blutsverwandten; die Braut wird gekauft und in das Haus des Bräutigams gebracht; doch ist ihr Los kein schlechtes, denn erstens besteht überhaupt eine ausgesprochene Hochschätzung des Weibes (dem man z. B. Sehergabe zuschreibt), zweitens hat sie als Mädchen das Recht der Gattenwahl (wofür die arischen Inder noch ein eigenes Wort bewahrt haben:

[1]) Seit meiner im Jahre 1916 verfaßten und in der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" (XVII. Jahrgang) veröffentlichten Abhandlung „Indogermanen und Deutsche" habe ich nur in der Terminologie den Ausdruck „gemeinindogermanisch" durch „altindogermanisch" ersetzt, weil mir dies einfacher und besser zu sein scheint.

Digitized by Google

svayamvara) und drittens herrscht Monogamie (Nebenfrauen, Konkubinen und dergl. gibt es nicht). Die geistige Kultur hat eine philosophische Färbung und gipfelt in einem ausgesprochenen Monotheismus. Das zeigt uns die Gleichung altindisch Dyauspita, griechisch *Zεὺς πατήρ*, lateinisch Juppiter „Gottvater"; es ergibt sich daraus ein urindogermanisches *Deiwos „Gott", das nur von der Wurzel diw „strahlen" abgeleitet werden kann. *Deiwos ist also „der Himmlische, Strahlende" und da die Sonne den Brennpunkt des himmlischen Lichtes bildet, so erscheint das Sonnenrad als das Sinnbild jenes großen Gottes. Später weihte man ihm das Pferd, weil man sich vorstellte, daß die Sonne auf einem Wagen von unsichtbaren Pferden über den Himmel gezogen würde. Daß dieser *Deiwos nicht etwa als ein Nationalgott oder ein Gönner der Rechtgläubigen, sondern als Vater aller Menschen und als Herr der Welt aufgefaßt wurde — also im erhabensten monotheistischen Sinne — geht unzweideutig aus einer Stelle der Odyssee hervor, wo die edle Nausikaa ihren Leuten erklärt, daß der schiffbrüchige Odysseus freundlich aufgenommen werden müsse:

ἀλλ' ὅδε τις δύστηνος ἀλώμενος ἐνθάδ' ἱκάνει,
τὸν νῦν χρὴ κομέειν · πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες
ξεῖνοί τε πτωχοί τε, δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε. (VI., 206—208.)

(Der kam aber hierher als jammervoller Verstürmter,
dem jetzt Pflege gebührt, denn Zeus schützt Bettler und Fremde
samt und sonders; ob klein, ist lieb doch unsere Gabe.)

Hier, wie auch in der „Sawitri" sehen wir, daß die höchste Weisheit von den Dichtern einem Weibe in den Mund gelegt wurde, entsprechend der urarischen Auffassung von der größeren Intuitionsgabe und Gottnähe des Weibes. Im altindischen Mahabharata läßt der Dichter die Sawitri, die ursprünglich als Tochter des Sonnengottes gedacht war, den Totengott Yama dadurch überwinden, daß sie ihm Weisheitssprüche vorträgt. Einer dieser Sprüche lautet:

santas tvēvāpyamitrēšu dayām prāptēšu kurvantē
(Çloka V., 35, 2. Zeile)

(gute Menschen üben selbst an den Feinden, die in ihre Hände gefallen sind, liebendes Mitleid).

Die urindogermanische Weltanschauung kannte also (wenigstens der Hauptsache nach) schon das, was wir Humanität und Christentum nennen. Wenn wir damit die Zustände in geschichtlicher Zeit und das Scheinchristentum der Gegenwart vergleichen, die voll Mord und Niedertracht ist, so können wir nicht genug staunen, über die moralische Höhe eines Volkes, das in so ferner Vergangenheit steht. Da kann es uns nicht wunder nehmen, daß noch bei den Indogermanen des historischen Altertums religiöse Unduldsamkeit und Bekriegung Andersgläubiger um ihrer Weltanschauung willen etwas unbekanntes ist. Das hätte sich eben nicht mit dem wahrhaft philosophischen Monotheismus vertragen, der urindogermanisch war und noch lange fortgewirkt haben muß. Neben diesem Monotheismus und wohl durch ihn bedingt, hatte sich aber auch bereits der Menschheits-Gedanke entwickelt, ohne den die Sprüche der Nausikaa und der Sawitri nicht verständlich wären.

Treffend und schön hat einst Alexander v. Peez gesagt: „Auf den frühesten Indogermanen liegt etwas von der Taufrische des Paradieses" [1]). Wie kommt es nun, daß wir bei den historischen Indogermanen die philo-

[1]) Alexander von Peez: „Europa aus der Vogelschau", Neudruck, 1916; S. 73. (Wien und Leipzig, Manz-Verlag.)

Digitized by Google

sophische Höhe und die sittlichen Verhältnisse des Urvolkes nicht wiederfinden? Die Antwort kann nicht schwer fallen: schuld an dem Verfalle war die Vermischung mit fremden Menschen, die Einführung der Sklaverei und die Herabwürdigung des Weibes. Hand in Hand damit vollzog sich der Übergang von dem philosophischen Monotheismus zu dem paganistischen Polytheismus. Nur Inder und Hellenen — die einen weil sie ausgesprochene Aristokraten, die anderen weil sie in erster Linie Künstler waren — haben es vermocht, etwas von dem urzeitlichen Glanze für die dankbare Menschheit zu retten, bis auch sie in den allgemeinen Niedergang hineingerissen wurden. Nicht umsonst bewahrten alle antiken Völker die Erinnerung an eine aurea aetas, ein goldenes Zeitalter, und selbst die stolzen Römer glaubten, daß die Herrlichkeit der alten Zeit niemehr erreicht werden könne.

Kehren wir nun im Geiste an die Schwelle dieses Paradieses zurück zu dem indogermanischen Urvolke, dessen Zeitstellung, Heimat und Kultur wir in Kürze gekennzeichnet haben. Das Urvolk wächst. Es entsendet von Zeit zu Zeit ein ver sacrum, einen heiligen Frühling seiner jungen Mannschaft, in südlichere Gegenden. An der Donau entwickelt sich die bandkeramische Kultur. Mitteleuropa wird indogermanisch. Die Schnurkeramiker brechen herein. Es folgt der Glockenbecher-Sturm, der mit unwiderstehlicher Wucht über Mitteleuropa hinwegbraust. Wie der Weltkrieg in unserer Zeit, so hat damals eine furchtbare Bewegung die Verteidiger Mitteleuropas zerschlagen und zermalmt. Aber diese Bewegung war nicht von Dauer; Mitteleuropa erhob sich wieder und eine neue Zeit stieg herauf. Das blinkende Schwert, die metallene Waffe kam in die Hand der Indogermanen. Und nun bereitet sich ein Umschwung vor. Größere politische Verbände werden geschaffen. Noch bestehen sie aus einfachen Bauern, die hinter sumpfigem Tannendickicht ihre schmalen, ärmlichen Äcker pflügen. Aber kinderfroh lachen ihnen die hölzernen Häuschen und enger und enger wird ihnen die Heimat. Da dringt ihnen Kunde herauf von dem schwelgerischen Südland mit seinen hochgegiebelten Städten und seinen goldprunkenden Königen. Das Waldvolk horcht; die jüngeren Söhne sammeln sich; ein Herzog führt sie an. Bald werden sie eine der südlichen Halbinseln betreten und den staunenden Ausruf erheben: Thalatta, das Meer, das Meer! Und sie werden den Hellespont überschreiten und werden pochen an die verzauberten Tore des reichen, sonnigen Morgenlandes.

Wie hat doch Lapouge gesagt:

„C'est de la grande forêt ombreuse de l'Europe moyenne, de l'Atlantique à la Mer Noire, que sortiront peu à peu les essaims aryens, marchant à la conquête de la chaleur, de la lumière, de tout ce qui avait manqué à leur enfance terne, uniforme et sévère, et derrière ces essaims d'autres viendront à leur tour ....." [1]).

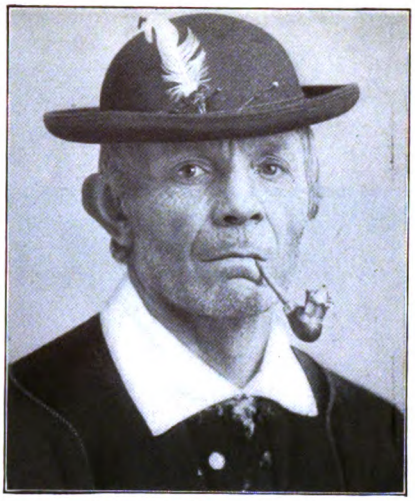
(Aus den weiten, schattigen Wäldern des mittleren Europa, vom Atlantischen bis zum Schwarzen Meere, werden nach und nach die arischen Schwärme hervorbrechen, der Wärme und dem Licht entgegen, voller Sehnsucht das zu gewinnen, was ihrer trüben, einförmigen und strengen Jugend gefehlt hatte; und hinter diesen ersten Schwärmen werden andere kommen, Zug um Zug .....)

So vollzieht sich der Eintritt der Indogermanen in die Weltgeschichte.

[1]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social"; Paris, 1899; p. 151.

Digitized by Google

27. Hyperboreer aus Norddeutschland.



28. Hyperboreer aus Tirol.

29. Hyperboreer aus den Bergamasker Alpen.

30. Ungarischer Staatsmann (Arier mit starkem hyperboreischem Einschlag).

31. Tiroler (Arier mit hyperboreischem Einschlag).

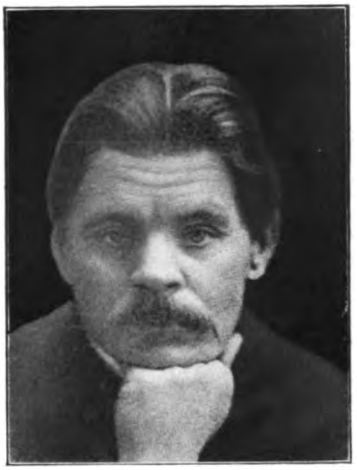
32. Tiroler (Arier mit dinarischem und hyperboreischem Einschlag).

Digitized by Google

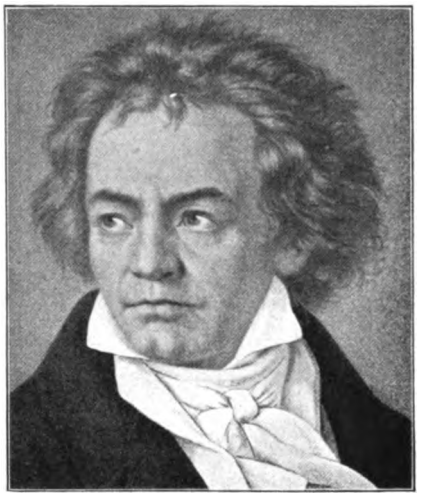
Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Hyperboreer.



33. Maxim Gorki (Hyperboreer mit dinarischem Einschlag).



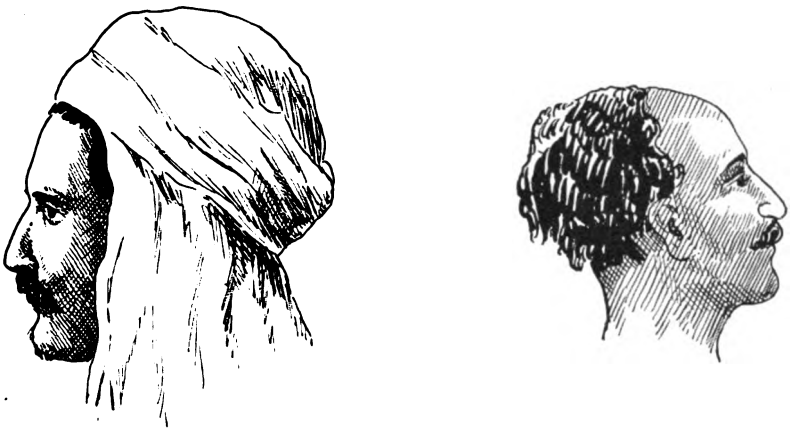
34. Beethoven (Arier mit hyperboreischen Zügen).

35. Wienerin mit weddoidem Gesichtsprofil. Charakteristisch ist das Vorspringen der unteren Gesichtspartie und die Neigung des Nasenrückens, mit dem Unterkieferrande parallel zu werden.

36. Vornehmer Osmane (dinarisch-weddoider Mischling).

Digitized by Google

Digitized by Google



Links ein Araber aus Tunis, rechts ein Berber (dieser nach Ripley). Man sieht deutlich, daß hier gar kein anthropologischer Unterschied besteht. Die Berber oder Hamiten (wie sie von den Sprachforschern genannt werden) sind nur eine Vorläuferwelle der Semiten.

25. Die altorientalische Zivilisation.

Die Menschen halten oft für ein Glück,
was eigentlich ein Unglück ist.
(Eskimo-Spruch.)

Als in dem fernen Morgenlande die redekundige Geschichte erwachte, da gab es in jenen Breiten noch keine Spur von Indogermanen. Die ägyptische und die sumerische Kultur sind uralt und beide besitzen Schriftdenkmäler, die in vorindogermanische Zeiten zurückreichen. Der Streit darüber, welche dieser beiden Kulturen die ältere und ursprünglichere sei, ist noch nicht entschieden, doch scheinen sumerische Bevölkerungselemente weit nach Süden vorgedrungen zu sein und von Arabien her den Weg ins Niltal eingeschlagen zu haben. Das Nuba und andere ostafrikanische Sprachen verdanken vielleicht ihren eigentümlichen, vom Berberischen stark abweichenden Charakter der Beeinflussung und Durchdringung durch das Sumerische. Dieses hinwieder zeigt Beziehungen zum Turko-Tatarischen und zum Indogermanischen. Auch uralte Kulturparallelen zwischen Mesopotamien und Sibirien sind unverkennbar, wobei die sibirischen Erscheinungen größere Ursprünglichkeit zeigen [1]). Sowohl die Anau-Kultur in Transkaspien als auch die Yang-Shao-Kultur Chinas weisen nach Europa als Ausgangspunkt.

Leonhard Franz schreibt über China:

„Mit der Entdeckung der Yang-Shao-Kultur ist der weitverbreiteten Meinung von einer selbständigen Entwicklung der früheren chinesischen Kultur der Boden entzogen" [2]).

Neuerdings hat auch Hubert Schmidt in einer kurzen, aber sehr inhaltreichen Arbeit diese Fragen besprochen; er kommt dabei zu dem Ergebnis:

[1]) Viktor Christian: „Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients". (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1924, 54. Bd.)

[2]) Leonhard Franz: „Die neuen Ausgrabungen J. G. Anderssons in China". (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1924, 54. Band, S. 202.)

Digitized by Google

„Gegenwärtig kann man zusammenfassend den Satz aufstellen:

Die ältesten Kulturen Chinas und Japans sind europäischen Ursprungs; ihre Träger sind noch in neolithischer Zeit teils aus Nordeuropa, teils aus dem Südosten Europas, dem Dnjepr-Donau-Balkan-Gebiete, abgewandert"[1].

Große Wichtigkeit für die Kulturvermittlung nach dem fernen Osten scheint Elam gehabt zu haben. Ferdinand Bork äußert sich darüber wie folgt:

„Mehrere (Entlehnungswege) führen durch das asiatische Festland zum Großen Ozean und drei gehen über diesen hinweg in die Neue Welt: 1. über die Behringsstraße, 2. über Polynesien, 3. von China geradeswegs über See nach Mittelamerika.

Der Ausgangspunkt aller ist Elam, das sowohl kulturell selbstschöpferisch gewesen ist, als auch als Brücke zwischen Vorderasien und dem Osten und Südosten gedient hat" [2].

Die Sprachwissenschaft aber zeichnet Zusammenhänge zwischen dem Elamischen und Kaukasischen einerseits und dem Kaukasischen und Baskischen anderseits. Diese Zusammenhänge erscheinen vorläufig nur in schwachen Umrissen, die aber festere Gestalt anzunehmen versprechen.

Also: die städtische Zivilisation und mit ihr das Schriftdenkmal, d. h. die Geschichte, beginnen in den großen Staaten des alten Orients, aber die treibende Kraft scheint europäisches Blut gewesen zu sein. Darum nehme ich gemeinsamen Ursprung der Urkaukasier, Ursumerer und Vorindogermanen aus der altarischen Campignien-Wurzel an; doch müssen sich die Urkaukasier schon sehr früh abgezweigt haben.

Wir werden da an uralte arische (aber noch nicht indogermanische) Einflüsse denken dürfen, welche schon sehr frühzeitig, etwa vom 9. Jahrtausend an, auf verschiedenen Wegen den Orient erreicht haben. Wo sie menschenarme Gegenden trafen, die erst urbar gemacht werden mußten, wie z. B. Babylonien, wurde die angestammte europäische Sprache bewahrt, wo aber schon eine zahlreiche einheimische Bevölkerung saß, wie in Ägypten, setzte sich die bodenständige Sprache durch. Denselben Vorgang sehen wir in geschichtlicher Zeit in Rußland, wo die Waräger ihre germanische Sprache mit jener der einheimischen Slawen vertauscht haben.

Die ersten Indogermanen, welche der alte Orient sah, werden dann wohl die seefahrenden Megalithleute gewesen sein, von denen wir bis jetzt freilich nicht wissen, ob sie eine indogermanische Sprache oder eine solche irgend eines westeuropäischen Kolonialgebietes redeten. Sie haben, schon weil sie nur fremde Seeleute waren, ihre Sprache im Orient gewiß nicht durchsetzen können, hingegen scheint (um mit Driesmans zu sprechen) der „Hochbau-Gedanke", den wir in Ägypten und Babylonien wiederfinden, durch die Megalithleute dahin übertragen worden zu sein.

Wenn es nun Europäer waren, gleichviel ob Indogermanen oder ältere Arier, welche die Entstehung der altorientalischen Kulturen bewirkten, so muß die Frage aufgeworfen werden, weshalb sie nicht ähnliche Kulturstaaten schon damals auf europäischem Boden ins Leben riefen. Darauf ist zu erwidern, daß dies aus soziologischen Gründen nicht geschehen konnte [3].

[1] Hubert Schmidt: „Prähistorisches aus Ostasien" (Zeitschrift für Ethnologie Jahrgang 1924, S. 157).

[2] Ferdinand Bork in einer Rezension (Zeitschr. f. Ethnol. 1924, S. 223).

[3] „Penka führte aus, daß hochwertige Rassenanlage allein zur Entwicklung einer höheren Kultur nicht genüge. Erst die Entstehung einer herrschenden Schichte und die Gründung von Städten ermöglichten die Hervorbringung einer solchen." — So schreibt

Digitized by Google

In dem waldigen, dünnbevölkerten Europa vermochte man damals inmitten gleichberechtigter und freiheitliebender Volksgenossen nicht jenes Herrschaftsverhältnis aufzurichten, wie im Orient, wo eine dünne Oberschichte großen Massen von Unterworfenen bedingungslos gebieten konnte. Hier stand das Menschenmaterial zur Verfügung, mit dem sich weite Landstriche kultivieren, Städte erbauen und Brennpunkte des Lebens schaffen ließen. So erwuchs die orientalische Zivilisation und ihre Fürstenhöfe, welche Geschichte machten, schritten auch dazu, diese Geschichte aufzeichnen zu lassen. Ehrgeiz und Eitelkeit mögen die ersten Triebfedern gewesen sein, aber das Werk wurde vollbracht. Und der orientalische Kulturmensch wuchs hinaus über den europäischen „Barbaren". So erlebte die Geschichte ihre Dämmerstunde nicht bei dem Philosophenvolk der Urindogermanen Nordeuropas, sondern bei den Städteerbauern der potamischen Staaten des Orients. Darum hieß es: ex oriente lux! Spätere Geschichts- und Kulturgeschichts-Schreiber sahen nur den politischen Glanz und die großen Leistungen der Technik, Eines aber vergaßen sie: der Europäer blieb frei, der Orientale wurde unfrei, denn er war entweder ein Tyrann oder ein Sklave — beide sind unfrei. Durch Unterwerfung, d. h. durch Gewaltausübung, durch Tötung von Freiheitskämpfern, durch Ermordung von Unschuldigen wurden die Grundlagen für die orientalische Zivilisation geschaffen. Es war weniger eine Schuld der Menschen, als eine solche des Systems, eine Schuld der Kolonialpolitik, eine Schuld des Zwei-Klassen-Staates. Aber die orientalische Zivilisation war von Anfang an mit dieser Schuld belastet und an dieser Schuld ist sie zugrunde gegangen [1]).

Tief eingewurzelt im Herzen des morgenländischen Volkes haftete die Erinnerung an den Mörder Kain, der zugleich den ersten Acker bestellt und die erste Stadt erbaut hatte. Das war aber nicht ein Orientale, sondern ein Europäer, denn die Semiten haben die Ackerbau- und Stadtkultur von den Sumerern übernommen. Die erste Schuld, die Mörderschuld, war auf Seiten des Europäers und so hat der Orientale vollkommen recht, wenn er den Europäer verabscheut und wenn er immer wieder versucht, den Europäer zu vertreiben. Et hoc meminisse juvabit!

26. Die Finnen-Lehre von Gustaf Kossinna.

„Die so merkwürdig konservative finnische Sprache steht der indogermanischen Ursprache außerordentlich nahe, die Rasse der Urfinnen ebenso der Rasse der Urindogermanen."

Gustaf Kossinna („Mannus", XI/XII, 272.)

Östlich von den Indogermanen Nordeuropas finden wir schon im Altertum finnische Völker, deren Sprachen durch ihre Verwandtschaftsverhältnisse

Gustav Kraitschek in seinem Nachruf für Penka (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Jahrg. 1912, Bd. 42, S. 225).

[1]) Man denke nur an die verschiedenen Menschenopfer beim Bau von Städten. Im 1. Buch von den Königen 16, 34 heißt es:

„Zu derselben Zeit bauete Hiel von Beth-El Jericho. Es kostete ihm seinen ersten Sohn Abiram, da er den Grund legte, und seinen jüngsten Sohn Segub, da er die Türen setzte."

Die Mauern der Stadt werden in Blut gelegt. Dieser Brauch entsprang wohl der Erinnerung an die ersten Kämpfe mit den Eingeborenen, die sich dem Bau der Städte bzw. Festungen widersetzten. Ihre Leichen wurden unter die Fundamente gelegt.

Digitized by Google

nach Asien als Ursprungsland zu weisen scheinen. Diese Finnen stellte man sich anfangs als brachoid und dunkel vor. Der berühmte „Homo Alpinus" sollte ein aus Asien gekommener Finne sein. Aber gründlichere Untersuchungen zerstreuten zunächst das Märchen von der dunklen Komplexion der Finnen. Die Finnen sind im allgemeinen sogar überraschend hell. In Petersburg geht die Redensart „blond wie ein Finne". Aber auch die Lehre von der Brachykephalie der Finnen erlitt eine starke Einschränkung. Es zeigte sich nur, daß die Finnen, wenn man sie mit den germanischen Skandinaviern verglich, zu einem höheren Längen-Breiten-Index neigten. Wirklich brachykephal und brünett sind nur die Lappen im äußersten Norden, obwohl auch bei diesen bisweilen hellere Färbung vorkommt. Die Lappen müssen aber früher weiter östlich gewohnt haben, wo sie Gelegenheit hatten, sich mit einem mongoloiden Volke zu berühren. Daher die mongolischen Merkmale, die bei den Lappen erweisbar sind, während den eigentlichen Finnen diese mongolischen Merkmale fehlen. Jedenfalls kann man bei Slawisch redenden Russen mongolische Merkmale viel häufiger finden, als bei den Finnen der Ostsee-Länder. Es drängt sich daher die Erkenntnis auf, daß die echten Finnen Europäer seien, und zwar blonde Nordeuropäer, d. h. der Rasse nach die nächsten Verwandten der Indogermanen. Tatsächlich wird man in Skandinavien, zumal in Norwegen, viele Leute sehen können, die in keiner Weise von echten Finnen zu unterscheiden sind. Nun hat auch die Sprachwissenschaft uralte Beziehungen zwischen dem Indogermanischen und Finnisch-Ugrischen ermittelt; auch gibt es in Skandinavien eine Anzahl von Ortsnamen, die das Element Finn- enthalten; das deutet auf eine, wenn auch nur sehr spärliche finnische Urbevölkerung hin. Endlich zeigt uns der archäologische Befund neben dem skandinavischen Neolithikum eine „arktische" Kulturprovinz, die weit nach Osten reicht; sie wird charakterisiert durch Tierzeichnungen und Tierornamente, welche aus der Yoldiakultur, d. h. aus dem Magdalenien, stammen und ein konservatives Festhalten an archaischen Formen erkennen lassen.

Da nun das Magdalenien sein Ausstrahlungsgebiet in Südfrankreich hatte, so verstärkt sich der Eindruck, daß wir es bei den Trägern der arktischen Kultur und bei den Campignien-Leuten, bzw. Vorindogermanen mit zwei Wanderströmungen zu tun haben, die von Westen nach Osten gingen. Die Yoldiakultur ist viel älter als das Campignien, kein Wunder daher, wenn es unter ihren Trägern auch schon mehr Brachykephale gab. Diese Brachykephalen aber mögen das konservative Element gebildet haben, das später in der arktischen Kultur fortgesetzt fühlbar bleibt.

J. P. Ssilinitsch hat die am Ural wohnenden Ugrier untersucht und ist zu folgendem Ergebnisse gelangt:

„Die Tatsachen der Linguistik deuten auf eine Verwandtschaft der finnischen und arischen Sprachen und auf eine den Finnen und Ariern gemeinsame Kultur. Von diesem Standpunkt aus muß man den (finnischen) Stamm für einen europäischen erklären, von dem aus einzelne Zweige nach Süden bis in das Innere Asiens zum Altai und Sajan, nach Norden bis zum Eismeer verschoben sind" [1]).

Die Finnen haben auch — wenigstens im Westen — die Verbindung mit der europäischen Vollkultur niemals verloren, ja sie sind dabei erfolg-

[1]) J. P. Ssilinitsch: „Die Wogulen" (Archiv für Anthropologie, 1907; Band 34, S. 236.)

Digitized by Google

reicher gewesen, als manche Gruppe der indogermanischen Slawen. Geht man von Rußland nach Finnland, so gewinnt man den Eindruck, „nach Europa" zurückzukehren.

Ripley hat seine Ansicht über die Kulturhöhe der Finnen wie folgt zum Ausdrucke gebracht:

„The Baltic Finns in their general standard of life, intellectually and morally, compare very favourably with the Russian „mujik". Helsingfors, capital of Finnland, is one of the finest cities in Russia. Its university ranks high among those of Europe. Finnic scholars, poets, and musicians there have been of note. Once for all, then, let us fully disabuse ourselves of the notion that there is anything ignoble in a Finnish ancestry" [1]).

(Die baltischen Finnen halten in ihrer Lebensführung, was Intelligenz und Sitten anbelangt, sehr wohl den Vergleich mit dem russischen „Muschik" aus. Helsingfors, die Hauptstadt Finnlands, ist eine der feinsten Städte Rußlands. Seine Universität nimmt unter den Lehranstalten Europas einen hohen Rang ein. Finnische Gelehrte, Dichter und Musiker sind zu Berühmtheit gelangt. Ein für allemal: lasset uns abgehen von der Meinung, daß finnische Abstammung nicht vornehm wäre.)

Lapouge versuchte den europäischen Charakter der Finnen rassenbiologisch zu erklären, wobei seine Gedankengänge schon der modernsten Auffassung nahekamen. Er verglich Germanen und Finnen miteinander und beurteilte sie folgendermaßen:

„Ces deux sous-races paraissent représenter deux stades d'évolution d'Europaeus, le type finnois représentant une fraction attardée dans son évolution, le type Goth le resultat jusqu' ici le plus parfait de l'évolution plus longuement continuée".

(Diese beiden Unterrassen scheinen zwei Entwicklungsstadien des Europaeus darzustellen, wobei der finnische Typus den in der Entwicklung zurückgebliebenen Teil bilden würde, der gotische Typus aber als das Ergebnis des einstweilen fortgeschrittensten Entwicklungsstadiums anzusehen wäre.)

Und an anderer Stelle nennt er die Finnen gar „Pré-Aryens ou Proto-Aryens" [2]).

Diese Vermutungen und gleichsam tastenden Versuche hat dann Gustaf Kossinna in ein geordnetes System gebracht. In seiner grundlegenden Arbeit „Der Ursprung der Urfinnen und der Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten" („Mannus", I., 1909) entrollte der Meister zum ersten Male das ungeheuere archäologische Material und indem er uns zeigte, wie vor den Indogermanen die arktische Kultur nach Norden und Osten zurückweicht, dabei Verzweigungen und neue Formenkreise bildend, kam er zu dem Ergebnis:

„Daß diese Kulturwanderungen zugleich ein Zeichen, weil eine Folge der Ausbreitung eines Stammes sind, und zwar eines der größten Stämme der altweltlichen Menschheit, der Finno-Ugrier, steht für mich außer Frage" [3]).

In dem Vortrage „Höhepunkte nordindogermanischer Kultur", den er auf der 6. deutschen Tagung für Vorgeschichte am 8. April 1920 zu Berlin

[1]) Ripley: „The races of Europe", London, 1900; p. 365.
[2]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social"; Paris 1899; p. 36, 239.
[3]) „Mannus", I., S. 41.

Digitized by Google

gehalten hat (abgedruckt im „Mannus" XI/XII), kam Kossinna auf diese Fragen zurück und vervollständigte sein System. Weiter ausgebaut hat er es dann in seiner bereits erwähnten Schrift „Die Indogermanen", von welcher der zweite Teil einstweilen noch aussteht. Kossinnas Finnentheorie ist aber jetzt schon klar erkennbar. Neben den Trägern der Muschelhaufen-Kultur, den Vorindogermanen oder Ellerbek-Leuten (wie sie Kossinna nach einem besonders altertümlichen Fundorte im Kieler Hafen nennt) sind die Dobbertin-Leute (wie sie nach einem mecklenburgischen Fundorte heißen) in der Entwicklung zurückgeblieben. Während die Ellerbek-Leute zum Ackerbau fortschreiten und sich schnell vermehren, halten die „beharrenden Dobbertiner" noch an uralten Magdalenien-Traditionen fest und entwickeln nur ganz allmählich die „Wohnplatz-Zivilisation" oder „ältere arktische Zivilisation", welche noch immer keinen Ackerbau kennt. In den Trägern dieser äußerst altertümlich anmutenden Kultur, die vor den Indogermanen überall auf dem Rückzuge begriffen erscheint, erblickt nun Kossinna die Vorfinnen. Ein Teil dieses Volkes wird in Skandinavien von den sich schnell ausbreitenden Indogermanen abgeschnitten und verschmilzt mit diesen zu den „Finno-Indogermanen", aus welchen die Germanen hervorgehen — ein anderer Teil der Vorfinnen weicht nach Rußland aus und entwickelt sich zu den Urfinnen", die dort in Berührung mit den Indo-Iraniern kommen und von diesen gewisse, für die späteren Finno-Ugrier charakteristische Worte entlehnen. Es folgt die Aufspaltung der Finno-Ugrier, ihre Ausbreitung nach verschiedenen Richtungen und endlich ihr Wiedererscheinen im baltischen Gebiet. Kossinna sagt darüber:

„Noch in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr. sind die Westfinnen allein (nebst den ihnen damals bereits angeschlossenen Lappen) ohne die Wolgafinnen in den Bereich der Germanen gerückt, also in die Nähe ihres vorzeitlichen Ursprungsherdes, an dem nunmehr aber nicht mehr indogermanisch oder finno-indogermanisch, sondern schon germanisch gesprochen wurde" [1]).

Damit erscheint das Finnenproblem in der Hauptsache als gelöst. Die Finnen sind — soweit es sich um die echten, unvermischten Finnen handelt — Europäer von arischer Rasse. In dem eigentlichen Finnland überwiegt das arische Element; in Rußland sind sie stark mit Nichtariern gemischt. Die Ugrier am Ural haben wohl nur noch einen arischen Einschlag; im übrigen sind sie ein Gemenge von dolichoiden Hyperboreern (Kjäsan-Leuten) und Mongolen.

Eine Frage bleibt noch offen, die Frage nämlich, ob wir nicht die älteste brachoide Bevölkerung des Nordens und damit vielleicht die ganzen Vorfinnen von jenen Siedlern herleiten müssen, welche — wie es scheint — an der norwegischen Westküste die letzte Eiszeit überdauert haben. Aber diese Frage ist heute allem Anscheine nach nicht spruchreif, weil sich das einschlägige archäologische und geologische Material noch nicht zur Gänze überschauen läßt.

27. Germanentum und Deutschtum.

Charakteristisch für das Germanische ist die machtvolle Umgestaltung des indogermanischen Konsonantismus durch die sog. Lautverschiebung: lateinisch cornu, gotisch haúrn, neuhochdeutsch „Horn"; lat. tres, got.

[1]) Gustaf Kossinna: „Die Indogermanen", 1921; S. 9.

Digitized by Google

preis, neuhochdeutsch „drei"; lat. piscis, got. fisks, neuhochdeutsch „Fisch". Ähnliche Lautverschiebungen sind auch bei anderen indogermanischen Sprachen zu bemerken, z. B. beim Armenischen, aber nirgends erreichten sie einen solchen Umfang und eine so methodische Folgerichtigkeit, wie im Germanischen. Für diese Erscheinung gibt es zwei Erklärungen: Die Einen nehmen an, die Lautverschiebung sei die Folge einer Übertragung des Indogermanischen auf ein fremdes Volk; die Anderen meinen, daß ein Sprachstamm sich in seinem Zentrum selbständig weiter entwickle, während die Äste erstarrten und verdorrten; so sprechen die Isländer ein altertümliches Norwegisch, die Kanadier ein altertümliches Französisch. Es stehen sich also eine Reaktionstheorie und eine Entwicklungstheorie gegenüber. Gustaf Kossinna vertritt den zweiten Standpunkt indem er schreibt:

„Gerade weil das Germanische auf urindogermanischem Boden erstanden ist und eine im wesentlichen ungemischte indogermanische Sprache blieb, konnte es sich unaufhörlich weiter abschleifen, ohne seinen indogermanischen Charakter zu verlieren, während z. B. das Keltische infolge seiner Aufpfropfung auf die nicht indogermanische, ursprünglich hamitische Bevölkerung Großbritaniens schon im Mittelalter sein indogermanisches Aussehen und Wesen völlig einbüßte. Alle indogermanischen Sprachen, ausgenommen nur das Germanische, sind in ihrem indogermanischen Urzustande versteinert durch urzeitliche Übertragung in ein fremdes Land, dessen Unterbevölkerung infolge Jahrtausende langen Ausbleibens jeglicher Vermischung mit der Oberschicht keinen Einfluß auf eine Umgestaltung der Landessprache zu gewinnen vermochte. Bei ihnen allen war durch die weite Abtrennung vom Mutterlande die Entwicklungsfähigkeit aus sich selbst heraus, die „organische", die das Germanische auszeichnete, verloren gegangen. Es ist ja eine öfter beobachtete Erscheinung, daß Sprachen, die den Zusammenhang mit dem Ur- und Hauptgebiet ihrer Verbreitung verloren haben, ihre bei der Abtrennung erreichte Gestalt unverändert fortführen" [1]).

Ferdinand Bork vermutet Beeinflussung des Indogermanischen durch das Finnische und äußert sich wie folgt:

„So hat wohl das Finnische ..... dem Germanischen den Akzent auf der Stammsilbe beschert und dieser überaus starke Akzent ist die Ursache des starken Formenverfalles geworden. Im Finnischen wird man aber auch die Quelle der germanischen Lautverschiebung suchen dürfen, um so mehr, als nach K. Wessely's Feststellung („Anthropos", XII/XIII., S. 540 ff.) das Vernersche Gesetz des Germanischen seine genaue Entsprechung im Setäläschen Gesetze des Finnischen hat. Ich möchte nicht so weit gehen wie Wessely und die Germanen für arisierte Finnen erklären, sondern möchte diese sprachlichen Gemeinsamkeiten auf engste nachbarliche Beziehungen, ja auf ein teilweises Durcheinanderwohnen beider Völker zurückführen" [2]).

Es wird unbedingt beides richtig und in Betracht zu ziehen sein: sowohl der lautumbildende Einfluß Andersprachiger, als auch die organische Weiterentwicklung jeder Sprache in ihrem Hauptgebiete. Mit der Erwähnung der Finnen hat aber Bork in der Germanenfrage das punctum saliens berührt. Wir brauchen uns nur den vorangegangenen Abschnitt ins Gedächtnis zurückzurufen, um den Werdegang des germanischen Volkes und die Auslösung

[1]) „Mannus", XVII., S. 240.
[2]) „Mannus", XV., S. 176.

Digitized by Google

der Lautverschiebung zu verstehen. Gustaf Kossinna hat uns gezeigt, wie innerhalb des indogermanischen Sprachgebietes die „beharrenden Dobbertiner" vorfinnische Sprachinseln bilden, die erst am Ende der neolithischen Zeit von den Indogermanen aufgesogen werden; so entstehen als neues indogermanisches Zentralvolk die Germanen. Es ist gar nicht notwendig, sie als indogermanisierte Finnen zu betrachten, d. h. sich vorzustellen, daß die Finnen eine volkreiche Unterschichte gewesen seien, welche die Sprache indogermanischer Herren annahm, — im Gegenteil, der ganzen Sachlage nach müssen die Indogermanen zahlreich und die angeglichenen Finnen, bzw. Vorfinnen, gering an Zahl gewesen sein. Sie wirkten aber als ein Ferment und lösten im Zentrum der indogermanischen Sprachentwicklung, wo eben starke Neigungen dazu bestanden, eine neue Phase des sprachlichen Lebens aus. Es muß hier auch die bekannte Fremdsucht des Ariers berücksichtigt werden, zumal des dolichoiden Ariers, der immer geneigt ist, das Fremde schön und interessant zu finden [1]).

Endlich aber kommt noch etwas in Betracht, was ich für sehr bedeutsam halte. Die Vorfinnen waren ja (wenigstens in der überwältigenden Mehrheit) von arischer Rasse, genau wie die Indogermanen, nur daß bei den Vorfinnen das brachoide, bei den Indogermanen das dolichoide Element überwog. Die Vermischung beider führte also zum arischen Ausgleich, d. h. zur Wiederherstellung der Gleichgewichtslage, die durch Auslese bei den mehrfachen Abwanderungen gestört worden war. Daß ein solcher Vorgang bestimmte Wirkungen auslösen muß, ist ohne weiteres anzunehmen. Dafür sprechen — rein kraniometrisch betrachtet — schon die von Gustav Kraitschek nachgewiesenen Dolichoid-Brachykephalen, die bezeichnenderweise gerade unter den Intellektuellen erscheinen, d. h. die geistigen Kräfte des betreffenden Volks- und Kulturkreises mehren und seine Leistungsfähigkeit erhöhen. Bei den Germanen kommt dann hinzu, daß sie gleichsam in statu nascendi auch noch mit dem Metall bekannt wurden, so daß ihnen großartige neue Entwicklungsmöglichkeiten geboten waren. Und die Entwicklung kam: wir sehen die wundervolle nordische Bronzekultur sich entfalten und hören die Fanfaren der germanischen Luren. In den Fluten der Elbe aber spiegeln sich die Feldzeichen, die hinausgetragen werden sollen bis an ie Fergunna und an den Harfaða-fjöll [2]).

Die Lautverschiebung jedoch wiederholte sich, als die Germanen der Völkerwanderungszeit den nördlichen Alpenbogen erreicht hatten. Da saßen schon jahrtausendelang die blonden Brachykephalen. Und wieder erschienen die Dolichoiden als wandernde Auslesescharen und wieder verband sich Arierblut mit Arierblut. Und wie einst der arische Ausgleich die Germanen geschaffen hatte, so schuf er nun die Deutschen, das Zentralvolk von Europa, das immer fester und immer artbewußter zusammenwachsen wird, trotz aller Gespensterseherei verblendeter Index-Fanatiker. Denn keine Fremdrassigen, keine stumm „Hereingesickerten" sind sie fürwahr, die Alpendeutschen,

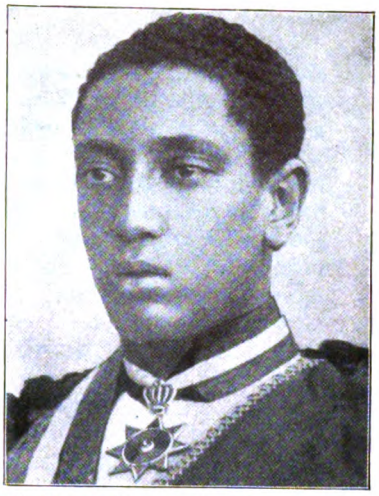
[1]) In einer Kompagnie, in der ich eine Zeitlang diente, befanden sich drei Slawen. Sie sprachen wohl deutsch, aber mit dem ihnen eigenen Tonfall. Obwohl die Slawen sich damals bei uns keiner Beliebtheit erfreuten, so machte doch die ganze Kompagnie jenen Tonfall nach, und zwar auch dann, wenn die Slawen nicht zugegen waren. Es handelte sich also nicht um Verspottung, sondern um ein gewisses Wohlgefallen an fremder Eigenart. Die drei Slawen wurden zu einem andern Truppenteil versetzt, bei uns redete man aber noch lange mit slawischem Akzent.

[2]) Es sind dies die altgermanischen Namen des deutschen Mittelgebirges und der Karpaten.

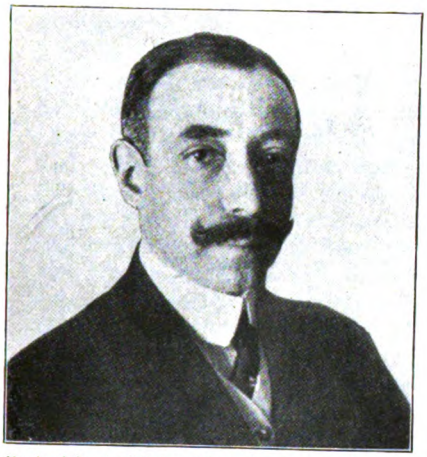
Digitized by Google

Mediterrane Typen.

37. Nordafrikanische Schönheit (Hamitin mit schwachem äthiopischem Einschlag).



38. Abessinischer Prinz (Hamite mit starkem äthiopischem Einschlag).



39. Portugiese (arisch-hamitisch-altmediterraner Mischling).

40. Portugiese (typischer Südarioider).

41. Süditaliener (typischer Altmediterraner).

42. Bulgare (Altmediterraner mit dinarischem Einschlag).

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzi

Digitized by Google

Digitized by Google

die da von ihren Bergen herabschauen, sondern gleichen Ursprunges wie Jene, die an der Wasserkante hausen, oder Jene, in deren Fjorde die milde Mitternachtssonne scheint, oder Jene, die unter den Tannen von Dalarna wandeln: Ein Ariervolk, Ein Ariervolk in Nord und Süd! — Wie dort im wogenumbrausten Waldland einst das Germanentum geboren wurde, so hier nun das Deutschtum am Felsenfuß des Alpengebirges. Und mit dem neuen Volke eine neue Sprache. In ihr sang Walther von der Vogelweide, in ihr schrieb Martin Luther, in ihr gedachte Schiller der Götter Griechenlands, in ihr verfaßte der Olympier seinen „Faust". Vergeßt es nicht, ihr nordischen Brüder, woher die neue Sprache kam, die jugendfrische Enkelin des Urindogermanischen, vergeßt es nicht, ihr Brüder, woher Euch diese Sprache kam:

von den Bergen Oberdeutschlands!

28. Die sog. mittelländische Rasse.

Alle Küstengebiete des Mittelmeeres, denen überall — um der Worte Ciceros zu gedenken — ein Saum griechischer Kultur wie ein Seidenstreifen angewebt ist, alle diese Inseln und Uferländer zeigen auch in anthropologischer Hinsicht seit urältester Zeit eine große Übereinstimmung. Von Genua bis Kilikien und von Portugal bis Alexandria finden wir allenthalben brünette, dolichoide Menschen, meist mit schlanken Gliedern und abgeplatteten Schläfen. Diese Leute sind sehr lebhaft und beweglich; ihr Wuchs ist gewöhnlich klein. Der erste, der sie systematisch zusammenfaßte, als „razza mediterranea" bezeichnete und von Afrika als Ursprungsgebiet herleiten wollte, war Giuseppe Sergi. Weil aber Sergi im Längen-Breiten-Index das entscheidende Rassenmerkmal sieht, so überspannte er seinen Gedanken und versuchte nicht nur die Rjäsan-Leute und Aino, sondern auch die blonden Dolichoiden Nordeuropas unter der gemeinsamen Bezeichnung „Eurafricani" mit der mittelländischen Rasse zu verbinden. Deniker aber wies nach, daß diese „mittelländische Rasse" selbst nicht einheitlich sei; er unterschied einen „atlantomediterranen" und einen „ibero-insularen" Typus und beschrieb den ersten als großwüchsig, den zweiten als kleinwüchsig. Georg Wilke ist darauf zurückgekommen und hat es noch stärker betont; er sagte bei Beurteilung der alten Iberer:

„Wir wissen von der iberischen Urbevölkerung vorerst nichts, als daß neben Brachykephalen vom Typus von Furfooz noch zwei somatisch scharf von einander unterschiedene dolichokephale Typen existierten, von denen der eine mit pentagonalem Schädelbau und hohem Wuchs der Cro-Magnon-Rasse zweifellos auf das nächste verwandt war, während die durch einen ovalen Langschädel charakterisierte zweite, viel kleinwüchsigere Rasse nicht nur hinsichtlich der Bildung des Schädels, der breiten niedrigen Stirn und dem gedrückten Schädeldach, sondern namentlich auch in den Gliederproportionen, der im Vergleich zu den Beinen sehr beträchtlichen Länge der Arme und dem eigentümlichen Verhältnis zwischen distalem und proximalem Abschnitte der oberen und unteren Extremitäten von der heutigen europäischen Bevölkerung völlig abweicht ..... Dieser zweite dolichokephale Typus entspricht vielleicht dem heutigen iberisch-insularen Typus Denikers, der außer auf der Pyrenäenhalbinsel noch auf den westlichen Mittelmeerinseln (mit Ausnahme der Balearen) namentlich auf Korsika, Sardinien und Sizilien vorkommt und, durch Mischung abgeschwächt, auch in Italien

Digitized by Google

südlich der Linie Rom-Ascoli und in Süd-Frankreich in den Departements Angoumois, Limousin und Périgord erscheint. Charakteristisch für ihn sind ziemlich kleiner Wuchs (160—162 cm), ausgebildete Dolichokephalie (Index am Lebenden 74—75), längliches Gesicht, gerade oder aquiline Nase, schwarzes, lockiges oder krauses Haar, sehr dunkle Augen und gebräunte Haut" [1]).

Felix v. Luschan wies auf die Ähnlichkeit hin, die zwischen dem Cro-Magnon-Schädel und den rezenten Schädeln aus Nordafrika und Nordeuropa obwalte und fügte hinzu:

„Auch sonst könnte man die Nordeuropäer und die Nordafrikaner leicht für unmittelbar nahe Verwandte halten, die sich aus demselben Zweige des paläolithischen Menschen emporgezüchtet hätten, wenn nicht mitten zwischen ihnen die kleinen Sizilianer und deren ebenso kleine Verwandte in anderen Teilen von Südeuropa zur Vorsicht mahnen würden" [2]).

v. Luschan wollte also die kleinwüchsigen Inselbewohner und die großwüchsigen Nordafrikaner in keinen genetischen Zusammenhang bringen. Erkennt man dies als berechtigt an, wie auch mir scheinen will, so ist der Begriff der „mittelländischen Rasse" unhaltbar geworden. Am entschiedensten behauptet dies Reinhold Frhr. v. Lichtenberg, indem er schreibt:

„Das mittelländische Meer bildete von jeher eine Brücke von Europa nach dem Oriente, Völker und Rassen wogten hin und her ..... Sowohl im Blute der Menschen als an einzelnen Kulturwerten erhielt sich aber vielerlei durch all den Wandel und Wechsel, und dies Beharrliche in aller Mischung ergab das, was man die mittelländische Rasse nennt. Natürlich kann man nach allen diesen so wechselnden Ereignissen nicht eine feste Rasse im eigentlichen Sinne verstehen, sondern je nach den verschiedenen Mischungsverhältnissen war das mediterrane Element sowohl zu verschiedenen Zeiten als in verschiedenen Gegenden selbst recht verschieden" [3]).

Eugen Fischer konstatiert, daß wir „über das Entstehungsgebiet der Mediterraneer nichts wissen" [4]) und daß „der Vorfahr der mediterranen Rasse noch nicht mit Sunden belegt" sei [5]). Fischer prägt ferner den Begriff einer „orientalischen Rasse", die er wie folgt entstehen läßt und charakterisiert:

„Die Urheimat der orientalischen Rasse war wohl die arabische Halbinsel zur diluvialen Zeit, wo wir uns diese ebenso wenig wie die heutige Sahara als Wüste, sondern infolge der Niederschlagsperiode als fruchtbares Gebiet vorstellen müssen, wohl geeignet, als Stätte für die Sonderausbildung einer Rasse zu dienen. Die orientalische Rasse zeichnet sich aus durch kleinen Wuchs, schmalen, langen Schädel, schmales Gesicht, mit etwas fleischigen, dicklichen Lippen, eine schmale, vorspringende gleichmäßig gebogene, nicht allzugroße Nase. Man stelle sich die Gesichter feiner südeuropäischer Juden vor, im Gegensatz zu den groben Zügen der groß-

[1]) Georg Wilke: „Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient", Würzburg, Curt Kabitzsch, 1912; S. 156, 157.

[2]) Felix v. Luschan: „Hamitische Typen"; Hamburg, 1912, L. Friederichsen u. Co.; S. 246.

[3]) Reinhold Frhr. v. Lichtenberg: „Über gegenseitige Einflüsse von Orient und Okzident im Becken des Mittelmeeres"; „Orientalisches Archiv", Leipzig, II., 4.

[4]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923; S. 176.

[5]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923; S. 138.

Digitized by Google

Mann aus Algier (nach Hermann Struck und Felix v. Luschan). v. Luschan bemerkt zu diesem Bilde: „Das Gesicht ist rein vorderasiatisch. Ähnliche Typen sind vereinzelt schon im mittleren Reich in Ägypten nachgewiesen und lassen sich heute in kleinem Prozentsatz durch ganz Nordafrika bis selbst nach den Canarischen Inseln verfolgen." (S. v. Luschan: „Kriegsgefangene", Berlin, Dietrich Reimer, 1917; S. 106, 107.)

Alexander, Prinz von Serbien (1909). Dieses „dinarische" Gesichtsprofil ist auf dem ganzen Balkan und nordwärts bis Wien häufig anzutreffen. Angeblich sollen alle „Dinarier" brachoid sein. Aber sowohl anthropogeographisch als auch soziologisch widersprechen die Tatsachen dieser Lehrmeinung: außerhalb der Gebirgsländer und in den höheren Gesellschaftsschichten finden sich viele Dolichoide.

Sowohl der Mann aus Algier, wie auch der serbische Prinz sind dolichoid. Dieses Gesichtsprofil ist also nicht an die brachoide Schädelform gebunden, sondern es kommt ganz allgemein bei dem meridionalen Menschen vor.

nasigen Vorderasiaten. Die orientalische Rasse dürfte der mediterranen sehr nahe stehen, beides Zweige aus einer Wurzel" [1]).

Über die Nordafrikaner im Besonderen äußert sich Fischer an derselben Stelle wie folgt:

„Das negride Rassenelement war aufs Innigste vermischt mit dem zweiten Bestandteil des ägyptischen Volkes. Dieses ist die mediterrane Rasse, dieselbe also, die den Südwesten Europas bewohnt. Die mediterrane Rasse dürfte dabei die Hauptmasse der Bevölkerung ausgemacht haben, so daß sie als der Hauptträger der hamitischen Kultur Ägyptens anzusehen ist. Aber auch hier gab es ziemlich zahlreiche Einschläge anderer Rassen. Eine typische sog. Ramsesnase wird weder durch die mediterrane, noch durch die negride Rasse erklärt. Dagegen melden die ägyptischen Quellen von jahrhundertelangen Kämpfen gegen die semitischen Wüstenvölker, die vom Osten über das Rote Meer einfielen. Auf diese Weise kam das Blut der orientalischen Rasse in Menge ins ägyptische Volk..... Von Ägypten nach Westen sitzt heute in ganz Nordafrika als Oberschicht die islamische Bevölkerung der Araberzüge. Aber darunter steckt deutlich erkennbar, vor allen Stücken in Algier, Tunis und Marokko, als sog. Berber die mediterrane Rasse, also derselbe Mensch, wie er Südeuropa besiedelt. Als

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923; S. 147.

Digitized by Google

Mischung kommt einmal die Negerkomponente, und zweitens die durch die Araber mitgebrachte orientalische Rasse dazu. Das Verhältnis dieser einzelnen Bevölkerungselemente wechselt außerordentlich, bald herrscht die eine, bald die andere Rassenkomponente vor. Diese Bevölkerung geht über das Festland hinaus, hinüber auf die Westafrika vorgelagerten Kanarischen Inseln; die ausgerottete Bevölkerung der Guanchen gehört zweifelsohne hierher, bewahrte vielleicht besonders deutlich den alten mediterranen Typ und die Sprache. Daher gewisse Beziehungen zu den Merkmalen der Cro-Magnon-Rasse" (Loco citato, pag. 149, 150.)

Die von Eugen Fischer hervorgehobene ehemalige Fruchtbarkeit der afrikanisch-arabischen Wüstentafel ist eines der wichtigsten Kriterien für die Beurteilung der großen Bevölkerungsverschiebungen rund um das Mittelländische Meer; ich komme darauf noch zurück. Hier soll nur betont werden, daß auch Fischers Darstellung den komplexen Charakter der mediterranen Bevölkerung deutlich erkennen läßt. Was nun die betreffenden Elemente anbelangt, so stimmen sie — trotz aller sonstigen Verschiedenheit — in einer Eigenschaft überein: sie sind alle dolichoid; eine Ausnahme machen nur einige kleine Gruppen an der Küste Tunesiens (Dscherba-Leute), die aber das Gesamtbild nicht zu ändern vermögen. Man sollte also nicht von einer mediterranen „Rasse" sprechen, sondern von einem mediterranen Dolichoiden-Komplex. Diese Dolichoiden sind offenbar in wiederholten Zügen und aus verschiedenen Ursprungsgebieten zusammengeströmt. Wir müssen die Kleinwüchsigen als die ältesten Einwanderer betrachten; sie haben gewöhnlich eine stumpfe, niedrige Nase, was auf einen sehr alten Menschenschlag deutet, und sie sitzen am dichtesten auf den zentral gelegenen Inseln und in Süditalien, wo sie allem Anscheine nach von den späteren Ankömmlingen zusammengedrängt worden sind. Die Kleinwüchsigen machen aber einen recht namhaften Teil der Gesamtbevölkerung aus. Nach Giuseppe Sergi gab es unter 30 Millionen Italienern 4 347 000 erwachsene Individuen, die das Größenmaß von 155 cm nicht überschritten und von diesen schwankte fast eine Million zwischen 125 und 145 [1]). Es liegt nahe, zu vermuten, daß diese Kleinwüchsigen als erste Welle von Afrika herübergekommen seien, wo die (ebenfalls kleinwüchsigen) Dscherba-Leute die zurückgebliebenen Brachoiden darstellen würden. Man begreift dann ohne weiteres, weshalb in Italien auch Leute vorkommen, die ein buschmannoides, d. h. letzten Endes mongoloides Aussehen haben; solche Leute findet man ja vereinzelt an der ganzen nordafrikanischen Küste, auch in Ägypten. Aber damit ist das Thema nicht erschöpft, denn die Kleinwüchsigen umfassen mindestens zwei verschiedene Elemente: die einen haben schwache Körperbehaarung, Schläfenabplattung, lebhaftes Temperament und oft gekräuseltes Kopfhaar; die anderen zeigen schlichtes Kopfhaar, reichliche Körperbehaarung, keine Schläfenabplattung und ruhiges Temperament. Diesen zweiten Menschenschlag, der nur in den nördlichen Mittelmeerländern vertreten zu sein scheint, möchte ich mit meinem Homo Hyperboreus in Verbindung bringen und aus dem Norden herleiten.

Ferner begegnet uns in den gesamten Mittelmeer-Ländern eine Menschenart, die mittelgroß bis groß gewachsen ist und durch schmale und aquiline Nasenform angenehm auffällt. Diese Leute sind in Italien, Südfrankreich und Spanien mit dem kleinwüchsigen Urvolke auf das Innigste vermischt, doch muß ihr Wanderstrom mit besonderer Kraft im äußersten

[1]) Giuseppe Sergi: „Ursprung und Verbreitung des mittelländischen Stammes"; übersetzt von A. Byhan, Leipzig, 1897; S. 87.

Digitized by Google

Westen geflutet haben, wo seine letzten, aber vielleicht stärksten Wellen die britischen Inseln erreichten. Wir werden in diesen Leuten, die auf nordafrikanischem Boden als vorarabische Schicht heute noch deutlich erkennbar sind, die eigentlichen Hamiten erblicken dürfen. Ihre Nordwanderung fällt in eine verhältnismäßig späte Zeit, wahrscheinlich ins Campignien, das als Arisien in Südfrankreich und als Askalonien — wie es Josef Bayer nennt — auf afrikanisch-syrischem Boden erscheint. Wir müssen die letzten dieser hamitischen Wanderer schon als Viehzüchter betrachten, sonst könnten wir nicht verstehen, daß die vom ägyptischen Wildrinde abzuleitende altägyptische Hausrinder-Rasse in Andalusien und Wales wiederkehrt, wie Leopold Adametz nachgewiesen hat [1]).

Endlich sehen wir an der ganzen nordafrikanischen und syrischen Küste ein blondes Element eingesprengt, das allerdings hauptsächlich in den Gebirgsländern erhalten geblieben ist, dort aber stellenweise bis zu 14% der Bevölkerung ausmachen soll, z. B. bei den Rifkabylen [2]). Dieses blonde Element wird man wohl zwanglos auf die vielen europäischen Einwanderungen zurückführen dürfen, die seit Jahrtausenden immer wieder in Nordafrika und Vorderasien eingeströmt sind. Das betrifft die blonden Berbern ebenso gut, wie die blonden Juden. Bemerkenswert ist übrigens, daß bei den Schilluch oder Schlöh in den südlichen Gebirgen Marokkos keine Blonden vorkommen sollen; auch sind diese Leute kleiner und schmächtiger als die Nordmarokkaner. Vielleicht bilden die Schilluch einen Rest der vorhamitischen Bevölkerung, die zum Teil nach Europa hinüberwanderte und hier in den Kleinwüchsigen mit schwacher Körperbehaarung und lebhaftem Temperament noch fortlebt.

29. Die Begriffe „kaukasoid", „negroid" und „mongoloid".

Von dem unklaren Begriff der „weißen Rasse", der die ganze Bevölkerung Europas, Vorderasiens, Arabiens und Nordafrikas umfassen sollte, ist nichts übrig geblieben, als die Bezeichnung „kaukasoid". Johann Blumenbach, der zuerst von der „kaukasischen Rasse" sprach, stellte sich nämlich vor, daß die Bewohner des Kaukasus-Gebirges, besonders die Georgier, die reinsten Vertreter dieses Menschenschlages seien. Heute verwendet man das Wort „kaukasoid" nur noch in dem Sinne, daß z. B. ein als „kaukasoid" bezeichneter Mongole europäische Beimischung erkennen lasse.

Im Jahre 1912 sagte Edwin v. Baelz:

> „Noch jetzt sind die Ausdrücke kaukasische (eine unglücklich gewählte Bezeichnung) für die weiße oder europäische Rasse, und mongolische für die gelbe Rasse sehr verbreitet und jedermann versteht sie, ebenso wie die davon abgeleiteten bequemen und schwer zu ersetzenden Worte: kaukasoid und mongoloid" [3]).

Es fällt auf, daß v. Baelz hier die Bezeichnung „weiße oder europäische Rasse" gebraucht. Wir wissen jetzt, daß es verschiedene weiße (d. h. nichtfarbige Rassen) gibt und eben weil Blumenbach seinerzeit diese alle

[1]) Leopold Adametz: „Herkunft und Wanderungen der Hamiten, erschlossen aus ihren Haustierrassen"; Wien, 1920.

[2]) A. Lissauer: „Archäologische und anthropologische Studien über die Kabylen"; Zeitschrift für Ethnologie", Jahrgang 1908.

[3]) „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrgang 1912, S. 110.

Digitized by Google

zusammengefaßt hätte, gebraucht man die Bezeichnung „kaukasoid", um den Gegensatz zu den Farbigen hervorzuheben. Umgekehrt wird man einen Europäer oder Vorderasiaten mit gekräuselten Haaren oder auffällig dicken Lippen als „negroid" bezeichnen und einen Europäer mit schiefgestellten Augen als „mongoloid". Es sind meist nur Ähnlichkeitsbegriffe, die sich mit den Meßwerkzeugen nicht präzisieren lassen; sie entspringen der Beurteilung durch das Auge, wie sie z. B. von Alfred Schliz und Giuseppe Sergi mit Vorliebe geübt wurde. Das Auffällige ist dabei immer das Fremdartige. Wenn nun Blumenbach sich nicht scheute, mit den Europäern auch die Vorderasiaten und Nordafrikaner zusammenzustellen, so ersieht man daraus, daß er an diesen nichts fremdartiges zu bemerken vermochte. Es ist auch mit Hilfe der Farbentafeln und Meßwerkzeuge gar nicht möglich, zwischen jenen drei Gruppen wirklich trennende Rassenmerkmale festzustellen. Dieser Tatsache glaubt selbst ein so moderner Forscher wie Eugen Fischer ausdrücklich Rechnung tragen zu müssen, indem er von einem „Europäisch-vorderasiatisch-mediterranen Kreis" und sogar von „Europäiden" spricht, denen er die „Negriden" und „Mongoliden" gegenüberstellt" [1]). Und an anderer Stelle sagt er noch deutlicher:

„Zurück zu den Europäiden! Die Feststellung dieser Einheit ist eine gewaltige Erkenntnis! Eine rassenmäßig irgendwie zusammengehörige, wenn auch gegliederte und in Rassen zerfallene Menschheitsgruppe hat die gesamte abend- und morgenländische Kultur hervorgebracht, nur sie und sie allein! Und drei Hauptrassen dieses Menschheitszweiges entsprechen drei Sonderkulturen in diesem Kreise, der mediterranen, orientalischen, nordischen: die hamitische, semitische, indogermanische!" [2]).

Danach müßten wir uns also vorstellen, daß Nordeuropäer, Vorderasiaten, bzw. Semiten, und Nordafrikaner als Ur-„Europäide" oder — um mit dem alten Blumenbach zu sprechen — als Ur-„Kaukasoide" aus einer Wurzel hervorgegangen seien. Wir haben zwar früher gesehen, daß Eugen Fischer für seine „orientalische Rasse" Arabien als „Urheimat" annimmt, er scheint aber zu glauben, daß die Vorsemiten (wenn man sie so nennen darf), ehe sie nach Arabien gelangten, mit den Nordeuropäern irgendwie zusammengehängt haben müßten. Diese Ansicht ist nicht neu: Giuseppe Sergi hat sie seinem System eingefügt, Ludwig Woltmann, Gustav Kraitschek und viele andere lassen sie gelten. Ludwig Wilser vertrat sie zwar auch, betrachtete sie aber von einem ganz anderen Standpunkte, den wir sogleich kennen lernen werden.

30. Die Wilser'sche Wellenlehre.

Ludwig Wilser suchte den Ursprung aller Lebewesen und insbesondere aller Menschen in der „Arktogäa", einem hochnordischen Lande, das während der Eiszeit zertrümmert und bis auf geringe Reste vom Meere verschlungen worden sein sollte.

„Dort an den äußersten Nordlandsküsten, hat, wie gesagt, die Anpassung von Wassertieren an das Leben auf dem Lande stattgefunden, dort waren auch, teils durch die angedeuteten Schwankungen in der Ver-

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923; S. 123.

[2]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" (Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923), S. 181, 182.

Digitized by Google

teilung von Wasser und Land, teils durch die stetig abnehmende Wärme die meisten und wirksamsten Anstöße zur unaufhaltsamen Fortentwicklung der Lebewesen gegeben, und gerade die Einschränkung des Wohngebiets im Verein mit der eigenen Vermehrung trieb diese zu wiederholten, allmählich alles zugängliche Land überflutenden und bevölkernden Auswanderungen. Die ersten Auswanderer standen selbstverständlich auf niederster, die letzten auf höchster Entwicklungsstufe" [1]).

„Solche Länder (die wegen frühzeitiger Lostrennung späteren Wellen nicht mehr zugänglich waren und wo daher die ersten Einwanderer keinen Kampf ums Dasein mit höher entwickelten und darum überlegenen Artgenossen zu bestehen hatten) sind Neu-Seeland, Australien, Madagaskar, die Südspitze von Amerika, wo noch der Lungenfisch, die Brückenechse, der Vogel Kiwi, Ursäuger, Beuteltiere und Halbaffen leben. Daß gerade in diesen Breiten auch die niedrigsten Menschenrassen hausen, Australier, Andamanesen, Weddas, Buschmänner und Feuerländer, ist ein Beweis dafür, daß der Mensch, das Endglied einer langen Entwicklungskette, sich in ähnlicher Weise wie niedere und höhere Wirbeltiere über den Erdball verbreitet, daß dort, wo der erste Lurch durch den Schlamm gekrochen, das erste Säugetier durch Lungenatmung warmblütig geworden ist, auch der Vormensch sich aufgerichtet und auf die Beine gestellt hat." (Loco citato, pag. 11.)

„Jeder Fortschritt ist aus dem Norden gekommen, alle neuen, höher entwickelten Arten und Rassen sind von dort her eingewandert. Von keinem einzigen der großen Säugerstämme, deren Endglieder, Elefanten, Nashörner, Flußpferde, Löwen, Bären, Hunde, Rinder, Pferde, Hirsche, Schafe, Schweine, Ziegen, sich mit dem Menschen über die Erde verbreitet haben, kennen wir das Ursprungsland. Es bleibt daher nur die Annahme übrig, daß der Bildungsherd der Säugetiere, folglich auch des Menschen, in heute unzugänglichen und unerforschlichen, unter ewigem Eis begrabenen oder von den Meeresfluten bedeckten Gegenden, im alten Nordlande der „Arktogäa" zu suchen, aber nicht mehr zu finden ist". (Loco citato, pag. 21.)

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß viel von dem, was Wilser hier sagt, richtig ist, daß er aber die Wellenlehre überspannt hat, indem er sich vorstellte, nicht nur der Mensch im allgemeinen, sondern auch die verschiedenen Menschenrassen seien Welle um Welle aus einem nordischen Schöpfungsherde hervorgegangen. So kam er schließlich dahin, sogar die einzelnen indogermanischen Völker in Sonderwellen abwandern zu lassen und die Übergangstheorie zu verwerfen, welche Johannes Schmidt linguistisch begründet und Georg Wilke archäologisch weiter ausgebaut hat [2]). Wilser schrieb:

Ein „Urvolk", wie es sich die Sprachforscher vorstellen, das sich zu einer bestimmten Zeit in gleichwertige Brudervölker gespalten, hat es nie gegeben, sondern nur eine vermehrungsfähige und ausdehnungsbedürftige Stammrasse, die auf jeder Entwicklungsstufe den Bevölkerungsüberschuß auf die Wanderschaft geschickt hat". (Loco citato, pag. 56.)

---

[1]) Ludwig Wilser: „Die Germanen; Beiträge zur Völkerkunde"; Thüringische Verlagsanstalt, Eisenach und Leipzig; 1903; S. 10.

[2]) Johannes Schmidt: „Die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen"; Weimar, 1872. — Ferner: Georg Wilke: „Neolithische Keramik und Arierproblem", „Archiv für Anthropologie", 1909.

Digitized by Google

„Es ist ein vergebliches Unterfangen, den Kulturzustand oder die Sprache des „Urvolkes" ermitteln zu wollen. Diese sind in jedem Jahrhundert andere gewesen." (Loco citato, pag. 86.)

Auch das ist wieder zum Teil richtig, zum Teil unrichtig. Wer sich mit der Wilserschen Wellenlehre zufrieden gibt und die Forschungen von Schmidt und Wilke unbeachtet läßt, wird sich die verwickelten Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen niemals erklären können. Die älteren indogermanischen Völker, z. B. Litu-Slawen und Indo-Iranier, sind wohl früher abgewandert, sie haben aber dann in den neuen Sitzen ihre Sprachen (bis zu deren charakteristischer Eigenart) selbständig weiter entwickelt, während Wilser meinte, daß jede dieser Sprachen zur Zeit der Abwanderung im Ausstrahlungszentrum gerade lebendig gewesen sei. Da müßten sich die indogermanischen Einzelsprachen der Reihe nach stets eine aus der andern entwickelt haben, was vollkommen unmöglich ist. Auch ein biologisch so großzügiger und beachtenswerter Gedanke, wie es die Wilsersche Wellenlehre sicherlich war, muß eben mit Kritik angewendet werden.

Nun hat Wilser diese Lehre herangezogen, um das Thema der „Europäiden" zu klären, d. h. die äußere Ähnlichkeit der sog. mittelländischen Rasse mit der nordeuropäischen genetisch zu deuten. Anknüpfend an eine Äußerung von C. Mehlis, wonach die Ligurer „zur nichtarischen Mittelmeerrasse" gehören würden, „die sich von Afrika aus nordwärts ausgebreitet hat", bemerkte Wilser:

„Das ist, wie schon früher auseinandergesetzt, auch meine Meinung, nur die Einwanderung aus Afrika und die südnördliche Ausbreitung der Mittelmeerrasse halte ich für einen Irrtum. Die Geschichte lehrt, daß überall die Völker dieser von solchen nordischer Rasse zurückgedrängt und durchsetzt worden sind. In Britannien, in Spanien, in Italien, auf der Balkanhalbinsel sind in wiederholten Nachschüben keltische, tyrsenische, germanische Völkerschaften eingewandert und diese geschichtlichen Vorgänge lassen auf ähnliche vorgeschichtliche schließen. Man kann den Wert einer Hypothese am besten prüfen, wenn man ihr bis zu den letzten Schlußfolgerungen nachgeht. So muß Sergi, der die Langköpfe aus Afrika stammen läßt, schließlich die germanischen Skandinavier für arianisierte Afrikaner, die Rundköpfe für die echten Arier erklären! Wie widersinnig dies ist, hat auch Mehlis erkannt, sich aber doch von dem Grundirrtum des Italieners nicht ganz freimachen können. Hätte sich die Mittelmeerrasse nordwärts, die nordeuropäische aber südwärts ausgebreitet, so müßten wir notwendigerweise zwei verschiedene Verbreitungszentren voraussetzen, was bei der Übereinstimmung des Schädelbaues und der sonstigen Verwandtschaft ausgeschlossen ist." (Loco citato, pag. 172.)

Man beachte diese Stelle, denn hier ist Wilser an den Kern der Frage herangekommen. Er fährt dann fort:

„Nicht aus Afrika nach Europa, sondern in umgekehrter Richtung haben stets sich wiederholende Einwanderungen stattgefunden, die die Ähnlichkeit der Rassen nördlich und südlich vom Mittelmeer erklären." (Loco citato, pag. 173.)

Wilser bemerkt auf Seite 174, daß er die Semiten als zur mittelländischen Rasse gehörig betrachte und folgert weiter:

„Da die mittelländische Rasse der nordeuropäischen verwandtschaftlich am nächsten steht, kann sie auch keinen anderen Ursprung haben, und es ist daher nicht angängig, für die semitischen Völker ein außereuropäisches

Digitized by Google

Verbreitungszentrum anzunehmen. Sie bilden eine vorläufige Welle der später von unserem Weltteil ausgehenden, der nordeuropäischen Rasse und dem indogermanischen Sprachstamm angehörenden Völkerflut." (Loco citato, pag. 175.)

Wilser segelte also schon ganz tapfer im Fahrwasser der Fischerschen Europäiden-Hypothese. Ich will mich hier nicht erst bei der Frage aufhalten, wie sich denn die Herren eigentlich das Verhältnis zu den Armeniern und Kleinasiaten vorstellen, die doch schließlich (trotz ihres hohen Längen-Breiten-Index) auch so etwas wie „kaukasoid" sind — ich möchte aber konstatieren, daß nach der Wilserschen Theorie, die sich mit jener von Fischer so schön deckt, die Hamito-Semiten nur eine Vorläufer-Welle der Indogermanen gewesen sein könnten — ein Sproß aus derselben nordeuropäischen Wurzel! Dann müßte aber auch ihre Sprache, das Ur-Hamito-Semitische, als eine Art Vorläufer-Form des Indogermanischen betrachtet werden. Und damit wollen wir uns etwas näher beschäftigen.

31. Die Zweiteilung der Sprachen nach Fritz Hommel.

Fritz Hommel, der Münchener Orientalist und einer der besten Kenner des Semitischen, urteilt über das Verhältnis dieser Sprache zum Indogermanischen wie folgt:

„Selbst von einer entfernteren genealogischen Verwandtschaft kann bei der gänzlichen Verschiedenheit der Grammatik und vor allem der Syntax, trotz so mancher in der Tat frappierender Übereinstimmung in Wurzeln wie sogar ganzen Wörtern konkreter Bedeutung, meines Erachtens auch heute nicht die Rede sein" [1]).

Derselbe Forscher geht aber noch viel weiter. Er stellt fest, daß alle Sprachen der Menschheit in zwei große Gruppen zerfallen, von denen die eine (zu der auch unsere deutsche Sprache gehört) Komposita bildet, während die andere sich des sog. status constructus bedient. Hommel sagt darüber:

„Die semitische und ural-altaische Wortstellung bilden einen diametralen Gegensatz: im Semitischen beginnt das Verbum den Satz, im Ural-Altaischen schließt es denselben; im Semitischen muß, aus dem gleichen Prinzip heraus, sowohl der Genitiv, als das Adjektiv nachstehen, im Ural-Altaischen dem Nomen, dem es zugehört, vorangehen. Damit hängt auch zusammen, daß das Semitische keine sog. Komposita (wie z. B. Hausherr, wo also das erste Glied virtuell im Genitiv zu denken ist) und keine Postpositionen kennt, sondern dafür den sog. status constructus (Herrhaus = Herr des Hauses) und Präpositionen hat.

Fragt man nun, wie sich zu dieser Erscheinung die übrigen uns bekannten größeren Sprachfamilien, wie z. B. Indogermanisch, Kaukasisch (im engeren, nicht etwa im anthropologischen Sinne), Malayo-Polynesisch, Bantu- und Negersprachen verhalten, so ergibt sich das überraschende Resultat, daß sämtliche Südsprachen (die afrikanischen mit alleiniger Ausnahme der offenbar erst von außen eingedrungenen Nubasprachen und der erst durch sie beeinflußten kuschitischen, ferner die semitischen Sprachen, die Kolhsprachen in Indien nebst der mit ihnen verwandten Annam-Khmer-Pegu-Gruppe und endlich das Malayo-Polynesische) die semitische

[1]) Fritz Hommel: „Grundriß der Geographie und Geschichte des alten Orients"; München, 1904.

Digitized by Google

Syntax, sämtliche Nordsprachen (Indogermanisch, Ural-Altaisch, Kaukasisch-Alarodisch, Dravidisch, Hyperboräisch im Nordosten Asiens) aber die turanische aufweisen."

Dieser Unterschied in der Genitiv-Konstruktion kann gar nicht überschätzt werden. Es handelt sich da nicht etwa um ein geringfügiges Differieren, sondern um einen grundlegenden Gegensatz des sprachlichen Denkens. Der funktionelle Vorgang der begrifflichen Assoziation ist ein anderer, d. h. letzten Endes: die physiologische Beschaffenheit des Gehirns ist eine andere.

Um nun das Thema weiter zu durchdringen, müssen wir uns fragen, ob die Bildung der Komposita einem frühen oder einem späten Stadium der Sprachentwicklung angehöre. Da werden wir alsbald feststellen können, daß die Komposita sehr alt sind. Im Indogermanischen z. B. läßt sich mit voller Bestimmtheit nachweisen, daß die Komposita älter sein müssen als die Flexion. Paul Kretschmer sagt darüber:

„Die Flexion ist keine den indogermanischen Sprachen unveränderlich anhaftende Erscheinung. Wir können in eine Zeit zurückblicken, wo sie dem indogermanischen Sprachstamm wie anderen Sprachstämmen (z. B. dem chinesischen) noch fremd war. Sie erreicht den Höhepunkt ihrer Entwicklung bereits in vorhistorischer Zeit, wenigstens was die europäischen Sprachen angeht, und geht in geschichtlicher Zeit beständig zurück. bis sie in den modernen Sprachen den Tiefpunkt ihrer Entwicklung erreicht" [1]).

„Ein deutlicher Überrest der flexionslosen Periode des Indogermanischen ist vor allem die Bildung des ersten Gliedes von Compositis, das in dem nackten Stamm ohne Casusendung besteht: *ἱππό-δαμος*. Das heißt der Typus der Wortzusammensetzung ist zu einer Zeit entstanden, als die späteren Casusendungen noch nicht existierten. Daher sind die begrifflichen Beziehungen zwischen den Gliedern des Compositums nicht ausgedrückt." (Loco citato, pag. 494.)

Das Urindogermanische, das ist die Sprache des noch ungeteilten indogermanischen Urvolkes, besaß eine reichentfaltete Flexion. Nun sind die Komposita älter; ihre Entstehung fällt also in eine Zeit, in der die Flexion des Hauptwortes noch nicht ausgebildet war. Die Sprache dieser Periode kann man nicht als indogermanisch, sondern nur als vorindogermanisch bezeichnen. Da die Komposita noch jetzt in derselben Weise gebildet werden, so muß die Dauer jener flexionslosen, Komposita formenden Periode eine sehr lange gewesen sein. Das Finnisch-Ugrische und das Turko-Tatarische stimmen mit dem Indogermanischen in der Bildung der Komposita genau überein. Anderseits besitzen auch die Sprachen ganz einfacher Wildvölker dieselbe Form der Komposita wie das Indogermanische. Damit rückt die Zeit, in der das Vorindogermanische noch keine Komposita besessen haben sollte, so weit zurück, daß wir sie gar nicht ermitteln, ja nicht einmal vermutungsweise irgendwie ansetzen können.

Hätten nun Vorsemiten und Vorindogermanen einmal irgendwie zusammengehangen, so müßte das in einer Periode gewesen sein, welche weder Komposita noch status constructus kannte, denn diese Formen vertragen sich nicht miteinander und müßten sich erst nach der Trennung der zwei Urvölker vollkommen unabhängig von einander entwickelt haben. Wir bedürfen also, um für Semiten und Indogermanen eine gemeinsame sprachliche Ausgangsform zu schaffen, einer Vorzeit-Sprache ohne Komposita

[1]) Paul Kretschmer: „Sprache", S. 493 („Einleitung in die Altertumswissenschaft", Leipzig, Teubner, 2. Auflage, 1912.)

Digitized by Google

und ohne status constructus und selbst dann könnten die Vor-Hamito-Semiten, bzw. die ersten Mediterranen, noch nicht die unmittelbare Vorläufer-Welle der Indogermanen gewesen sein, denn sie müßten sich auf jeden Fall früher abgezweigt haben als die Finno-Ugrier. Nun sind das Finnisch-Ugrische (und auch das Turko-Tatarische) in ihrem ganzen Wesen dem Hamito-Semitischen mindestens ebenso fremd, wie das Indogermanische. Es rückt daher die Zeit, in welcher Vor-Hamito-Semitisch und Vorindogermanisch auf gemeinsamer Grundlage erwachsen sein könnten, in eine immer fernere Vergangenheit zurück.

Aber jene hypothetische Vorzeit-Sprache ohne Komposita und ohne status constructus hat es überhaupt niemals gegeben, sofern wir den Begriff der Sprache noch aufrecht erhalten wollen. Wir kennen keine Sprache ohne Wortzusammensetzung; die Wortzusammensetzung ist gerade im Entwicklungsstadium der Sprache ein unentbehrlicher Faktor der Verständigung, d. h. des Sprechens. Tiefstehende Sprachen haben einen beschränkteren Wortschatz und bedürfen daher öfter der Wortzusammensetzung als hochentwickelte Sprachen. Jetzt noch gibt es Wildvölker, bei denen die Brauen als „Augenhaar", der Schnurrbart als „Nasenhaar", der Bart im allgemeinen als „Kinnhaar", der Schnabel als „Vogelnase", der Bug des Bootes als „Bootnase", ja sogar die Federn als „Vogelhaare" bezeichnet werden. Man hilft sich mit Wortzusammensetzungen, um neue Begriffe auszudrücken. Eine Sprache ohne Wortzusammensetzungen gibt es nicht; das wäre keine Sprache mehr, sondern nur ein Komplex von Ausrufen. Die Geschöpfe, die sich ihrer bedienten, könnte man höchstens als Vormenschen bezeichnen. Wir kommen also für die Zeit des angeblichen Zusammenhanges von Vor-Hamito-Semitisch und Vorindogermanisch in eine Periode, welche jenseits der Menschwerdung liegt. Damit ist aber die Frage der Verwandtschaft jener beiden Sprach- und Rassenstämme für uns gegenstandslos geworden.

Die Übereinstimmung in Wörtern und Wurzeln jedoch bedeutet gar nichts, weil sie auf Entlehnung durch Vermittlung der Sumerer, Elamier oder eines der seefahrenden Megalithvölker beruhen kann.

32. Arier und Semiten.

„Heil und Heimat der Semiten ist die
Wüste, der Germanen Wald und Berg."
Alexander v. Peez („Europa aus der Vogelschau",
Neudruck 1916; Manz-Verlag, Wien u. Leipzig; S. 43.)

Wie die Germanen den Kern der Indogermanen und der Arier überhaupt, so bilden die Arier den Kern der ganzen nordischen Menschheit, die Semiten hinwieder den Kern der meridionalen Menschheit. Skandinavien und Arabien sind die Gegenpole, von denen aus das Leben des Abendlandes geleitet wird. Bald rollt die Woge von Norden, bald rollt sie von Süden. Es ist nicht wahr, wie man vielfach lesen kann, daß die Südleute immer nur zurückgedrängt worden seien; auch sie sind vorgebrochen und haben als Mohammedaner ihre Waffen bis an die Loire getragen. Gleich ihrer Sprache ist auch das Wesen und Leben der Südleute in den wichtigsten Zügen eigenen Ursprungs und selbständigen Gepräges. Darum nehme ich für sie nicht nur ein Verbreitungszentrum, sondern auch ein Entstehungsgebiet an, das von jenem der Arier völlig verschieden ist. Trotzdem oder vielleicht eben deshalb zeigen sich Parallelitäten. Wie es im Norden Europas vor dem Diluvium

Digitized by Google

und in der Zwischen-Eiszeit große, bewohnbare Landflächen gegeben hat, welche die Urheimat einer Rasse bilden konnten, so gab es in Syrien und Arabien während des Diluviums (das hier durch Regenperioden vertreten war) ein anderes zusammenhängendes Gebiet reichbewässerter Wälder und Fluren, wo wiederum eine Rasse heranreifen und ihre Eigenart entfalten konnte. Zwei Schöpfungsherde, zwei Führerrassen, zwei Ursprachen, zwei Rückzugsgebiete. Was für den Arier der Alpenstock, das ist für den Semiten der Kaukasus — das große, unwegsame Gebirge, der Zufluchtsort, wo seine Brachykephalen Schutz finden und von wo sie dann wieder herabsteigen werden. Und wie das Ariertum eins ist von den vergletscherten Höhen der Alpen bis in die letzten Wälder Skandinaviens, wo der geisterhaft auf Skiern dahingleitende Skridi-Finne, der mongoloide Lappe, die Rentiere hütet und mit uralischen Symbolen seine Zaubertrommeln schmückt — so ist auch das Rassentum der Semiten ein und dasselbe von den glühenden Sandflächen Inner-Arabiens bis zu den Quellen der zwei großen Ströme und zu den heiligen Schneebergen des Nordens. Wie dort, bei den armen und friedfertigen Lappen das äußerste Ende der arischen Welt liegt, hinter dem nur noch das milchblaue Polarmeer in milden Lichtern glänzt, so ist auch am Kaukasus die Grenze einer Welt, denn dahinter weiten sich um den traurigen Salzsee herum in unendlicher Öde und Einförmigkeit die Steppen der Turko-Tataren.

Aber nicht nur in anthropo-geographischer, auch in rassen-soziologischer Hinsicht gibt es Parallelen. Wie der Arier in den guten, geduldigen Hyperboreern seine getreuen Folger und Begleiter hat, die mit ihm gehen, mit ihm leiden, mit ihm schaffen, mit ihm siegen — so hat auch der Semite seine Helfer und Genossen in allerhand anderen Südvölkern, von den Kolariern Indiens bis zu den Äthiopiern und Pygmäen der afrikanischen Hylaia. Wie alle Nordleute im Arier, so erblicken alle Südleute im Semiten den berufenen Führer und Vorkämpfer und den sie beschirmenden größeren Bruder. Arier und Semiten sind die spiritus rectores, die Leiter und Lenker der abendländischen Menschheit. Aus dem grünen Waldland Mitteleuropas kommen die kinderreichen Arier, aus der wasserlosen Wüste die darbenden Semiten. So begegnen sie sich auf der weiten Wahlstatt Südeuropas, Vorderasiens und Nordafrikas, schleppen ihre Genossen mit und schlagen die großen Schlachten der Staaten und Kulturen. Gobineau sagt:

„Le monde occidental..... est comme un échiquier où les plus grands intérêts sont venus se débattre. C'est un lac qui a constamment débordé sur le reste du globe, parfois le ravageant, toujours le fertilisant."

(Die abendländische Welt ist wie ein Schachbrett, auf dem die höchsten Interessen der Menschheit sich bekämpfen. Es ist ein See, der immer wieder die anderen Teile des Erdballs überflutet hat, oft sie verwüstend, immer sie befruchtend [1]).

Und wie es bei den Ariern die Dolichoiden sind, die vor allem die weiten Flachländer inne haben und die auf Eroberung in die Ferne ziehen, genau so auch bei den Semiten. Das große, zusammenhängende Gebiet Inner-Arabiens wird von den Dolichoiden bewohnt, in den Bergen des Nordens aber sitzen die Brachoiden. Man hat oft behauptet, daß zwischen diesen beiden Gruppen unvereinbare somatische Unterschiede bestünden: die großen Hakennasen und dicken Lippen der Armenier und Kaukasusbewohner, der „Ar-

[1]) M. A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines", Paris, 1853 bis 1855; tome II., page 352.

Digitized by Google

menoiden" v. Luschans, sollten in schroffem Gegensatze stehen zu den kleinen, geraden Nasen und schmalen Lippen der Araber. Das ist aber nur scheinbar richtig. Wie sich immer deutlicher herausstellt, sind die Brachoiden der Gebirgsländer mit einer kleinwüchsigen Urrasse gemischt, die vielleicht negroid war. Man denke an die Kolchier, die als dunkelfarbig und wollhaarig geschildert werden. Wir haben es also bei den „Armenoiden" mit Merkmalverbindungen zu tun, die den eigentümlichen „hethitischen" Typus darstellen, wie er auf manchen alten Bildwerken erscheint. Dieser „hethitische" Typus gibt sich als etwas vollkommen selbständiges, als etwas vom Semitischen grundververschiedenes, als eine besondere Rasse. Das beruht jedoch auf Täuschung. Fast bei allen Arabern, auch bei solchen, die wirklich eine kleine und gerade Nase haben (was nicht immer zutrifft) sieht man nämlich im Profil ganz deutlich jene Schneckenlinie, die für die Nasenflügel der Armenoiden charakteristisch ist. Wir pflegen eine Nase mit diesem Merkmal „Judennase" zu nennen. Bei den Wüstenarabern besteht nur die Anlage dazu, bei den Armenoiden ist sie voll entwickelt. Wir finden ganz ähnliche Nasen bei nordafrikanischen Arabern und selbst bei Hamiten, die doch nicht vom Kaukasus gekommen sein werden. Auch in Spanien und Italien kann man solche Nasen sehen, und zwar mit Dolichokephalie verbunden, was erkennen läßt, daß wir es da nicht mit der hypothetischen brachykephalen Kaukasusrasse, sondern einfach mit dem meridionalen Menschen zu tun haben.

Ein mächtiger Wanderstrom dieses meridionalen Menschen, der aus Arabien und Syrien kam, hat sich in uralter Zeit durch Kleinasien auf den Balkan und bis nach Mitteleuropa ergossen. Das sind die sog. „Dinarier". Sie haben auch Adlernasen, die manchmal feiner, manchmal gröber sind, allerdings nicht so mächtig entwickelt, wie jene der Armenoiden. Wahrscheinlich hatten die Dinarier vor ihrer Abwanderung nach Europa keine nennenswerte Berührung mit jener vorderasiatischen Urrasse, die in den Kaukasus-Tälern saß, und so kam es bei ihnen auch nicht zu den für die Armenoiden charakteristischen Merkmalverbindungen.

Wenn man unseren Rassensystematikern Glauben schenken wollte, so müßten die Dinarier alle brachykephal, und zwar hyperbrachykephal sein. Das ist aber nicht richtig. Sie verhalten sich nämlich anthropo-geographisch genau so, wie jede andere Menschenart. In den Gebirgen und anderen Rückzugsgebieten sitzen ihre Brachoiden, in den Tälern und Flachländern ihre Dolichoiden. In Wien z. B. gibt es massenhaft Leute, die groß, brünett und dolichoid sind; auch neigen sie zu aquiliner Nasenform. Man nennt diese Leute „westisch"! Ja, woher sollten sie denn gekommen sein? Sie bilden ganz einfach den dolichoiden Vortrab der Dinarier, der sich bis zur Donau durchschlug. Und wie steht es mit den großen, brünetten Dolichoiden der Maritza-Ebene? Gehören sie nicht auch demselben meridionalen Zug an, der hier ein besseres Gebiet mit einer dolichoiden Auslese besetzte? Auch in den adriatischen Küstengebieten und bis weit nach Venetien hinein finden wir die Dinarier, die zum Teil ausgesprochen dolichoid sind und als Dolichoide hauptsächlich in den Städten wohnen. Und immer zeigen sich diese Dolichoiden von etwas höherer Gestalt — genau wie bei den Nordeuropäern. Endlich gilt auch für die Dinarier seit Einführung des Ackerbaues das anthroposoziologische Gesetz von der Ausstrahlung der Brachoiden aus den Rückzugsgebieten und von der ganz allgemein fortschreitenden Brachykephalisierung.

Es fragt sich nun, weshalb die Dinarier größer sind, als die Armenoiden. Dieselbe Frage kann man bezüglich der Hamiten aufwerfen, die auch im

Digitized by Google

allgemeinen größer sind, als die Araber. Zwei Momente kommen dabei in Betracht: erstens, daß die Auswanderer größer sind als die Zurückbleibenden, zweitens, daß manche Mischungen ein Luxurieren zur Folge haben. Ich vermute bei den Dinariern Mischungen mit den Hyperboreern Mitteleuropas und bei den Hamiten Mischungen mit alten nordafrikanischen Elementen. Diese Erscheinung würde nicht vereinzelt dastehen.

Dort, wo der Rassenausgleich vor sich geht, d. h. wo sich die Dolichoiden und Brachoiden gleichen Stammes vermischen, liegt das Kraftzentrum einer jeden Menschenart. Für den meridionalen Rassenstamm befindet sich diese Zone in Syrien und Mesopotamien, und zwar ist Syrien wichtiger, denn in Mesopotamien scheinen sich starke Reste einer kleinwüchsigen, negroiden Menschenart erhalten zu haben. In Syrien hingegen treffen wir die echten, unvermischten, ausgeglichenen Semiten. Es sind „große, bärtige Männer mit feingeschnittenen, habichtähnlichen Gesichtern." Sie unterscheiden sich in mancher Hinsicht von den kleineren, plumperen und nahezu bartlosen Südarabern; daß in ihnen selbst aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig ist, hat auch ein so vorzüglicher Kenner des Landes wie Maitland ausdrücklich anerkannt:

„Trotz des Bewußtseins von diesen durchgreifenden Unterschieden nehmen aber doch alle Araber an, daß beide ethnische Gruppen die Abkömmlinge von Sem sind, und auch die Mehrzahl der modernen Ethnologen scheint der Meinung zu sein, daß in alter Zeit, wohl noch lange vor dem sabäischen Königtum, ein gemeinsamer Grundstock bestanden habe, von dem beide abstammen" [1]).

Derselbe Autor nennt die Nordaraber „die schönsten Vertreter der semitischen Rasse" und betont, daß bei den Südarabern mit einer leichten Beimischung von Negerblut" zu rechnen sei, die er auf die Haussklaverei zurückführt. Man muß jedoch mit voller Bestimmtheit annehmen, daß es von jeher Negroide in Südarabien gegeben habe, freilich nicht in der Wüste, sondern nur in den grünenden Talgebieten. So begegnen wir überall an der Peripherie der semitischen Urheimat farbigen Elementen, welche in den mannigfachsten Abstufungen mit den Semiten sich gemischt haben. Der Kern des Semitentums und der ganzen meridionalen Menschheit aber liegt dort, wo der Rassenausgleich zwischen den echten Stammesbrüdern vor sich geht — den Brachoiden aus dem Norden, den Dolichoiden aus dem Süden. Hier sind auch die Juden entstanden, das zäheste aller semitischen Völker. Man könnte geradezu sagen, die Juden seien die Deutschen des Südens, denn wie die Deutschen im Norden das ausgeglichene Ariertum darstellen, so die Juden im Süden das ausgeglichene Semitentum.

In weltpolitischer Hinsicht sind die Phöniker die staatenbildenden Semiten der alten Zeit. Alles aber, was wir von den Phönikern (und den zu ihnen gehörenden Karthagern) wissen, stimmt haargenau auf die heutigen semitisch bestimmten Weltstaaten: ihre leitenden Prinzipien sind Kolonialwirtschaft und Merkantilismus. Dabei zeigt sich im Altertum noch deutlicher als heute der psychologische und soziologische Unterschied zwischen Ariern und Semiten. Der römische Militärstaat, dessen wirtschaftliche Grundlage der Ackerbau bildet, steht im schroffsten Gegensatze zu Karthago mit seinem Schiffahrts- und Handelswesen. Rom hat gesiegt, denn es besaß eine Idee, von der alle seine Bürger erfüllt waren: die Organisierung der Welt im

[1]) „Abdulla Mansûr" (G. Wymann Bury). The Land of Uz. 1911. Mit einer Vorrede von Major-General Maitland, früherem politischen Residenten in Aden.

Digitized by Google

römischen Sinne. Felix Dahn hat das mit den herrlichen Versen gekennzeichnet:

Wir bauen Straßen aus Granit,
Die noch in fernen Tagen
Den ungehemmten Siegerschritt
Der Schlachtkohorten tragen.

Und nach dem Kampf das Schwert gesenkt
Und Pflug geführt und Spaten,
Das Land, das römisch Blut getränkt,
Ward römischer Penaten.

Das war kein gewöhnlicher Räubergedanke, das war die Herrschafts- und Kulturidee eines Bauern- und Soldatenvolkes. Und dieser schöpferischen Idee gegenüber klang es jämmerlich, wenn die seemächtigen Karthager erklärten, daß kein Römer sich auch nur die Hände im Meere waschen dürfe.

Zwei Jahrtausende später wurde der Weltkrieg geführt und so sehr auch alle Verhältnisse verschoben und verwirrt erscheinen: der Weltkrieg war doch nichts anderes als eine Wiederholung des großen Kampfes zwischen Rom und den Puniern. Das moderne Puniertum, nämlich der Merkantilismus Londons und New Yorks, trat in die Schranken gegen den indogermanischen Feudalism s des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns. Und während wir vertrauensvoll auf unser „Recht" pochten, führte die Gegenseite mit unbeirrbarer Sicherheit den Krieg als Materialkrieg „auf einem Streifen Rechenpapier". Dabei bediente sie sich gegen Österreich auch noch des nationalen Gedankens, der jünger und kraftvoller war, als das gealterte Feudalsystem.

Daß aber London und New York durch und durch als „punisch" bezeichnet werden dürfen, liegt einerseits an dem uralten und starken hamitischen Bluteinschlag der Briten, anderseits an der großartigen Machtstellung der Juden in jenen beiden Weltstädten.

Weshalb mußte nun diesmal das Ariertum erliegen? — Es ist grundfalsch, wenn bei uns jetzt gesagt und geklagt wird, der Rationalismus habe gesiegt über den Idealismus. Ganz anders ist es: der Rationalismus hat gesiegt über die Ideenlosigkeit. Oder war vielleicht die Aufrechterhaltung des status quo ein Gedanke, der die Millionen hätte entflammen sollen? Sicherlich nicht. Ehe der erste Kanonenschuß fiel, hatten unsere Führer — die Staatsmänner, die Diplomaten und last, not least die Gelehrten — den Krieg schon verloren, denn sie ließen die Massen ohne eine Idee. Die „Namenlosen", die armen Soldaten, haben dann übermenschliches geleistet und besonders die verachteten „Ostleute" und die „mongoliden" Alpendeutschen haben in Treue ausgeharrt bis ans bittere Ende. Vergebens — denn die Tage des Feudalismus waren gezählt.

Gebt Raum, gebt Raum, ihr Völker all,
Gebt Raum den letzten Goten,
Sie tragen keinen König mehr,
Sie tragen einen Toten!

(Felix Dahn).

Tot ist das Deutsche Reich, tot ist das Donaureich. Aber weiter lebt das deutsche Volk und die Millionen rufen nach ihrem Rechte, nach einem freien Volksstaat, nach einem großen, einigen Nationalreich. Sehnsucht

Digitized by Google

seufzt auf: wo ist das neue Prinzip, das die Welt wieder ordnen, wo ist die neue Idee, die das Leben der Staaten regeln soll?

Gebt dem Arier eine Idee, dann wird der Arier wieder siegen. Und siehe — die neue Idee ist schon da; der Krieg hat sie geboren; sie heißt: Selbstbestimmungsrecht der Völker! Ein arisches Ziel muß ein Menschheitsziel sein. Bewußt oder unbewußt — wenn der Arier kämpft, so flattern die Fahnen der Menschheit. Auch der Sieg der Römer über die Punier war ein Menschheitssieg; man lese, wie Karthago die Libyer behandelte und die römische Herrschaft erscheint dagegen als ein Himmelreich.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker wurde verkündet, aber es wurde nicht durchgeführt. Die neue Idee ist da und will sich leuchtend erheben. Wenn einst der Arier für sie eintritt, wenn er für die Menschheit kämpfen darf, dann wird er wieder siegen. Und es sollen noch die Worte Gobineaus zu Ehren kommen, der einst so schön gesagt hat:

„Rien de plus glorieux dans les annales humaines que le rôle des peuples du Nord".

(Nichts glorreicheres in der Geschichte der Menschheit, als die Rolle der Völker des Nordens [1]).

33. Arier und Arioide.

Es ist sehr schwer, in Europa rassenreine Menschen zu finden; überall hat sich der Hauptstamm der europäischen Menschheit, der arische, mit den anderen Rassen vermengt. So sind Millionen von Mischlingen entstanden. Weil aber dem arischen Blute, wenigstens in Nord- und Mitteleuropa, das Übergewicht zukommt, so haben die meisten dieser Mischlinge nur einen leichten fremden Einschlag. Das sind — wie ich sie nennen möchte — die Arioiden. Ihre Erscheinung unterscheidet sich nur wenig von jener der echten Arier. Die Arioiden sind meist hochgewachsen und helläugig, oft sogar blond. Ihr Schädel zeigt aber die sog. glatte Modellierung in noch ausgeprägterer Weise als der Semitenschädel. Die Gesichter der Arioiden sind gewöhnlich oval und streng symmetrisch, d. h. sie entbehren jener leichten Unregelmäßigkeiten, die für die echten Arier, zumal bei Männern, als charakteristisch bezeichnet werden müssen. Der Arioide neigt zu aquiliner Nasenform und ist im allgemeinen schöner als der echte Arier. Biologisch betrachtet muß man sagen: der Arioide ist etwas Fertiges, der Arier etwas Werdendes; der Arioide hat seine Entwicklung abgeschlossen, der Arier nicht. Dem Arier gehört die Zukunft, aber seine Unfertigkeit gereicht ihm zum Nachteil gegenüber dem gewandten, selbstbewußten Arioiden.

Damit kommen wir auf das psychologische Gebiet. Hier erweist sich der Unterschied zwischen jenen beiden, einander äußerlich so ähnlichen Menschengruppen, der arischen und der arioiden, als ein sehr großer. Charakteristisch für den echten Arier ist in psychologischer Hinsicht ganz besonders die Vorliebe für das Fremde. Das zeigt sich sowohl bei Individuen wie auch bei Völkern. Als Johannes Winckelmann, der Begründer der wissenschaftlichen Archäologie und Kunstgeschichte, auf seiner Italienfahrt im Jahre 1755 zum erstenmal italienisch reden hörte, brach er vor Rührung in Tränen aus. Je mehr echte Arier ein Volk zählt, um so weniger wird es zum Chau-

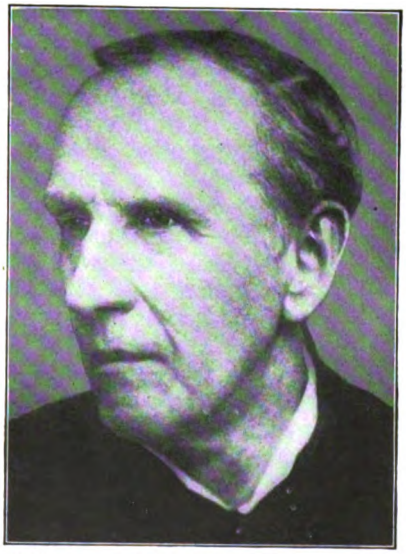
[1]) M. A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines", Paris, 1853—1855; tome III., page 359.

Digitized by Google

Britiſche Typen: Weſtarioide.

43 u. 44. Zwei Damen der höchſten engliſchen Geſellſchaft; beide zeigen ausgeſprochen meridionale Züge.

45. Sir Edward Grey, engliſcher Staatsmann (typiſcher Weſtarioider: Arier mit hamitiſchem Einſchlag).



46. Lord Morley, engliſcher Staatsmann (Hamite mit ariſchem Einſchlag).

Digitized by Google

Digitized by Google

vinismus neigen und um so eher wird es bereit sein, die guten Seiten anderer Völker und Rassen zu suchen, zu sehen und anzuerkennen. Die Vorliebe für das Fremde bei echten Ariern geht so weit, daß aus ihr eine förmliche Psychose werden kann, mit gleichgültiger Hintansetzung, ja mit Verachtung alles Eigenen. Das geschieht besonders bei dolichoiden Ariern, die eben schwärmerischer veranlagt sind als ihre brachoiden Brüder. Die Unbedenklichkeit, mit der viele Germanen — und zwar gerade die edelsten — ihre angestammte Sprache wegwarfen, um eine andere dafür einzutauschen, erklärt sich wohl in erster Linie aus dieser Fremdsucht. Hingegen wurde am Pekinger Hofe bis in die Neuzeit mandschuisch gesprochen: das Eroberervolk der Mandschu hielt mitten in der hochzivilisierten chinesischen Umwelt an der eigenen Sprache nach Möglichkeit fest. Und in Babylonien wurde das altehrwürdige Sumerische von den semitischen Eroberern nur noch als Priestersprache gepflegt, aus dem öffentlichen Leben aber gänzlich verdrängt.

Die Vorliebe für das Fremde, die den Arier kennzeichnet, möchte ich nun biologisch auf die Unfertigkeit des Ariers zurückführen. Er ist in Entwicklung begriffen, daher mit sich selbst unzufrieden und gleichsam immer auf der Suche nach neuen Anregungen. Darum ist der Arier der einzige Vorkämpfer der Menschheit. Dieses psychologische Bild ändert sich aber mit einem Schlage, wenn Blutmischung eintritt, also aus dem Arier ein Arioider wird. Das erste, was da verschwindet, ist die Vorliebe für das Fremde. Der Arioide kennt sie nicht; er fühlt sich als etwas Fertiges, etwas Ausgereiftes, etwas Vollendetes; er genügt sich selbst und strebt nur nach Entfaltung seiner Eigenart; diese zu pflegen, diese zur höchsten Vollendung zu bringen, ist ihm ein biologisches Bedürfnis. Daneben wird die Menschheit zu einem Schatten oder zu einem Phantom, mit dem man politische Kinder hinter das Licht führt.

Denn in der Politik vermögen die Anderen (die „Barbaren") dem Arioiden nicht gleichzukommen; da bewegt er sich in seinem ureigensten Element. Er fühlt sich als der geborene Politiker und Diplomat. Und nicht mit Unrecht; denn abgesehen von seiner egozentrischen Einstellung, die allein schon eine Macht bedeutet, ist er intelligent, verschlagen, rücksichtslos und gewalttätig. Mehr oder weniger offen bekennt er sich zum „sacro egoismo".

Man pflegt zu sagen, daß Mischlinge nur die Fehler beider Elternrassen in sich trügen. Das ist natürlich nicht richtig; es stimmt auch nicht auf den Arioiden, der durch stark entwickelten Kunstsinn, glänzende Begabung, Schönheit und einnehmendes Wesen meist bestrickend wirkt, aber immerhin — was seinen Charakter anbelangt — nie solches Vertrauen verdient wie der echte Arier oder der unvermischte Nichtarier. Die Wankelmütigkeit und besonders die Geschicklichkeit im Erfinden von Ausflüchten, um sich lästigen Vertragsbestimmungen zu entziehen, ist jedenfalls beim Arioiden größer als bei beiden Elternrassen. H. St. Chamberlain hat über die europäischen Mischlinge — und das sind ja gewöhnlich Arioide — folgendes harte, aber im wesentlichen nicht ungerechte Urteil gefällt:

„Leichte Begabung, oft auch eigentümliche Schönheit, das, was die Franzosen un charme troublant nennen, ist Bastarden häufig zu eigen; man kann dies heutzutage in Städten, wo ..... verschiedene Völker sich begegnen, täglich beobachten; zugleich aber kann man auch die eigentümliche Haltlosigkeit, die geringe Widerstandskraft, den Mangel an Charakter, kurz, die moralische Entartung solcher Menschen wahrnehmen" [1]).

[1]) Houston Stewart Chamberlain: „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts", München, Bruckmann, 1903; S. 298.

Digitized by Google

Es gibt drei Gruppen von Arioiden, nämlich Ostarioide, Südarioide und Westarioide. Die erste Gruppe enthält mongolisches Blut, das namentlich in den oberen Schichten des russischen Volkes stark verbreitet ist. Diese Ostarioiden, die von der Masse des ihnen untergebenen Volkes streng getrennt werden müssen, sind die typischen Vertreter jener Welt, die man in Europa „Halbasien" nennt. Man tut aber dabei den Asiaten Unrecht, denn die echten Asiaten sind anständiger; vor allem setzen sie keine europäischen Masken auf. Besonders charakteristisch für die Psychologie der Ostarioiden war der große Betrug, den im Sommer 1914 einige russische Generale und Minister einerseits an ihrem Zaren, andererseits an ihrem friedfertigen Volke verübten; der Zar und der gute, geduldige russische Muschik wurden gegen ihren Willen in den Krieg hineingestoßen. So etwas wäre in Japan undenkbar.

Der Südarioide, der sich in den Mittelmeerländern findet, enthält einen Einschlag des kleinwüchsigen mediterranen Rassenelementes und ist im allgemeinen harmloser, als die übrigen Arioiden, jedenfalls nie so ernst zu nehmen wie diese. Immerhin hat er zwei Leidenschaften, durch die er zum Äußersten angespornt werden kann: Eifersucht und Politik. Sonst charakterisiert man ihn am besten durch die Redensarten molto fumo e poco arrosto (viel Rauch und wenig Braten) oder tant de bruit pour une omelette (so viel Lärm wegen eines Eierkuchens). Nur wenn der Südarioide auch einen Einschlag von der andern mediterranen Komponente (der hochgewachsenen, hamitischen, mit der aquilinen Nasenform) hat, dann zeigt sich bei ihm ein großer Zug. Solche Menschen müssen z. B. die Borgia gewesen sein. — Allen Südarioiden gemeinsam sind Schönheitssinn und Kunstliebe, wodurch sie ungemein sympathisch werden.

Der Westarioide ist der tatkräftigste und gefährlichste von allen. Er entsteht durch die Vermischung von Ariern mit Hamiten und findet sich hauptsächlich auf den britischen Inseln. Hier sind Nordeuropäer und Nordafrikaner — beide in dolichoider Auslese — zusammengekommen und haben ein Mischvolk erzeugt, das ein seltsames Janusgesicht zur Schau trägt: bald erscheint der Arier, bald der echte Berber. Die unternehmungsfreudige Willenskraft und Herrschergabe des dolichoiden Ariers verbinden sich mit jener eisigen Selbstsucht und unerbittlichen Härte, die den Wüstenbewohnern eigen sind. So ist jener Typus entstanden, der die führenden Briten kennzeichnet: „pirates in evening-dress" (Seeräuber im Salonrock) nannte sie der unglückliche Casement. Auch hier muß betont werden, daß diese arioide Merkmalverbindung hauptsächlich in den oberen Ständen, und zwar namentlich bei Politikern vorkommt; selten im unteren Volke. Ich habe bei englischen Matrosen und Soldaten gewöhnlich dieselben schlicht-arischen Gesichter angetroffen, wie bei Friesen oder Norwegern. Englische Offiziere zeigen meistens, englische Gelehrte fast immer rein arische Züge. Aber wo der Merkantilismus seine Orgien feiert und wo die große, imperialistische Politik Englands und Amerikas gemacht wird, dort erscheinen die Westarioiden mit ihren scharfgeschnittenen Gesichtern, ihrem gefühllosen Ausdruck und ihrer punica fides. Sie waren es, welche die dänische Flotte vor Kopenhagen den Eigentümern wegnehmen ließen, sie waren es, die den Opiumkrieg gegen China führten, sie waren es, welche Deutschland „einkreisten", sie waren es, die das Selbstbestimmungsrecht der Völker ausriefen und dann die Menschheit betrogen. Wie sagte der englische Minister Grey im Jahre 1915: „Die Alliierten kämpfen nur für Freiheit!" Er möge doch jetzt auf den Kontinent kommen und sich die „Freiheit" ansehen.

Digitized by Google

Die furchtbare Stärke des Westarioiden liegt in der Verbindung hoher Intelligenz mit größter Willenskraft und Rücksichtslosigkeit. Er ist der typische Rationalist. Was bedeutet aber Rationalismus anderes als maschinenhafte Geistigkeit, spezialisierte Vernunft ohne Gemüt. Symbol dieser Mentalität ist der Wolkenkratzer — so ziemlich das Widerwärtigste und Kulturloseste, was der menschliche Geist jemals geschaffen hat. Im Hyperrationalismus liegt aber auch die ethische Schwäche des Westarioiden; der Hyperrationalismus führt zur Skepsis, zur inneren Leere. Solche Menschen haben keine Weltanschauung und daran gehen sie zugrunde. Ich glaube deshalb auch, daß der Westarioide allmählich wieder von der Bildfläche verschwinden werde; er entspricht ja nicht einer Rasse, sondern nur einer Kontakterscheinung zwischen solchen. Je mehr das arische Element wächst und je festere Formen die Grenzen zwischen den drei großen Rassengebieten annehmen, um so weniger Raum wird für den Westarioiden übrigbleiben. Und auch seine Zeit wird zu Ende gehen; nur der Merkantilismus und Imperialismus bieten ihm Gelegenheit zur Entfaltung seines Wesens; ewig werden sich aber die anderen Menschen doch nicht von ihm beherrschen und ausbeuten lassen; sobald sie erwachen, ist seine Zeit für immer vorbei.

Bemerkt sei noch, daß den Arioiden aller drei Gruppen eine tiefe Abneigung gegen den echten Arier innewohnt und zwar gilt die Abneigung in erster Linie dem dolichoiden Arier, weil dieser eben der beweglichere und unternehmendere Teil ist. Den brachoiden Arier, dessen ruhige Arbeitskraft ein Kapital darstellt, betrachtet der geschäftskundige Westarioide mit einer Art herablassenden Wohlwollens, das einem psychologisch halbwegs geschulten Auge die ganze Anmaßung und Überhebung des Westarioiden deutlich erkennbar macht.

Bei nichtarischen Europäern, z. B. bei echtmediterranen Sizilianern oder bei dinarischen Balkaniern, habe ich einen solchen Haß und eine solche Anmaßung gegenüber dem Arier nie bemerkt. Es erinnert dies an die Tatsache, daß die ärgsten Antisemiten nicht reine Arier, sondern Mischlinge sind. Man lese z. B., was Otto Weininger über die Juden sagt; ein so vernichtendes Urteil hat kein arischer Antisemit jemals gewagt oder auch nur erdacht. Dabei bekennt Weininger, daß er „jüdischer Abstammung" sei [1]). Bemerkenswert ist übrigens, wie klar die Mischlinge sich gegenseitig beurteilen und durchschauen; so hat Weininger (wenn auch ohne anthropologische Analyse) offenbar die Westarioiden im Sinne, wenn er über die Engländer schreibt:

„Die Engländer haben unter allen Germanen am ehesten eine gewisse Verwandtschaft mit den Semiten." (Loco citato, pag. 422.)

34. Die Ario-Primitiven.

Beinahe das gerade Gegenteil der Arioiden sind die Ario-Primitiven. Wie sie aussehen, zeigen uns die Bilder Darwins und Tolstois auf den ersten Blick. Es sind Gesichter, die man nicht mehr vergißt, die aber geradezu als unschön bezeichnet werden müssen. Vor allem ist die Nase niedrig und breit, oft auch eingedrückt, aber niemals aufgestülpt. Der allgemeine Ausdruck des Gesichtes zeugt von Güte und Friedfertigkeit und erweckt daher großes Vertrauen. Dabei kann dieser Ausdruck in manchen Augenblicken (z. B. bei Nachdenklichkeit) so häßlich werden, daß er etwas Orangoides an sich hat, ohne

[1]) Otto Weininger: „Geschlecht und Charakter", Wien, W. Braumüller, 1920, 21. Aufl., S. 402.

Digitized by Google

jedoch abstoßend zu wirken, weil die Güte und Anständigkeit stets erkennbar bleiben. Das Haar scheint fast immer dunkel zu sein. Die Gestalt ist mittelgroß. Blondes Haar und hohe Gestalt deuten auf arischen Einschlag hin.

Der Ario-Primitive ist bescheiden, ehrlich und fleißig; er zeigt auch gute Lernfähigkeit und eine ganz besondere Begabung für die Naturwissenschaften. Er ist klug in einfachem Sinne, sehr ordnungsliebend, gemütvoll, aber niemals schwärmerisch. Als Krieger kann er tapfer kämpfen, aber nur aus Pflichtgefühl; wirkliche Kriegslust ist ihm fremd. Wo er sich kriegerische Verdienste erwirbt, spielt er die Rolle des „ruhmlosen Helden".

Während der Arioide mit lauter Stimme zu sprechen und sich vorzudrängen pflegt, bleibt der Ario-Primitive bescheiden im Hintergrunde; auch spricht er nicht viel und meist mit gedämpfter Stimme.

Zahlreich sind die Ario-Primitiven nicht. Das öffentliche Leben geht daher ziemlich achtlos über sie hinweg. Tatsächlich sind sie weniger großzügig und entschlußkräftig, auch weniger widerstandsfähig als die Arier und Arioiden. Im Wettbewerbe mit diesen geschieht ihnen viel Unrecht; sie sind zu mild, um gegen Neid, Mißgunst und andere Härten des Lebens den Platz zu behaupten, der ihnen im Hinblick auf ihre guten Eigenschaften zukäme. Sie werden von den Vorgesetzten meistens verkannt, von den Gleichgestellten in kränkender Weise zurückgedrängt. Nur sehr vornehme und erfahrene Menschen vermögen den Ario-Primitiven gerecht zu werden. Die besten Aussichten eröffnen sich den Ario-Primitiven im Lehrstande, wo sie manchmal bis an die höchsten Stellen gelangen und von den Schülern sehr verehrt werden.

Die Ario-Primitiven sind Menschen, die man im ersten Augenblick unsympathisch findet, aber um so lieber gewinnt, je länger man sich mit ihnen beschäftigt. Sie sind dankbar und treu und bereiten einem selten unangenehme, eher angenehme Überraschungen. Am schätzenswertesten sind sie als Nachbarn, da sie jeglichem Anlaß zu Streit und Zwietracht ängstlich aus dem Wege gehen.

Kinder und Tiere besitzen instinktmäßig ein gutes psychologisches Verständnis; es ist nun recht bemerkenswert, daß Kinder und Tiere eine ausgesprochene Vorliebe für die Ario-Primitiven zeigen und von ihnen — wie man zu sagen pflegt — nicht mehr lassen wollen. Ganz anders ist es im Verhältnis der Geschlechter zueinander: da bleibt die Liebe der Ario-Primitiven fast immer ohne Gegenliebe; insbesondere zeigen die Frauen eine förmliche Grausamkeit gegen ario-primitive Männer. Das muß biologische Gründe haben und es drängt sich die Vermutung auf, daß die Ario-Primitiven langsam immer seltener werden und daß sie nichts weiter seien als Rückschläge auf eine frühere Entwicklungsstufe des arischen Stammes (deshalb habe ich sie auch so benannt). Diese Entwicklungsstufe ist überholt und vermag dem heutigen Lebenskampfe nicht mehr zu widerstehen; darum tut die Natur nichts für ihre Erhaltung.

Ario-primitives Blut scheint sich besonders stark in der untersten Schichte des russischen Volkes und bei den Aino erhalten zu haben; außerdem aber auch bei Toda und Australiern. Selbstverständlich müssen wir überall an Mischungen denken, bei den Russen hauptsächlich mit Hyperboreern (Kjäsan-Leuten). Jedenfalls ist die Herzensgüte des einfachen Russen geradezu rührend; dabei weisen die breiten, aber nicht aufgestülpten Nasen mehr auf die Ario-Primitiven als auf die Hyperboreer hin. Einen gründlichen Einblick in das Wesen der Ario-Primitiven wird aber wohl nur die Erforschung der für die Wissenschaft so hochbedeutsamen Aino bringen.

Digitized by Google

Bemerkt sei hier noch, daß Laotse, der tiefsinnige chinesische Philosoph, deutlich ainoische, bzw. ario-primitive Gesichtsbildung erkennen läßt. Ein gutes Bildnis Laotses, nach einem chinesischen Holzschnitt wiedergegeben, findet man in dem Buche von Richard Wilhelm: „Laotse Tao-te-king" (Jena, Eugen Diederichs, 1923).

35. Die Rassengliederung der heutigen Europäer.

(Bemerkungen zu der „Rassenkarte von Europa".)

Auf Grund der neuen Systematik mußte auch eine neue Rassenkarte von Europa entworfen werden. Die demselben Rassenstamm angehörigen Dolichoiden und Brachoiden zeigen hier dieselbe Farbe, wodurch sich ein von den bisherigen Rassenkarten stark abweichendes Bild ergibt. Der von Asien hereinreichende brachoide „Keil" ist abgetan und die Brachoiden der Alpen- und Karpatenländer erscheinen als einheimische Europäer.

Wir überschauen zunächst die Hauptsitze der arischen Rasse, die sich von Skandinavien bis Piemont ausgebreitet hat. Sie ist im Alpengebirge und an der Westküste Norwegens förmlich verankert; denn hier haben sich ihre Brachoiden festgesetzt, während die Dolichoiden in den weiten Flachländern Schwedens, Dänemarks und Norddeutschlands bis zum Finnischen Meerbusen wohnen und über die Nordsee nach den britischen Inseln hinübergezogen sind. Hier erweist sich insbesondere Schottland als ein schon stark arisch bestimmtes Gebiet, obwohl das Hereinreichen der meridionalen Rasse unverkennbar bleibt. Sehr bedeutungsvoll ist die dichte Gruppe arischer Brachoider im Waldaigebiet: von hier aus wird die arische Rasse in der Lage sein, nach und nach die wichtigsten Teile Rußlands zu durchdringen und dem Block des Ariertums anzugliedern.

Den Ariern zur Seite stehen die Hyperboreer (von denen die Weddoiden vorläufig nicht getrennt werden können). Hauptsitze der Hyperboreer sind die Sudeten- und Karpatenländer. Von hier aus reichen sie — dem Zuge des deutschen Mittelgebirges folgend — in langer Kette nach Westen, wo sie einen wichtigen Teil der Bevölkerung Frankreichs bilden. Insbesondere scheinen sie den Wasgen- und Ardennenwald stark besetzt zu halten; aber auch in Savoyen kommen sie dichtgedrängt vor. Von ihren Dolichoiden finden sich unverkennbare Reste auf den britischen Inseln (besonders in dem Rückzugsgebiete von Wales), anderseits im Osten, wo das Rjäsangebiet sogar ein Ausstrahlungszentrum dieser Dolichoiden bildet. Sie erscheinen überdies in Dänemark, wo sie gewisse Eigentümlichkeiten des dänischen Volkes bedingen. Aber auch in Ungarn sind die Hyperboreer stark vertreten und sie reichen auf den Balkan hinüber. Die Bevölkerung der Dobrudscha scheint sich in der Hauptsache aus dolichoiden Hyperboreern zusammenzusetzen. Brachoide Hyperboreer finden sich an der ganzen norwegischen Westküste und sie bilden auch eine Komponente der lappischen Mischung. Damit haben wir die Vorposten der Mongolen erreicht, die am Ostrand von Europa stehen, und zwar in beiden kraniologischen Formen: brachoid und dolichoid. Wir finden nämlich die brachoiden Mongolen teils im äußersten Norden, teils in den kaspischen Steppen — dazwischen aber erscheinen dolichomorphe Spuren. Man wird nämlich den auffälligen Dolichokephalismus der Ostjaken und Wogulen aus dem rjäsanischen Element allein nicht erklären können, sondern eine mongolische Komponente annehmen müssen, die von Haus aus dolichoid war.

Digitized by Google

Von Süden her sind die Meridionalen auf sämtlichen verfügbaren Wegen in Europa eingerückt, und zwar haben an dieser großen Invasion beide Komponenten der sog. mittelländischen Rasse teilgenommen: die kleinwüchsige, deren Hauptsitz offenbar Nordafrika war, und die großwüchsige, die von Arabien und den syrischen Ländern ausging. Ein starker Wanderstrom dieser Südleute bewegte sich an der Westseite Europas gegen Norden, wobei die Großwüchsigen weiter vordrangen als die Kleinwüchsigen. Diese haben in Tunesien eine Gruppe von Brachoiden zurückgelassen, wodurch die Vermutung berechtigt erscheint, daß ihr Vordringen hauptsächlich in der Richtung über Sizilien und Italien erfolgte. Viel gewaltiger und allgemeiner war jedoch die Bewegung der großwüchsigen Südleute, d. h. der Hamito-Semiten, zu denen ich als brachoiden Rassenteil auch die Ureinwohner der Kaukasusländer stelle. Sie fluteten einerseits über Spanien und Frankreich bis nach Schottland, anderseits über den Balkan bis nach Mitteleuropa und über den Kaukasus hinweg bis in die nördlichen Teile Rußlands. Einzelne Vorhuten von Dolichoiden gelangten bis an die obere Donau und bis ins Odergebiet, wo sie heute noch in der Bevölkerung Niederösterreichs und Schlesiens eine deutlich erkennbare Komponente bilden. Noch stärker scheinen sie in Polen vertreten zu sein.

Der Strom der Südleute hat allenthalben Spuren von äthiopischem Blut mitgerissen, denn hinter den Hamito-Semiten stehen überall die Negroiden und sie dürften ehedem in den Kaukasusländern, in Syrien und in Südeuropa stärker vertreten gewesen sein als heute.

Inmitten dieser mächtigen Brandung von Süden nach Norden wandernder Menschen gewahren wir einzelne arische Splitter, die gleich Riffen aus einem Meere ragen und uns daran gemahnen, daß auch die Nordleute wiederholt in unwiderstehlichen Wogen nach Süden geflutet sein müssen. So finden wir z. B. blonde Brachoide in den Bergen von Asturien, die auf uralte, jedenfalls paläolithische Ansiedelung von Ariern schließen lassen. Die blonden Berbern am Rif, blonde Spuren im Norden Palästinas und größere Gruppen blonder Menschen in Kurdistan gehen offenbar auf dolichoide Vorhuten zurück.

Die Karte ist ein erster Versuch; es haften ihr allerlei Fehler und Mängel an. In einzelnen noch wenig durchforschten Gebieten wurde die Zusammensetzung der Bevölkerung absichtlich nur angedeutet. Trotzdem zeigt uns die Karte in großen Zügen, wie wir uns auf Grund der neuen Systematik die Verteilung und gegenseitige Durchdringung der wichtigsten Rassen auf dem Boden Europas vorzustellen haben.

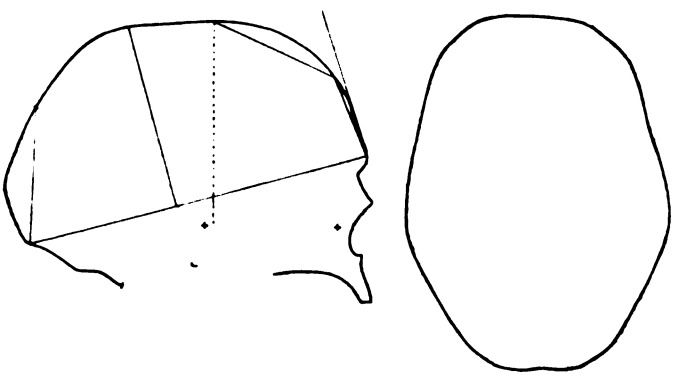
36. Die neolithischen Menschenrassen.

„Die Menschen der neolithischen Kulturperiode ..... waren Menschen wie wir, ausgerüstet mit derselben hohen Ausbildung des Gehirns und Schädels, wie die bestentwickelten Menschen der Jetztzeit."
(G. Schwalbe: „Die Abstammung des Menschen und die ältesten Menschenformen" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", S. 273; 1923.)

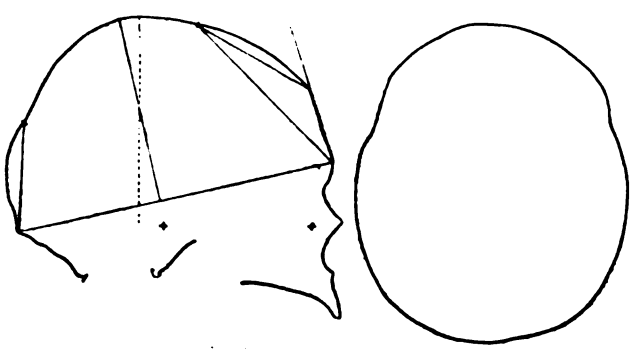
Im 20. Abschnitte habe ich mich mit aller Bestimmtheit dahin ausgesprochen, daß — wenigstens in den Ackerbauländern, d. h. also fast in ganz Europa — das Rassenbild seit dem Neolithikum unverändert geblieben sei.

Digitized by Google

Wenn ich jetzt trotzdem von „neolithischen Rassen" spreche, so geschieht es in Anlehnung an Alfred Schliz, dessen klassische Arbeit „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder" [1]) für immer einen Markstein in der Entwicklung der prähistorischen Anthropologie bilden wird. Schliz hatte die bedeutungsvolle Entdeckung gemacht, daß fast jedem Kulturkreise der neueren Steinzeit besondere, deutlich erkennbare anthropologische Charaktere entsprechen. Den Skeptikern, die an diesen „neolithischen Rassenschöpfungen" abfällige Kritik übten, begegnete Schliz mit einem verblüffenden Beweismittel. Er machte sich anheischig, an den ihm vorgelegten Skeletten den Kultur-



Megalith.
(Nach Alfred Schliz.)



Glockenbecher.

(Nach Alfred Schliz, der die betreffende Kultur nach den „Zonenbechern" benannte; diesen Ausdruck sollte man aber vermeiden, weil er zu Verwechselungen mit einer anderen Kultur führen kann. Hierzu vgl. die Ausführungen von G. Kossinna im „Mannus", Bd. I, S. 232 und Tafel XXII, ferner Bd. II, S. 178, Anmerkung.)

Wir sehen da den Megalith-Typus mit „Keilform" und den Glockenbecher-Typus mit „Börsenform" des Schädelgrundrisses. In der Seitenansicht betrachtet erweist sich der Glockenbecher-Schädel als ein naher Verwandter des Megalith-Schädels, nur ist er in der Längsachse etwas verkürzt, gleichsam zusammengeschoben.

[1]) „Archiv für Anthropologie", Jahrgänge 1908, 1909 und 1910.

Digitized by Google

kreis zu erkennen, dem sie archäologisch angehörten, — und es gelang ihm! Auf dem Anthropologenkongreß zu Heilbronn, im Sommer 1911, würdigte der Vorsitzende Hans Seger diese erstaunliche Tatsache mit den anerkennenden Worten:

„Der Urgeschichte ist als mächtige Verbündete die Anthropologie zur Seite getreten, indem sie festgestellt hat, daß den hauptsächlichsten Kulturkreisen in den körperlichen Resten ihrer Träger ausgeprägte Rassencharaktere entsprechen. Man muß gesehen haben, mit welcher fast unfehlbaren Sicherheit unser Freund Schliz aus einer größeren Schädelsammlung die zu den verschiedenen stein- und metallzeitlichen Gruppen gehörigen Typen herausfindet, und man wird zugestehen, daß die ethnographische Betrachtungsweise des archäologischen Stoffes kein ganz leerer Wahn sein kann" [1].

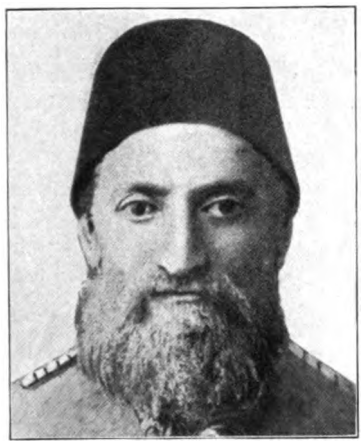
Ich bin weit entfernt davon, das bezweifeln oder bestreiten zu wollen, nur glaube ich, daß es sich bei den von Schliz erkannten anthropologischen Formenkreisen des Neolithikums nicht um Rassen, sondern um scharf ausgeprägte Merkmalverbindungen, also um Mischungsergebnisse handle. Die Rassenelemente des Neolithikums waren unbedingt dieselben, wie jene der Gegenwart; während aber heute infolge der langen Vermischung die Grenzen gleichsam verschwunden sind und insbesondere die kinderreiche arische Rasse alle anderen überflutet, war damals das Gesamtbild ein einfacheres und klareres. Zunächst gab es bei Beginn des Neolithikums nur sehr wenig Menschen und diese waren nicht gleichmäßig über Europa verteilt oder gar durcheinander gemengt, sondern die Bevölkerung bestand aus kleinen, räumlich weit voneinander getrennten und in rassenhaftem Sinne — trotz mancher schon im Paläolithikum erfolgten Mischung — doch noch immer recht homogenen Gruppen. Außerdem fehlte damals in Mitteleuropa, wie nicht genug betont werden kann, jenes gewaltige Übergewicht der arischen Rasse, das heute die Erforschung des anthropologischen Gefüges so sehr erschwert. Auch die Arier bestanden in frühneolithischer Zeit nur aus kleinen Gruppen. Ging aber von ihnen ein Eroberschwarm aus, so stieß er wohl bald auf Menschen von ganz anderem Typus. Die so entstehende Mischung blieb dann vielleicht durch Jahrhunderte (möglicherweise sogar durch ein ganzes Jahrtausend) von weiteren Einwirkungen verschont. Das Ergebnis waren festgeprägte somatische Merkmalverbindungen, mit welchen ein bestimmtes Kulturinventar Hand in Hand ging.

Dem geübten Auge von Alfred Schliz ist diese Tatsache nicht ganz verborgen geblieben, denn dort, wo er die Brachykephalen bespricht, meint er, die Schädel von Plau und Karleby mit ihren breiten, flachen Stirnen könnten eine Komponente „für das Zustandekommen des Megalithtypus" gebildet haben. Es wurde ihm hier also klar, daß sein „Megalithtypus" nicht eine Rasse, sondern nur eine Merkmalverbindung darstellte. Und ich möchte daraus folgern, daß in dem Gebiete der megalithischen Kultur schon seit ältester Zeit Mischungen von Ariern und brachykephalen Hyperboreern (des Plau-Karleby-Typus) häufig vorgekommen seien.

Ganz analog wird es sich aber auch mit den Bandkeramikern verhalten. Ihre Schädel zeigen die sog. Kokonform. Sie dürfte zustande gekommen sein, indem sich die Arier mit den alten Pfahlbauleuten mischten, für deren Schädel glatte Modellierung und Birnform charakteristisch sind. Jene „Pfahl-

[1] „Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", Jahrgang 1911, S. 59.

Digitized by Google



47. Typischer Kleinasiate („Armenoider" im Sinne v. Luschans).

48. Der ukrainische Staatsmann Holubowitsch (Arier mit starkem, vom Kaukasus herzuleitenden meridionalen Einschlag).

49. Der russische Metropolit Wladimir (er zeigt, wenn auch in schwächerem Maße, denselben Einschlag wie Holubowitsch).

50. Der russische Staatsmann Sasanow, der sich an der Entfesselung des Weltkrieges beteiligte (typischer Ostarioider: Arier mit kaukasisch-meridionalem und mongolischem Einschlag).

51. Vornehmer Perser (echt meridionaler Typus mit arischem Einschlag).

52. Indischer Fürst (obwohl er sich als Arier bekennt, so überwiegt doch in ihm das meridionale Blut bei weitem; er sieht aus wie ein feiner sephardischer Jude).

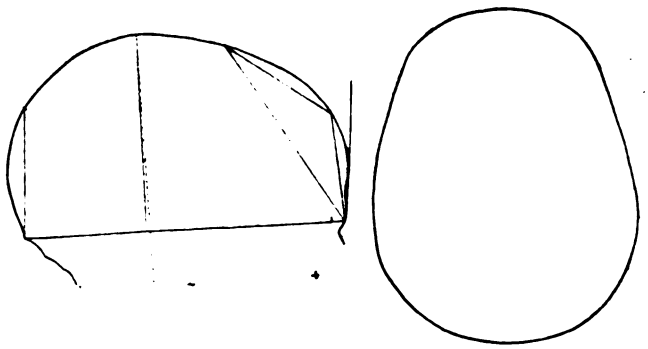
Digitized by Google

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

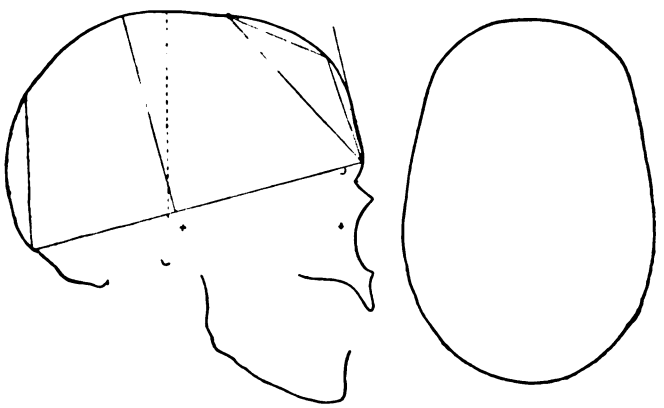
Digitized by Google

bauraſſe“ wird man aber von einem Teil der Ofnetſchädel, von den Bandkeramikern der Sudetenländer und von den heutigen Rjäſanleuten unmöglich trennen können.

Die Raſſen, d. h. die Miſchungselemente ‚waren alſo im Neolithikum genau dieſelben wie heute. Dem ſcheint der Umſtand zu widerſprechen, daß die von Schliz für das Neolithikum feſtgeſtellten kraniologiſchen Formen heute ganz zurückgetreten ſind. Und hier liegt eben die Täuſchung; denn jene neolithiſchen Formen ſind heute wohl zurückgetreten, aber ſie ſind keineswegs



Pfahlbau.
(Nach Alfred Schliz).



Hinkelſtein.
(Nach Alfred Schliz.)

Der Pfahlbau-Typus zeigt „Birnform“, der Hinkelſtein-Typus „Kokonform“ des Schädelgrundriſſes. Dieſe Kokonform iſt bezeichnend für alle Bandkeramiker, die man deshalb gerne als eine beſondere, von der nordeuropäiſchen zu trennende Raſſe betrachten möchte. Nach meiner Auffaſſung iſt die „Kokonform“ das Ergebnis der Miſchung nordeuropäiſcher Menſchen mit der Pfahlbau-Raſſe. Dieſe bringe ich mit dem Rjäſan-Typus in Verbindung, der eben auch wieder die „Birnform“ der finniſchen Schädel verurſacht haben muß. — Bemerkt ſei, daß die Bezeichnung „Pfahlbau-Raſſe“ im Sinne von Alfred Schliz ſich nur auf die Träger einer beſtimmten, ſehr alten und primitiven Pfahlbau-Kultur bezieht.

Digitized by Google

verschwunden. Wer die Bevölkerung Mitteleuropas aufmerksam betrachtet, der findet z. B. in denselben Gegenden, in welchen einst die Bandkeramiker wohnten, auch denselben kokonförmigen Schädel wieder, nur beherrscht er heute nicht mehr das anthropologische Bild, wie ehedem, sondern er findet sich unter anderen Formen eingestreut, aus dem einleuchtenden Grunde, weil die Mischung heute nicht mehr so einfach und so klar ist wie damals.

Schon bei dem aus der prähistorischen Metallzeit stammenden anthropologischen Material macht sich eine Abschwächung der Unterschiede bemerkbar; die Formenkreise sind nicht mehr so scharf geschieden, nicht mehr so deutlich zu erkennen wie im Neolithikum. Aber auch jene metallzeitlichen Merkmalverbindungen blieben keineswegs auf die betreffenden chronologischen Perioden beschränkt, sondern sie kommen heute noch vor. So sah ich z. B. bei nordfranzösischen Soldaten mehrfach jene Stirnbildung, welche Schliz als charakteristisch für die brachykephalen keltischen Schädel bezeichnete. Diese Keltenschädel sind im Grundriß den Schädeln der Glockenbecherleute sehr ähnlich, in der Seitenansicht jedoch nicht. Hingegen zeigt der Glockenbechertypus in der Seitenansicht unverkennbar die Linienführung des Megalithschädels — ein unzweideutiger Hinweis darauf, daß wir in den Glockenbecherleuten Merkmalverbindungen vor uns haben, die sich auf die Vermischung einer bodenständigen westeuropäischen Bevölkerungsgruppe mit eingewanderten Megalithleuten zurückführen lassen.

Damit glaube ich meinen Standpunkt gegenüber den vielumstrittenen „Rassenschöpfungen" von Alfred Schliz deutlich gekennzeichnet zu haben. Inzwischen ist eine neue Arbeit erschienen, die dasselbe Thema ausführlich behandelt und den bekannten Anthropologen Walter Scheidt zum Verfasser hat [1]). Scheidt strebt danach, alle dolichoiden Schädeltypen des Neolithikums auf eine einheitliche Grundform zurückzuführen, während er für die brachoiden Typen Mehrstämmigkeit nicht ausschließen möchte. Wenn wir uns nun vor Augen halten, daß — wie ich erwiesen zu haben glaube — anthropologische Probleme der Gegenwart zugleich solche des Neolithikums sind (und umgekehrt!), so werden wir den Nachweis eines harmonischen Zusammenhanges zwischen dem anthropologischen Gesamtbilde des Neolithikums und jenem der Gegenwart bei Scheidt sehr vermissen. Ganz abgesehen von der Brachykephalenfrage, die ich bereits zur Genüge erörtert habe, ist die Scheidtsche Theorie außerstande für den mediterranen Dolichoiden-Komplex und seine eigentümliche geographische Differenzierung eine auch nur halbwegs befriedigende Deutung zu bieten. Scheidt vermutet einen genetischen Zusammenhang aller neolithischen Dolichoiden und ihre Entstehung aus der Cro-Magnon-Form. Nun finden wir heute sehr Cro-Magnon-ähnliche, großwüchsige Typen nicht nur in verschiedenen Gegenden Nord- und Mitteleuropas, sondern auch an der ganzen nordafrikanischen Küste; auf den Inseln und Halbinseln Südeuropas aber sitzen ohne jeden geographischen Zusammenhang dichte Gruppen von kleinwüchsigen Dolichoiden. Welches ist nun das primäre und welches das sekundäre Element? Nach Scheidt wären die Cro-Magnon-ähnlichen Formen die ursprünglichen, auf Grund ethnologischer Erwägungen, die sich nicht abweisen lassen, bilden aber umgekehrt die Kleinwüchsigen auf den Inseln und Halbinseln eine ältere Schichte, die von den großwüchsigen Cro-Magnon-ähnlichen Typen zurückgedrängt und überrannt worden sein muß. Hier erhebt sich ein Problem, an dem man nicht vorbeigehen darf,

[1]) Walter Scheidt: „Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa", München, Lehmann 1924. — Vgl. meine Besprechung dieses Werkes im „Mannus" XVII, 377—380.

Digitized by Google

wenn man in der Anthropologie des Neolithikums zur Synthese schreiten will. Man wird sich zunächst vor Augen halten müssen, daß — biologisch betrachtet — die neolithische Periode nur einen sehr kurzen Zeitraum darstellt, daß man also nicht mit nennenswerten Veränderungen der anthropologischen Charaktere innerhalb dieser Periode rechnen darf und daß es vor allem darauf ankommt, eine klare Ansicht über die Cro-Magnon-Form zu gewinnen, von der einst Alfred Schliz — dem damaligen Stande der Forschung voraus-eilend — kurz und bündig gesagt hat:

„Der Cromagnonschädel ist sicher nicht der Ausgangspunkt, sondern der Endpunkt einer bestimmten Entwicklungsreihe, also keine Urform" [1]).

Doch damit betritt man bereits das Gebiet der Diluvial-Anthropologie.

37. Die diluvialen Menschenrassen.

„Es muß genügen damit zu rechnen, daß in den älteren paläolithischen Perioden bereits sehr verschiedene Menschenrassen nebeneinander existiert haben."
Hermann Klaatsch („Zeitschrift für Ethnologie", Jahrgang 1903, S. 912.)

Die spärlichen Funde aus dem Diluvium lassen uns gleichwohl drei gut ausgeprägte anthropologische Formenkreise erkennen. Da ist zunächst die Neandertalrasse, die durch mächtige Brauenwülste, fliehende Stirn, äußerst massiven Knochenbau und gedrungene Gestalt charakterisiert wird. Ihre Kultur gehört dem Altpaläolithikum an. Den ältesten hierher gehörigen Fund kann man aber überhaupt mit keinem Kulturhorizont in Verbindung bringen, denn er besteht nur aus einem Unterkiefer, der bei Heidelberg in diluvialen Ablagerungen entdeckt wurde. Nach diesem Funde prägte man die Bezeichnung „Homo Heidelbergensis". Er gilt als ein typischer Vertreter der Neandertalrasse. Phylogenetisch ist an ihm bemerkenswert, daß er ungeachtet seines hohen biologischen Alters ein echt menschliches Gebiß zeigt. Ein Kinnvorsprung hingegen fehlt, wie bei allen Angehörigen der Neandertalrasse.

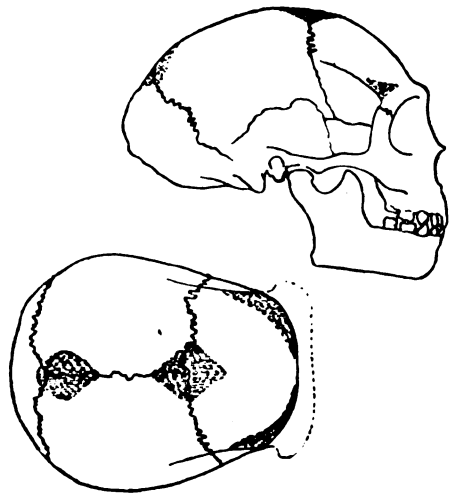
Diese alte Rasse tritt nun im Jungpaläolithikum zurück, als ob sie ausgestorben wäre. An ihrer Statt erscheinen Skelette von höherem Wuchs, schlankem Knochenbau und mit Schädeln, die in der Stirnregion so gut ausgebildet sind, wie nur irgendwelche neolithische oder heutige Typen. Einer der ersten jener jungpaläolithischen Funde war der von Cro-Magnon. Was diese Form charakterisiert, ist das kurze und breite Gesicht mit tief eingekerbter Nasenwurzel und gut entwickeltem Kinn; die Stirne erhebt sich steil, der Schädel ist aber nicht hoch, sondern flach. Andere jungpaläolithische Funde, z. B. Chancelade, Galley-Hill usw., zeigten allerdings schmale Gesichter und hohe Schädel; man glaubte aber, daß diese Merkmale nicht wesentlich seien und hielt daran fest, die Form von Cro-Magnon als die eigentlich typische und als die Grund- und Stammrasse der europäischen Menschheit zu betrachten.

Neues Licht fiel auf diese Fragen, als Otto Hauser und Hermann Klaatsch im Jahre 1909 den Aurignac-Menschen oder „Homo Aurignacensis" entdeckten, der dem Beginne des Jungpaläolithikums, also einer

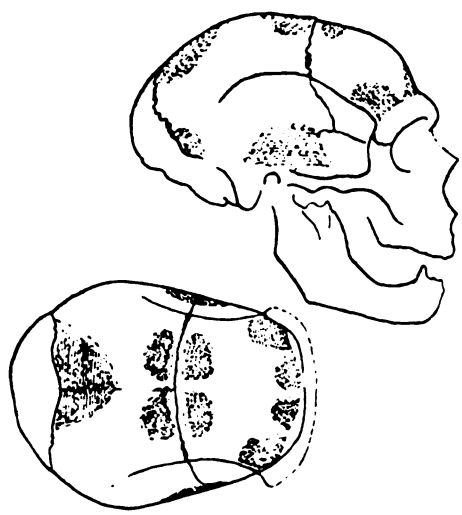
[1]) Alfred Schliz: „Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder" („Archiv für Anthropologie", Neue Folge VII, 4. Heft, 1908; S. 248.)

Digitized by Google

verhältnismäßig sehr frühen Stufe angehört, aber trotzdem in mancher Hinsicht ganz neuzeitliche Züge aufweist. Welch große Bedeutung diesem Funde zukommt und wie er in die anthropologische Systematik einzuordnen ist,



Krapina.



La Chapelle aux Saints.

Zwei Typen der Neandertalrasse (beide nach Alfred Schliz). In Krapina scheint sich eine Mischung mit einer anderen Form vollzogen zu haben; dafür sprechen Funde von schlankgebauten Knochen. Es wäre dies ein Beweis für das Nebeneinanderleben verschiedener Rassen in altpaläolithischer Zeit.

Digitized by Google

das hat als Erster Gustaf Kossinna erkannt. Er war es, der die bisher allgemein übliche Herleitung der jetzigen nordeuropäischen Rasse von der Cro-Magnonform aufgab und die rezenten Nordeuropäer unmittelbar an die Aurignacrasse anknüpfte [1]). Später hat dann Klaatsch denselben Gedanken eingehend begründet und weiter ausgebaut [2]).

Das Gesicht des Aurignacmenschen ist schmal, die Zähne stehen senkrecht, der Schädel ist hoch und schön gewölbt; das Kinn allerdings tritt stark zurück, was aber angesichts des übrigen Merkmalkomplexes als individuell gedeutet werden kann. Jedenfalls erweist sich der Aurignacmensch auf den ersten Blick als ein unmittelbarer Verwandter einerseits der Formen von Chancelade und Galley-Hill, andererseits der rezenten Nordeuropäer.

Wr haben es also in der Diluvialzeit mit drei anthropologischen Formenkreisen zu tun: erstens mit der Neandertalrasse, zweitens mit der Aurignacrasse, drittens mit der Form von Cro-Magnon. Es ergeben sich nun zwei wichtige grundsätzliche Probleme. Zunächst fragt es sich, ob die Aurignac-Rasse aus der Neandertal-Rasse hervorgegangen sein könne oder ob diese beiden als zwei selbständige, voneinander gänzlich verschiedene Menschenarten zu betrachten seien. Bei dem zweiten Problem handelt es sich um das Verhältnis der breitgesichtigen und flachschädeligen Cro-Magnon-Form zu der schmalgesichtigen und hochschädeligen Aurignac-Form; entweder sind Cro-Magnon und Aurignac nur Lokalvarietäten derselben Grundform oder sie haben gar nichts miteinander gemeinsam und sind von verschiedenen Entstehungszentren herzuleiten. Für eine endgültige Klärung dieser Probleme fehlt es uns noch an Material, man wird aber wenigstens Stellung dazu nehmen müssen, denn ohne eine solche Stellungnahme ist es unmöglich, die Anthropologie der Diluvialzeit und der neolithischen Epoche, sowie den ganzen damit verbundenen Komplex ethnologischer Fragen systematisch zu ordnen.

Meine Auffassung, die eigentlich nur eine Ausgestaltung der Gedankengänge von Gustaf Kossinna und Hermann Klaatsch bedeutet, ist folgende:

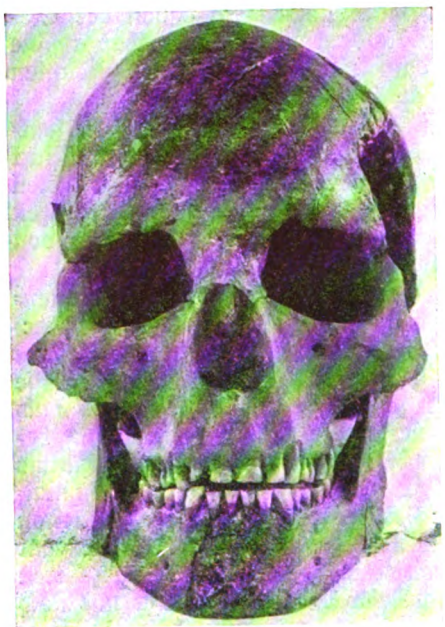
1. Die Aurignac-Rasse hat schon im Altpaläolithikum selbständig neben der Neandertal-Rasse bestanden; dafür sprechen die Knochenfunde von Krapina, unter welchen Aurignac-ähnliche Formen deutlich erkennbar sind.
2. Die Neandertal-Rasse ist während des Jungpaläolithikums im allgemeinen ausgestorben; sie hat sich aber vielfach mit der Aurignac-Rasse vermischt und Neandertal-Merkmale erscheinen noch heute in vereinzelten Rückschlägen [3]).
3. Grundsätzlich von der Aurignac-Form zu trennen ist die Form von Cro-Magnon; doch stellt diese keine Rasse dar, sondern ein Gemisch aus zwei Komponenten, nämlich einer hochwüchsigen dolichoiden und einer kleinwüchsigen brachoiden.

[1]) Gustaf Kossinna: „Zum Homo Aurignacensis". („Mannus" II, 169—173.)

[2]) Hermann Klaatsch: „Die Aurignac-Rasse und ihre Stellung im Stammbaume der Menschheit" („Zeitschrift für Ethnologie", 1910.)

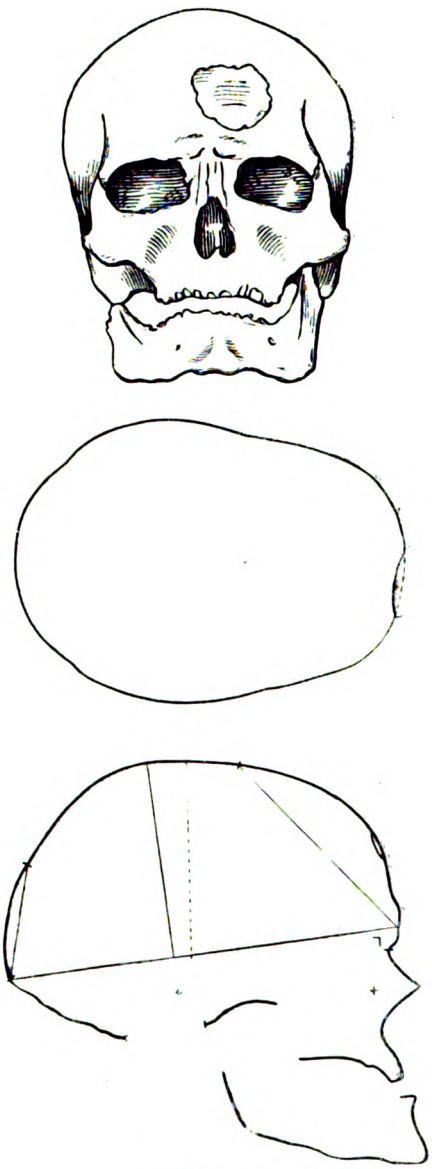
[3]) Im Wauwyler See bei Luzern sind Skelettreste gefunden worden, die in die Zeit zwischen dem Magdalénien und dem Frühneolithikum gehören, aber neandertaloide Merkmale zeigen. (Vgl. Otto Schlaginhaufen: „Die menschlichen Skelettreste aus der Steinzeit des Wauwyler Sees und ihre Stellung zu anderen anthropologischen Funden aus der Steinzeit"; Erlenbach-Zürich; 1925.) Der Unterkiefer dieser Skelette erinnert geradezu an den Heidelbergensis; es haben sich also sehr alte und von der Aurignacrasse grundsätzlich zu trennende Formen bis ins Neolithikum hinein gehalten. — Daß die Wauwyler im Gesichtsskelett an die Mongolen, im Schädelbau hingegen an die Negritos erinnern, verdient besondere Beachtung.

Digitized by Google



Combe-Capelle.

Homo Aurignacensis (nach Kossinna). Charakteristische Merkmale sind die Länge des Gesichts und die Höhe des Schädels.



Cro-Magnon.
(Nach Alfred Schliz.)
Man beachte das niedrige Gesicht und den flachen Schädel.

4. Wie der Aurignacrasse die heutigen Nordeuropäer, so entsprechen der dolichoiden Cromagnon-Komponente die Hamito-Semiten.

5. Es muß noch andere diluviale Rassen gegeben haben, nur kennen wir sie nicht [1]).

[1]) Direkt zugegeben wird dies von Eugen Fischer, indem er sagt, daß „der Neger schon diluvial" dagewesen sei, daß man aber die afrikanischen Pygmäen als eine „von den Negern zertrümmerte und zersprengte Urschicht" ansehen müsse. (Teubners „Anthropologie", S. 190 und 191.) Danach wären die Pygmäen eine uralte Rasse, deren diluviale Vorfahrenformen wir noch nicht gefunden hätten. — Indirekt bekennt sich zu einem analogen Gedanken auch Walter Scheidt, wenn er sagt, daß „die ersten nachweisbaren Spuren brachykraner Bevölkerung", die er aus Asien herleiten möchte, „schon in der letzten Nacheiszeit auftreten". („Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa", München, 1924, S. 100.) Da doch jeder Formenkreis eine gewisse Zeit zur Entwicklung braucht, so müßten diese Asiaten eben auch schon im Diluvium gelebt haben.

Digitized by Google

Bemerkenswert ist, daß die französische Forschung, die bekanntlich in Paläolithfragen sehr beachtet werden muß, neuerdings ähnliche Bahnen einschlägt. Auszugsweise sei hier die Ansicht von Marcellin Boule wiedergegeben:

„Der Neandertalmensch ist sicher ein Homo. Er unterscheidet sich vom rezenten Menschen mehr als alle modernen Typen voneinander. Wir stammen nicht vom Homo Neandertalensis. Dagegen weist der Neandertal-Mensch viele Ähnlichkeiten mit dem Homo Heidelbergensis auf und so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der letztere der Urvater des ersteren ist. Die Neandertal-Rasse hat keine Nachfolger gefunden, sondern ist ausgestorben; heute gibt es keine Menschen dieses Typus. Gleichzeitig mit der Neandertal-Rasse müssen auch schon die Menschen der Cro-Magnon- und die Grimaldirasse gelebt haben ..... Die Cro-Magnon-Menschen haben sich im Süden Europas entwickelt. Dagegen entstand die Chancelade-Rasse unter einem nördlichen Himmel" [1]).

Endlich sind in letzter Zeit Emil Werth, Gunnar Ekholm und selbst Carl Fürst dafür eingetreten, daß man die nordeuropäische Rasse nicht mit der Cro-Magnon-Form, sondern (im Sinne von Kossinna-Klaatsch) mit der schmalgesichtigen und hochschädeligen Aurignac-Form in Verbindung bringen solle [2]). Die grundsätzliche Trennung der breitgesichtigen und flachschädeligen Cro-Magnon-Form von den übrigen jungdiluvialen Typen ist also eigentlich nichts neues mehr und sie bedarf nur noch der Einfügung in ein von allgemein ethnologischen Gesichtspunkten aus entworfenes System.

38. Die Geschichte der Rassen.

„Nach unseren auf rein anatomischen Tatsachen aufgebauten Feststellungen kann die sehr ursprüngliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers nicht mehr bezweifelt werden, und damit wird eine Verlegung der Menschwerdung in das frühe Tertiär zu einer unabweisbaren Schlußfolgerung."

Hermann Klaatsch („Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechtes"; „Weltall und Menschheit", II. Band, S. 200; Bong u. Co., 1903.)

Gustav Schwalbe verlegte „Die Ausgangsform für die zum Menschen führenden Hominiden in den Anfang des Pliozäns" [3]) Eugen Fischer vermutet, daß die Menschwerdung am „Ausgang des Tertiärs" erfolgt sei [4]). Diese beiden Forscher sind ausgesprochene Gegner von Hermann Klaatsch, sie stimmen aber mit ihm in der Annahme überein, daß die „Hominiden"

[1]) Diese Stellen entnehme ich einer Besprechung, welche N. Vulić in der „Wiener Prähistorischen Zeitschrift" (Jahrgang 1923, S. 116, 117) dem Werke von Marcellin Boule („Les hommes fossiles; éléments de paléontologie humaine", Paris 1923) gewidmet hat.

[2]) Vgl. Gunnar Ekholm: „Die erste Besiedlung des Ostseegebietes" („Wiener Prähistorische Zeitschrift", Jahrgang 1925, S. 9.)

[3]) Gustav Schwalbe: „Die Abstammung des Menschen und die ältesten Menschenformen" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923, S. 314.

[4]) Eugen Fischer: „Die Rassenunterschiede des Menschen" (S. 122) in Baur-Fischer-Lenz „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923.

Digitized by Google

bereits in prädiluvialer Zeit gelebt haben müßten. Ganz abgesehen von anatomisch-biologischen Erwägungen, wie sie Klaatsch großzügig und glänzend vorzuführen gewußt hat, sprechen auch schon auf dem bloßen Gebiete der Rassenlehre manche Tatsachen (z. B. die Ähnlichkeit der indischen und afrikanischen Pygmäen, sowie die merkwürdige Gruppierung der mediterranen Dolichoiden) für ein sehr hohes Alter der Menschheit. Aber auch bei den einzelnen Rassen werden wir, wenn nicht mit einer absoluten, so doch mit einer sehr zähen „Konstanz" zu rechnen haben. Wir kennen nicht die Dauer des Diluviums (der Diluvialgeologe Josef Bayer schätzt sie neuerdings auf etwa 1/4 Million Jahre), wohl aber wissen wir, daß 6000 Jahre in biologischem Sinne noch nichts bedeuten. Eugen Fischer knüpft an eine Betrachtung der Rassen Ägyptens folgende Erwägung:

„Wenn anhangsweise nochmals auf die Frage nach der Konstanz der Rassen eingegangen werden soll, möge die kurze Feststellung hier genügen, daß die Schädelformen durch die rund sechs Jahrtausende dieselben geblieben sind; der Schädelindex und die Einzelheiten der Form haben nicht gewechselt, so wenig wie die Physiognomien. Und wenn das wundernehmen sollte, so sei erwähnt, daß in derselben langen Zeit auch Form und Einzelheiten an Pferde-, Hunde-, Mausskeletten nicht gewechselt haben, und die haben seit 6000 Jahren beziehentlich 1200 und 5000 und 24000 Generationen erlebt, der Mensch deren nur 200; 200 Generationen sind also kein Alter, um sich darin „entwickeln" zu können" [1]).

Eine Viertelmillion Jahre würde für den Menschen 8300 Generationen bedeuten. Es ist nun gar nicht einzusehen, weshalb der Mensch weniger „konstant" sein sollte als andere Organismen. Insbesondere möchte man glauben, daß kleine Tiere wie die Mäuse, einer Umgestaltung leichter zugänglich wären als der Mensch. Wenn man aber erfährt, daß z. B. der Igel bis ins Eozän zurückreicht, also ein hohes biologisches Alter besitzt, so wird man geneigt sein, auch den Menschen etwas mehr sub specie aeternitatis zu betrachten.

Gleichviel nun, ob man monophyletischen oder polyphyletischen Ursprung der Menschheit voraussetzt, d. h. ob man die Ansicht vertritt, daß die Menschheit aus Einer Wurzel entsprossen sei und sich erst nachträglich in Rassen verzweigt habe oder ob man die Rassengliederung für etwas Ursprüngliches hält und die Menschheit aus mehreren Stämmen hervorgehen läßt, — auf jeden Fall verstößt man gegen keinerlei biologische Erfahrung, wenn man ein sehr hohes Alter der Menschheit und eine ausgeprägte Stabilität der Rassencharaktere annimmt.

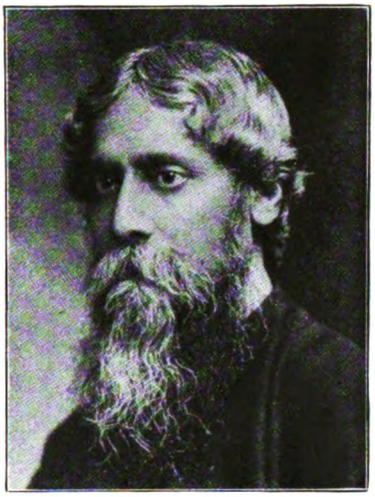
Von diesen Voraussetzungen soll hier ausgegangen werden.

Betrachten wir zunächst die geologisch-geographischen Verhältnisse. Schon vor Beginn des Diluviums haben wir im ganzen Umgebungsbereiche Europas mit Landbrücken und anderen starken Abweichungen von dem jetzigen Oberflächenbilde zu rechnen: Afrika war über Sizilien mit Italien und über die Straße von Gibraltar mit Spanien durch Landbrücken verbunden; Kleinasien und der Balkan bildeten mit Einschluß Kretas eine einzige Landmasse, die über den Raum des heutigen Adriatischen Meeres hinweg mit Italien zusammenhing; noch großartiger war der Landkomplex im Norden, denn hier gab es weder eine Ostsee noch eine Nordsee und die Landfläche reichte im Westen noch über Irland hinaus; die Inseln Sardinien und Korsika

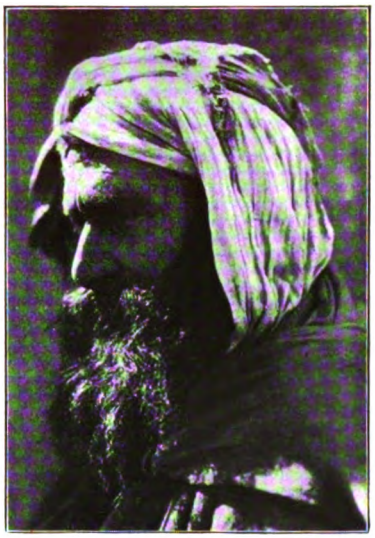
[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie" (S. 179) in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie" 1923.

Digitized by Google

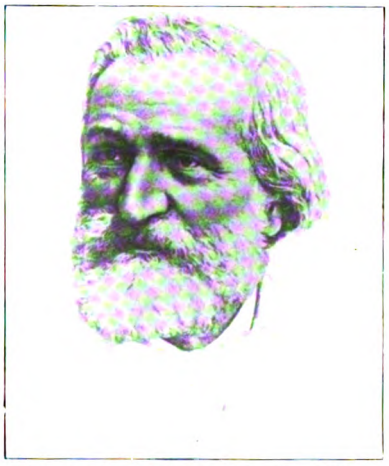
Vorderasiatische und andere meridionale Typen.



53. Der indische Dichter Rabindranath Tagore (Arier mit meridionalem Einschlag; man beachte die Nase).



54. Araber aus Algier (mit kurzer Nase, wie sie bei den Semiten häufig vorkommt).



55. Giuseppe Verdi (Arier mit leichtem meridionalem Einschlag, der an den Augen erkennbar ist).

56. Italiener aus Toskana (Dinarier mit altmediterranem Einschlag).

Digitized by Google

Digitized by Google

müssen untereinander und im Norden mit Italien zusammengehangen haben. Dieses ganze ungeheure Gebiet war bewohnbar und man kann annehmen, daß damals schon kleine Trupps von Urmenschen in den Parklandschaften siedelten, wo sie es nach Art der rezenten Australier und Tasmanier verstanden haben werden, hohe Bäume mit der Klettergerte zu besteigen. Wahrscheinlich pflegten sie auch auf solchen Bäumen zu wohnen. Das Klima war gemäßigt und Nahrung reichlich vorhanden.

Diese Verhältnisse änderten sich mit dem Anbruch der diluvialen Eiszeit. Während das nördliche Europa bis zur Alpenkette nahezu unbewohnbar wurde, müssen vermehrte Regengüsse die Fruchtbarkeit der afrikanischen, arabischen und syrischen Gebiete außerordentlich gehoben haben. Nach Ablauf dieser ersten (altquartären) Eiszeit wird wieder ein völliger Wechsel eingetreten sein. Es begann die warme und lange Zwischeneiszeit [1]). Nun wurde Nordeuropa wieder ein geeignetes Besiedelungsgebiet, auf dem die Menschen sich ausbreiten und vermehren konnten. Umgekehrt führte die Erwärmung Europas zur Trockenlegung der afrikanisch-arabischen Tafel und damit zur Vertreibung der Menschen aus den dortigen Landgebieten. Dieser Wechsel wiederholte sich als die warme Interglazialzeit von einer neuen Kältewelle abgelöst wurde. Die jungquartäre Eiszeit breitete ihre Gletscher über den Norden und über die Gebirgsländer Europas aus, die afrikanisch-arabische Wüstentafel aber verwandelte sich zum zweiten Male in ein üppig grünendes Flurland. Diese zweite Vereisungsperiode zeigt reiche Gliederung; sie umfaßt (nach Bayer) den Mousticr-Vorstoß, die Aurignac-Schwankung, den Solutré-Vorstoß und den Madeleine-Halt. Darauf folgte das Klima-Optimum, das wärmer war als die Gegenwart, wenn auch nicht so warm wie die Zwischeneiszeit.

Die Wirkung dieser klimatischen Schwankungen auf den Menschen ist ohne weiteres klar. Change of climate must have had a powerful influence on migration (Klimawechsel muß auf die Wanderungen der Organismen einen mächtigen Einfluß gehabt haben) sagt Darwin [2]). Der Mensch wurde zu großen Wanderungen veranlaßt, wobei ihm die Landbrücken zustatten kommen mochten. Zwar werden wir uns nicht vorstellen dürfen, daß einmal die Nordeuropäer nach Afrika und dann wieder die Afrikaner nach Nordeuropa verschoben worden seien, aber Nordleute und Südleute wurden doch gegeneinander gedrängt und zu langandauernden feindlichen Berührungen veranlaßt; es war der Beginn des Rassenkampfes auf breiter, großartiger Front — vom Gestade des Schwarzen Meeres bis zu den äußersten Enden der atlantischen Inseln und Halbinseln.

Am stärksten von den klimatischen Veränderungen betroffen wurde einerseits das Nordland, anderseits die Wüstentafel, während die mediterranen und atlantischen Gebiete eine Art Übergangs- und Vermischungszone bildeten. Das Nordland und die Wüstentafel waren also dazu geeignet, Schöpfungsherde und Heimatsitze verschiedener Menschenarten zu werden und gleichsam zwei Pole zu schaffen: den arischen und den semitischen!

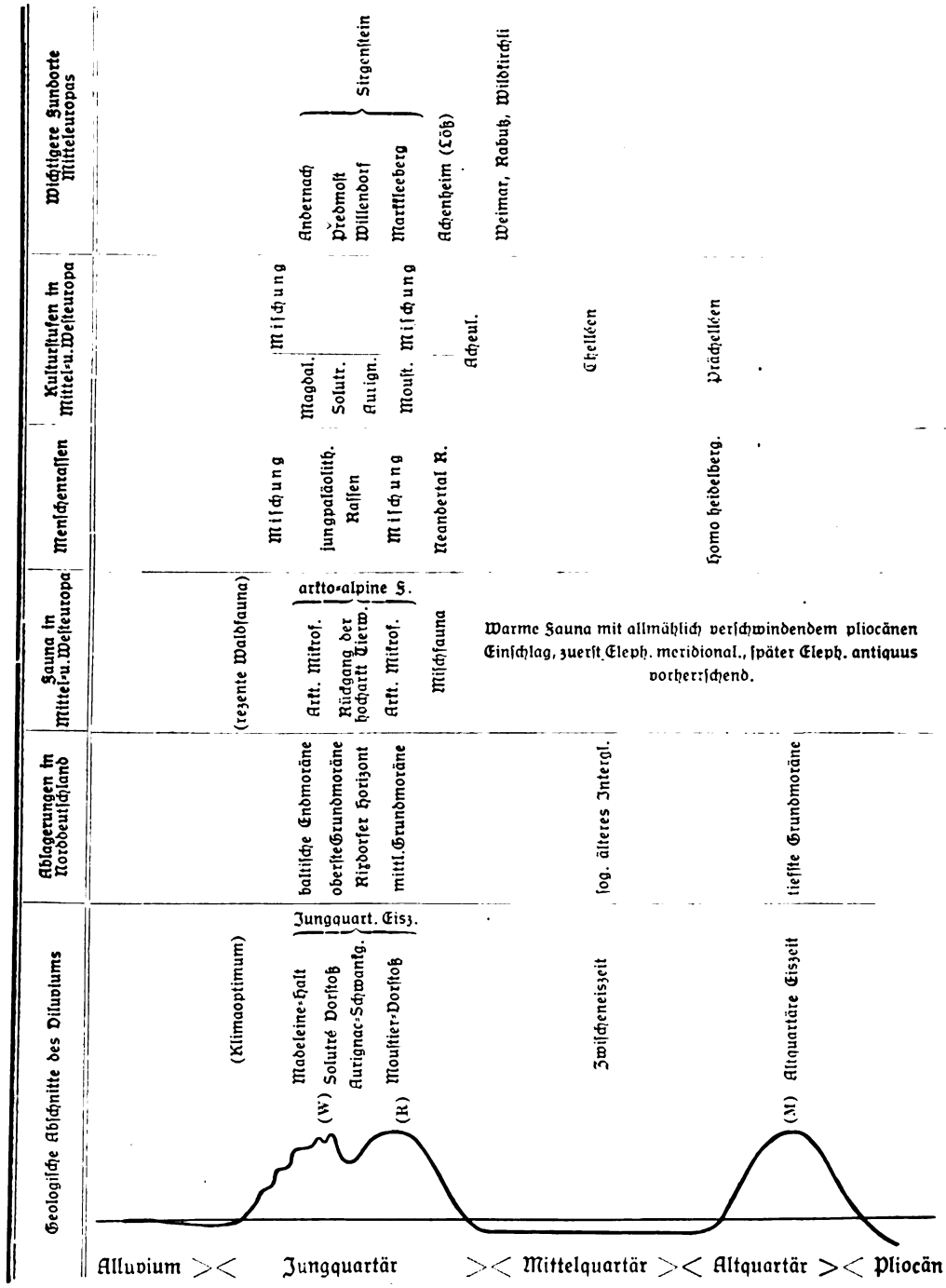
Innerhalb des großen Wüstenkomplexes scheint nun der arabisch-syrische Teil von Anbeginn ein biogenetisches Übergewicht gehabt zu haben

[1]) Bezüglich dieser diluvial-geologischen Fragen halte ich mich an das System von Josef Bayer, das er „Biglazialismus" nennt. Vgl. seine Abhandlung „Kritische Gruppierung und Neubenennung der geologischen Abschnitte des Eiszeitalters" im „Mannus" 1922, Bd. 14, S. 250—258.

[2]) Charles Darwin: „The Origin of Species by means of natural selection". Sixth Edition. London, John Murray, Albemarle Street, 1872; p. 323.

Digitized by Google

J. Bayer: „Kritische Gruppierung u. Neubenennung d. geolog. Abschnitte d. Eiszeitalters“ (1922, „Mannus“, XIV., 257).



Digitized by Google

und dies wohl aus zwei Gründen: zunächst weil er orographisch reicher gegliedert und dann, weil er von Meeren umgeben ist, die ein Ausweichen unmöglich machten. Hier mußte ein härterer Menschenschlag erwachsen, als im Gebiete der Sahara, wo der Rückzug in das reichbewässerte, zentralafrikanische Urwaldgebiet immer offenstand.

So dürfte sich denn während des älteren Quartärs und der langen, warmen Zwischeneiszeit folgendes Rassenbild entwickelt und gefestigt haben: im syrisch-arabischen Gebiete die Vorfahren der Hamito-Semiten, auf nordafrikanischem Boden die kleinwüchsigen Mediterranen (Dscherbiden), südlich von diesen die Urwald-Pygmäen, in der europäischen Übergangszone alte bodenständige Formen (Neandertaler), im Norden die Vorläufer der Arier (Aurignacrasse) Jede dieser vier Gruppen wird schon damals ihren klar ausgeprägten, selbständigen Sprachstamm gehabt haben. Brachoide gab es wenig, weil das unstete Jägerleben ihnen nicht günstig war. Die südeuropäischen Inseln und Halbinseln werden von Afrika her über die Landbrücken besiedelt und erhalten eine kleinwüchsige (altmediterrane) Bevölkerung mit schwachem negroidem Einschlag. Die Kultur dieser Zeit ist das Chelléen; sie kommt von Norden und verbreitet sich bis in die Kongo-Hylaia.

Daß die Arier ursprünglich im äußersten Norden Europas gewohnt haben müssen, und zwar auf einer Landfläche, die heute zum größten Teile unter den Wogen des Meeres liegt, wurde zuerst von Robert Latham erkannt. Lapouge äußerte sich darüber wie folgt:

„Cette immense plaine d'alluvions vaseuses, toute en étiers et en marécages, directement exposée au Gulf-Stream mais largement ouverte au vent du Nord, devait être moins froid en hiver, moins chaude en été, constamment couverte d'un voile de vapeurs qui se résolvaient en pluie douce. C'est dans cette région indécise, tantôt terre et tantôt mer, le plus souvent terre et mer à la fois, que Latham plaçait le berceau des Aryens. Cet écrivain est mort avant d'avoir vu justifier par les géologues cette notion d'une plaine anglo-scandinave aujour-d'hui disparue sous les flots“ [1]).

(Diese ungeheure Fläche schlammiger Alluvionen, voller Wasserläufe und Moore, einerseits vom Golfstrome umsäumt, andererseits dem Nordwind preisgegeben, mußte weniger kalt im Winter und weniger warm im Sommer sein; dabei beständig mit einem Schleier von Dünsten bedeckt, die sich in milden Regen fällen auflösten. In dieses unbestimmte Marschland, das bald Land und bald Meer und meist Land und Meer zugleich war, verlegte Latham den Ursprung der Arier. Dieser Forscher ist gestorben, ohne erlebt zu haben, daß die Geologen den von ihm geschaffenen Begriff einer heute unter den Meeresfluten verschwundenen anglo-skandinavischen Landfläche anerkannt hätten.)

Lapouge fügt hinzu, Latham habe diese Hypothese niemals veröffentlicht, wohl aber gesprächsweise zum Ausdrucke gebracht; er (Lapouge) habe das von Beddoe gehört. Deshalb prägte Lapouge für jenes hypothetische Nordland die Bezeichnung „Région de Latham“ (Lathamsland).

Mit dem Eintritt der jungquartären Eiszeit drängen nun die Aurignacleute aus dem Lathamslande gegen Mittel- und Westeuropa vor und beginnen einen harten Vernichtungskampf wider die Neandertaler, vermischen sich aber auch mit ihnen. Während des Mousteriens überwiegt noch das Neander-

[1]) G. Vacher de Lapouge: „L'Aryen, son rôle social“; Paris 1899, p. 149, 150.

Digitized by Google

talblut; dann wird es mehr und mehr von der Aurignacrasse verdrängt — etwa so wie heute im Norden Japans die Aino unaufhaltsam dahinsterben und der mongolischen Rasse Platz machen; ihre Zeit ist vorbei und so ging im europäischen Jungpaläolithikum die Zeit der Neandertaler zu Ende. Krapina, Předmost, Obercassel usw. legen Zeugnis ab von den vielfachen Kreuzungen, aber unwiderstehlich vollzog sich der Sieg der Aurignacrasse. Dieser Sieg war im Aurignacien schon vollständig entschieden. Und die Nordrasse hätte damals die Welt überflutet, wenn ihr nicht am Ausgang des Quartärs von Süden her ein neuer gewaltiger Feind entgegengetreten wäre: der Mensch von Cro-Magnon!

Schon während der warmen Zwischeneiszeit müssen Schwärme von Arabern den Weg nach Nordafrika gefunden und sich längs des Küstenrandes, wo die Verdorrung noch nicht so weit vorgeschritten war, bis zum äußersten Westen ausgebreitet haben. Sie brachten eine neue Sprache mit, das Vorhamitische, und verdrängten aus weiten Landstrichen die einheimische Bevölkerung. Sie gingen aber auch Mischungen mit dieser ein. So entstanden die Hamiten, die sich während der jungquartären Eiszeit außerordentlich vermehrt haben müssen; denn damals wurde das ganze weite Gebiet der Sahara durch verstärkte Regengüsse wieder feucht und fruchtbar, so daß hier viele Menschen leben konnten, mochten sie auch nur Sammler und Jäger sein. Als aber auch die zweite Eiszeit zu Ende ging und die Dürre sich immer verhängnisvoller fühlbar machte, da hatten die Hamiten nicht mehr genug Raum und es begann der Afrikanersturm auf Europa, der in verschiedenen großen Wellen, oft mit Unterbrechungen und Rückschlägen, bis ins Neolithikum fortgedauert hat.

Landbrücken von Afrika nach Europa gab es am Ausgange der Diluvialzeit nicht mehr. Aber wie selbst die Australier einfache Wasserfahrzeuge besitzen (obwohl ihre Kultur niedriger ist als jene der abendländischen Jungpaläolithiker), so werden auch die jungpaläolithischen Hamiten Mittel gefunden haben, um über die Straße von Gibraltar, die nur 13 Kilometer breit ist, hinüberzukommen. Nichts reizt den Unternehmungsgeist einer Küstenbevölkerung so sehr wie eine jenseitige Küste, die gerade noch in Sicht ist.

Anders lagen die Verhältnisse gegenüber den Inseln Sardinien und Sizilien; hier war die Entfernung zu groß; wohl mochte manchmal ein Fahrzeug hinüberverschlagen werden, aber an eine planmäßige Überfahrt war mit den damaligen Mitteln nicht zu denken. So wird denn der Hauptübergang der Hamiten nach Europa über die Straße von Gibraltar erfolgt sein. Sie verbreiteten sich dann längs der westlichen Küsten bis Nordfrankreich und über England bis nach Schottland (wobei die dolichoidesten und größten Individuen am weitesten gelangt sein werden). Ein schwächerer Zug ging an der spanischen Ostküste nach Südfrankreich, bewegte sich an der Rhone nordwärts und erreichte durch die Sundgaupforte das Rheintal, wo meridionale Typen unverkennbar sind. Endlich erfolgte eine Abzweigung längs der ligurischen Küste nach Oberitalien. Die Kultur dieser hamitischen Einwanderer ist das Capsio-Tardenoisien des ausgehenden Paläolithikums.

Nun erklärt sich in zwangloser Weise der Fortbestand der kleinwüchsigen Altmediterranen in Süditalien und auf den Inseln: sie sind eingewandert, als es noch Landbrücken gab; die zweite afrikanische Einwanderung aber, jene der großwüchsigen Hamiten, ging über die Straße von Gibraltar und erreichte Italien auf dem Umwege über die ligurische Küste erst von Norden, also wohl nur mit schwachen Kräften. Während das hamitische Element

Digitized by Google

in Spanien stark und in Südfrankreich noch immer beträchtlich hervortritt, macht es sich auf dem Boden Italiens, zumal auf jenem Süditaliens und der Inseln nur wenig bemerkbar. Hier überwiegen die kleinwüchsigen Altmediterranen, deren brachoide Artgenossen als „Dscherba-Rasse" noch jetzt an den tunesischen Küsten sitzen.

Kleine Gruppen dieser Brachoiden scheinen sich aber auch auf europäischem Boden schon während der jungquartären Eiszeit da und dort in lokalen Rückzugsgebieten gesammelt zu haben; das beweisen uns die Funde von Mugem (aus Kjökkenmöddingern an der portugiesischen Küste). Es sind kleinwüchsige Skelette mit niedrigem Gesicht und brachykranem Schädel. Archäologisch gehören sie einer ersten Phase des Neolithikums an. Noch älter ist die Kalotte von Valle do Areeiro, die allem Anscheine nach ins Jungpaläolithikum gehört und einen Längen-Breiten-Index von 80,1 hat [1]).

Mit diesen brachoiden Elementen älteren Ursprungs vermengten sich die einwandernden dolichoiden Hamiten und es entstanden Mischlinge mit neuen morphologischen Charakteren: die hohe Hamitennase wurde zwar kürzer, erhielt aber durch die Tieferlegung ihrer Wurzel einen noch schärferen Ausdruck, das niedrige Gesicht der Mugemleute aber verband sich mit dem langen Hamitenschädel; dabei erfolgte ein Luxurieren des Wuchses [2]). Der kundige Leser wird schon erraten haben, worauf ich abziele: auf die im vorhergehenden Abschnitte bereits kurz gestreifte Deutung der Cro-Magnon-Form als einer Merkmalverbindung.

Im ganzen mediterranen Gebiete, besonders aber im Westen, müssen während des Jungquartärs Cro-Magnon-Formen entstanden sein und man findet sie hier heute noch ebensogut wie in den Gräbern des Endneolithikums von El Argar in Südspanien; da gibt es Brachykrane und Dolichokrane und echte Cro-Magnon-Typen mit langen, niedrigen, breitgesichtigen Schädeln. Gerade dieses Gemisch ist charakteristisch; es zeigt uns, wie die Bevölkerung Nordafrikas und der südwesteuropäischen Gebiete rassendiagnostisch bewertet werden muß.

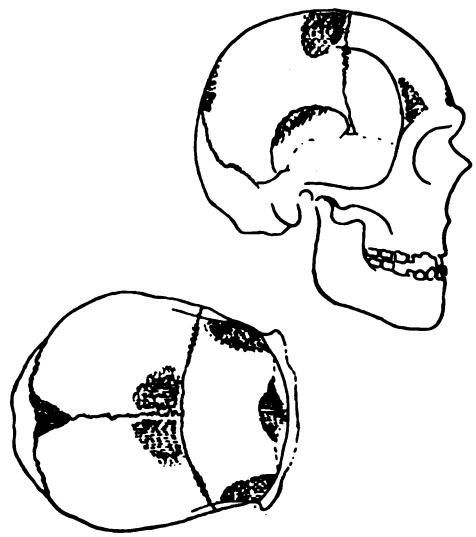
Solche Menschen waren es, die in der jungpaläolithischen Kulturperiode von Süden her den Aurignacleuten entgegentraten. Es ergaben sich — wie stets in solchen Fällen — Mischungen und Rassenkämpfe. Die Cro-Magnonartigen Typen mögen (zumal wo sie mit etwas nordischem Blute vermischt waren) eine gewisse Überlegenheit erlangt haben. Die Träger der Aurignacien- und Magdalénienkultur sind wohl noch als Arioide anzusprechen; je mehr aber der Wandererstrom von Afrika nach Europa hinüber anschwoll, um so mehr wurde das nordische Element zurückgedrängt. Nahezu reine Cro-Magnon-Leute, d. h. also Afrikaner vom Schlage der Guanchen und der heutigen Berbern, mögen die Verbreiter des Capsiens, Azyliens und Tardenoisiens gewesen sein. Die Aurignacleute wichen nach Norden zurück; hier aber gelang ihnen einer der größten Fortschritte aller Zeiten: Die Entwicklung der Campignien-Kultur aus einem altpaläolithischen (makrolithischen) Formenkreise. Das Campignien ist — um einen klassischen Ausdruck zu gebrauchen — „barbarisch", aber es bedeutet etwas vollkommen Neues, es bedeutet den Beginn des europäischen

[1]) Bezüglich der übrigen hierher gehörigen kraniometrischen Daten vgl. Walter Scheidt „Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa", München, Lehmann, 1924; S. 87 bis 92.

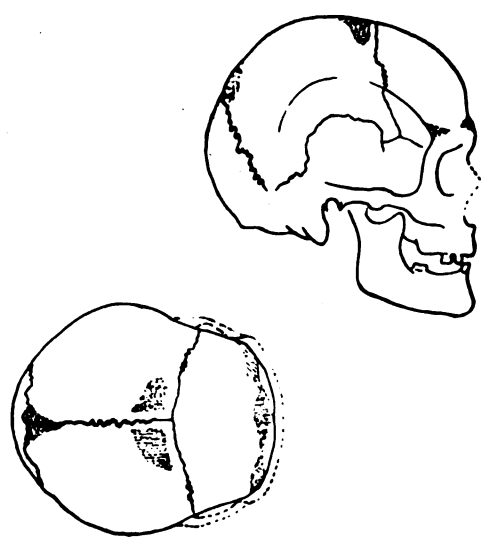
[2]) Ein solches Luxurieren konnte bei Mischlingen von Europäern und nordamerikanischen Indianern, sowie von Buren und Hottentotten nachgewiesen werden. (Vgl. Eugen Fischer „Die Rassenunterschiede des Menschen" bei Baur-Fischer-Lenz „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", 1923, S. 112.)

Digitized by Google

Bauerntums mit seiner ganzen, ungeheuren sozialen Wucht und Widerstandskraft. Hier erwuchs der erste Staat, hier entschied der Pflug den Sieg



Plau.

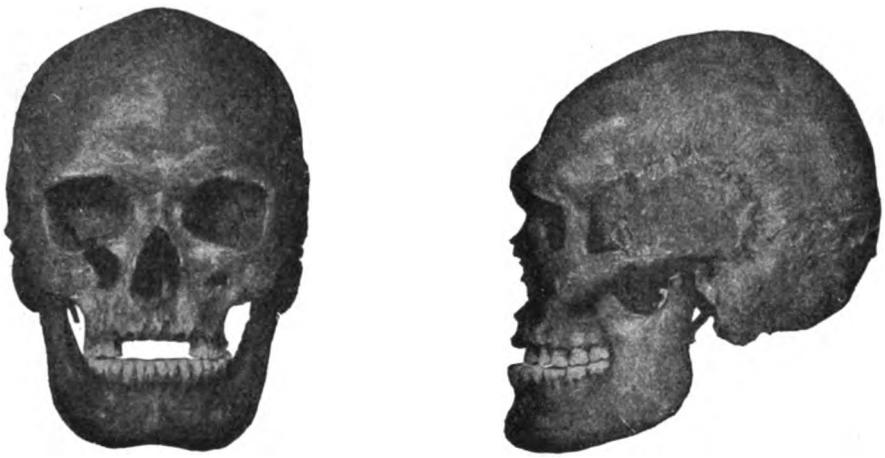


Karleby.

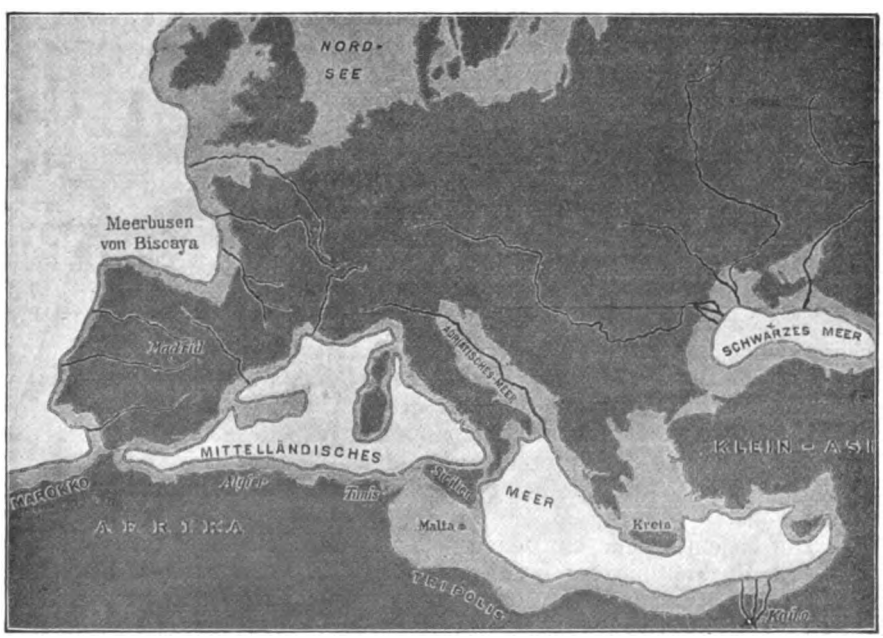
Zwei Typen einer nichtarischen Menschenart aus dem Norden Europas (beide nach Alfred Schliz). Mit ihren starken Brauenwülsten und ihrem massiven Knochenbau erinnern sie an die Neandertal-Rasse, von der sie vielleicht einen Einschlag haben. Beide Schädel sind brachoid; es besteht aber gar kein Anlaß, sie von Asien herzuleiten.

Digitized by Google

Europas über die noch weiter in paläolithiſcher Jägerherrlichkeit und -Sorgloſigkeit dahinlebenden Afrikaner. Lange mag der Kampf unentſchieden geweſen ſein; das Ariſien und gewiſſe äußerſt altertümliche frühneolithiſche



Der ſog. Borreby-Typus, ein däniſcher Steinzeitſchädel (nach H. A. Nielſen und G. Koſſinna). Ich betrachte ihn als einen Arier mit ſtarkem hyperboreiſchem Einſchlag von der Plau-Karleby-Raſſe. Sein Längen-Breiten-Index beträgt 80·4. Man beachte die mächtig entwickelten Brauenwülſte.



Die Geſtalt Europas vor der Eiszeit (nach Boyd Dawkins und Klaatſch). Man beachte die Landbrücken.

Digitized by Google

Formen Afrikas und Vorderasiens sprechen für ein wiederholtes Hin- und Herwogen und für ein wechselvolles, durch mehrere Jahrtausende sich hinziehendes Ringen. Endlich siegten die Europäer; weil aber der Ackerbaustaat die Erhaltung der Unterschichte bedingt, so konnten die Südleute (nach Verlust ihrer Selbständigkeit) in den Gebieten verbleiben, in die sie während des Jungpaläolithikums und Mesolithikums eingedrungen waren.

Eine Frage erhebt sich noch: woher kommen die bekannten Cro-Magnon-artigen Typen in Mitteldeutschland und Dalarna, wenn die Cro-Magnon-Leute (wenigstens in nennenswerter Zahl) nicht nach dem Norden gewandert sind und überhaupt nichts mit der arischen Rasse zu tun haben? Woher kommt der Dalarna-Typus, von welchem Ripley gemeint hat, er sei „the Teutonic race in its purest essence" (die teutonische Rasse in ihrem reinsten Wesen). Die Dalarna-Schädel sind zwar stärker modelliert als die von Cro-Magnon (was allein schon zu denken geben sollte), aber immerhin besteht eine auffallende Ähnlichkeit. Ich erkläre diese Ähnlichkeit aus einer analogen Entstehung des Dalarna-Typus. Wie ich nämlich die Cro-Magnon-Form auf die Verbindung eines langgesichtigen dolichoiden Elements mit einem breitgesichtigen und brachoiden zurückführe, so auch die Form von Dalarna. Bei Cro-Magnon handelt es sich um die Verbindung von dolichoiden Hamito-Semiten mit brachoiden Alt-Mediterranen, bei dem Dalarna-Typus aber um die Verbindung dolichoider Arier mit brachoiden Hyperboreern, und zwar wird es die Form von Plau sein, die hier als hyperboreische Komponente in Betracht kommt; hat doch die Form von Plau in ihrer tief eingezogenen Nasenwurzel und ihrem niedrigen Gesicht einige auffallende Merkmale, die ganz Cro-Magnon-ähnlich aussehen. Und auch das Luxurieren kehrt im Norden wieder, denn die Leute von Dalarna sind größer als die Germanen der Reihengräberzeit.

Ist diese Erklärung richtig, so haben die Formen von Cromagnon und von Dalarna gar nichts miteinander gemein, als eine rein äußerliche Ähnlichkeit und alle Vermutungen über genetische Zusammenhänge, die man an jene Ähnlichkeit geknüpft hat, erweisen sich als haltlos.

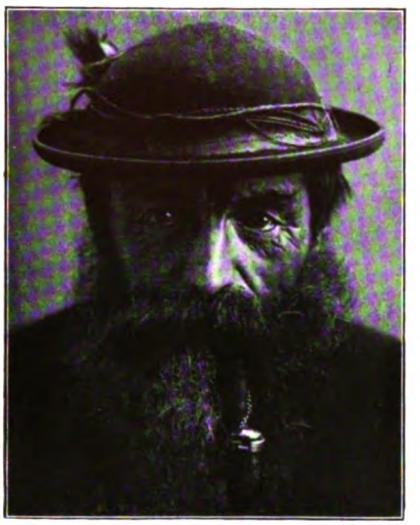
Noch ein Gebiet gibt es, in welchem cro-magnon-artige Typen häufig sind; es ist das Land zu beiden Seiten des Deutschen Mittelgebirges von Böhmen bis zum Rhein. Auch in diesen Landstrichen findet man den niedrigen Langschädel mit kurzem Gesicht und tief eingekerbter Nasenwurzel. Wer die nordeuropäische Rasse im allgemeinen auf die Cro-Magnon-Form zurückführen will, wird niemals erklären können, weshalb die Cro-Magnon-Form in Mitteldeutschland und in Dalarna erhalten geblieben sein sollte, während sie in den dazwischen liegenden Gebieten zu dem hohen Schädel mit langem Gesicht umgestaltet worden wäre. Nur die Auffassung der Cromagnonform als einer Merkmalverbindung wird den Tatsachen gerecht. Die nordische cro-magnon-artige Form hat sich dort gebildet, wo die dolichoiden Arier in die Rückzugsgebiete der Hyperboreer eingedrungen sind. Als solche Rückzugsgebiete aber müssen wir ansprechen: in Schweden das Wildland nördlich der großen Seen, in Deutschland den herkynischen Waldgürtel (den „unwegsamen Myrkwid").

Um diesem Thema auf den Grund zu gehen, wollen wir uns die Herkunft und Ausbreitung der Hyperboreer, d. h. der nordischen Brünetten, möglichst vergegenwärtigen. Ihr Ursprungsgebiet können wir nur in jenem eisfreien Gelände Osteuropas suchen, das während des Diluviums eine Welt für sich war. Von hier wird eine dünne, lückenhafte Kette hyperboreischer Gruppen quer durch Mitteleuropa bis nach Frankreich gereicht haben. Als

Digitized by Google

Vorderasiatische und andere meridionale Typen.

57. Tiroler (Arier mit dinarischem Einschlag).



58. Tiroler (Arier mit hyperboreischem und dinarischem Einschlag).

59. Tiroler (typischer Dinarier).

60. Tiroler; kleinwüchsig, mit hellen Augen (hyperboreer mit arischem und dinarischem Einschlag).

Digitized by Google

Digitized by Google

die Vergletscherung dann zurückging, erfolgte, wie bei allen Menschenrassen, so wohl auch bei den Hyperboreern eine Vermehrung und Ausbreitung. Aber von den großwüchsigen Rassen überall zurückgedrängt, werden sie von Anbeginn in der Nähe des Eises, in den Sümpfen und Bergen, sowie längs der ungeheuren Urstrom-Wasserläufe geblieben sein. Daher ihr Zurücktreten einerseits und ihre riesige geographische Verbreitung andererseits. Sie scheinen das Baltikum und den Alpenrand als Erste betreten zu haben und überall, wo der Arier am Ausgange des Diluviums hinkommt, sei es auch in dem eben ergrünten Skandinavien, überall sind diese kleinwüchsigen Brünetten schon *vor ihm* da. Denn der Arier, wie jede großwüchsige Rasse, hat vor allem die *guten* Landstriche besetzt, die Ebenen, die Grasländer, die schönen Jagdgründe usw., und hat seine Nebenbuhler daraus verdrängt. So mußten die Hyperboreer stets in die ärmeren und schlechteren Gebiete zurückweichen. Hier jedoch erhielten sie sich und daher kommt es, daß die altarische Überlieferung Berg- und Wald- und Sumpfländer stets von „Zwergen" bevölkert sein läßt. Eine unendliche Schwermut liegt über den Sagen, die von diesen zurückgedrängten Zwergen erzählen. Doch die Sage übersieht ein soziologisches Moment: der Ackerbau wurde zum Retter der Schwachen; als geduldige glebae adscripti lebten sie nicht nur weiter, sondern vermehrten sich auch wieder. Und so finden wir heute die Hyperboreer, wenn auch stark mit Ariern vermischt, von Rußland bis Frankreich, immer noch in denselben Gebieten, die sie am Ausgange der Vereisungsperiode besetzt hatten. Auch bei ihnen aber, wie bei allen Menschenrassen, zeigt sich die geographische Differenzierung der Dolichoiden und Brachoiden. Und wiederum sehen wir die Brachoiden in den eigentlichen Rückzugsgebieten, von wo sie ringsum ausstrahlen.

Damit entrollt sich uns nach allen Richtungen das ergreifende Bild der großen Rassenkämpfe, der Mischungen und der Entstehung von Merkmalverbindungen (wie der Cro-Magnon-Form und der „neolithischen Rassen" von *Alfred Schliz*). Klarheit fällt auf die heutige anthropologische Karte Europas und, was aus dieser Karte redet, was ihre Zeichen lebendig werden läßt und uns mit der Ahnung eines ungeheuren Dramas erfüllt, das ist — die Geschichte der Rassen!

39. Die Verbreitung der drei Hauptrassen.

„Dem nationalen Bewußtsein liegt immer das Rassegefühl zugrunde .... Das Rassegefühl ist eine politisch wirksame Macht."
Ludwig Woltmann („Politische Anthropologie", Jena, Eugen Diederichs, 1903, S. 259.)

Die drei Hauptrassen sind die *arische*, die *semitische* und die *mongolische*. Jede hat eine oder mehrere kleinwüchsige *Nebenrassen*, gleichsam Trabanten, die mit ihr gehen und ihr Schicksal teilen. Diese Nebenrassen können ältere Formen sein, mißglückte Anläufe zur Bildung der Hauptform, oder spätere Abzweigungen, die sich in einem ungünstigen Isolationsgebiete irgendwie spezialisieren mußten — immer aber streben sie zur Hauptform hin, mit der sie das eigentliche Ursprungsgebiet, den *Schöpfungsherd*, gemeinsam haben. Wie bereits des Näheren erörtert wurde, liegt der

Digitized by Google

Schöpfungsherd der Arier im Norden Europas und jener der Semiten in Syrien-Arabien, während jener der Mongolen auf dem Boden Chinas zu suchen sein wird.

Von diesen Schöpfungsherden geht die Ausbreitung der Rassen vor sich und zwar unter Führung der betreffenden Hauptrasse. Dabei ist zu beachten, daß die Ausbreitungswellen aus geographisch-physikalischen Gründen bestimmte Bahnen einhalten, die von ihnen immer wieder mit Notwendigkeit gewählt werden. Dies ist die Wiederholung der Wanderwellen. So waren z. B. die Angriffslinien der Mohammedaner gegen Europa genau dieselben, die sich für die prähistorische Ausbreitung der Südleute erschließen lassen. Jede Ausbreitung hat ihren Grund in einer furchtbaren Not oder in einer von der Hauptrasse geschaffenen neuen geistigen Bewegung; meist wird aber diese auch wieder aus einer Notlage hervorgehen.

Die entscheidenden Wellen sind jene, welche dem ausgehenden Paläolithikum und den mesolithischen Phasen angehören. Später verlieren sie mehr und mehr an Bedeutung, weil der unzerstörbare Bestand der Ackerbauvölker keine nennenswerte Veränderung des Rassenbildes mehr zuläßt. Die Wirkung der Wanderwellen wird immer schwächer und äußert sich schließlich nur noch in historisch-politischen Ereignissen. Heute aber hat sich infolge der allgemeinen Seßhaftigkeit und Bevölkerungsdichte das Rassenbild so sehr gefestigt, daß künftige Verschiebungen überhaupt nicht mehr möglich sind. Damit wäre die Menschheit an dem Punkte angelangt, der den Beginn einer dauernden rassenpolitischen Organisation bezeichnet.

Betrachten wir nun die beigefügte Karte. Wir sehen da die drei Schöpfungsherde und die von ihnen ausgehenden Bewegungen. Jede Hauptrasse hat das Bestreben, sich radial nach allen Seiten auszudehnen und ihre Nebenrassen mitzuschleppen. Dabei begegnen sich die Ausstrahlungen aus den drei Schöpfungsherden, kreuzen ihre Wege und geraten miteinander in Kampf. Dieser Kampf ist am härtesten in Europa; hier ringt die arische Rasse mühsam um ihre Ausbreitung, während die anderen Europa zu erobern trachten. Von den Wanderwegen der Nordeuropäer ist zunächst der sibirische bemerkenswert; hier sind Hyperboreer und Ario-Primitive bis an den Stillen Ozean vorgedrungen, wo sie heute noch als Aino und Verwandte einen scharf ausgeprägten ethnographischen Kreis von nichtasiatischem Charakter bilden. Ein zweiter europäischer Zug ist nach Hochasien gelangt, wo man allenthalben blonden Menschen begegnet, die sich zwar mit den Asiaten innig vermischt haben, aber ihren europäischen Ursprung doch nicht verleugnen können. Diese Blonden sind meistens brachoid, doch dürfte die Brachykephalie von der asiatischen Komponente herzuleiten sein; handelt es sich doch um Gebiete, in welchen Armenoide und brachykephale Mongolen den Grundstock der Bevölkerung bilden. Ein dritter Strom von Europäern hat sich am Kaukasusgebirge vorbei über Iran nach Indien ergossen. Die älteste Welle dieses Stromes dürfte schon in der Pliozänzeit abgerollt sein und Australien erreicht haben, das damals noch durch Landbrücken mit Hinterindien verbunden war. Sowohl die Australier als auch die Wedda und andere alte Wildvölker Südost-Asiens zeigen deutliche Beziehungen zu den Rassen Europas. Die späteren Wellen des in derselben Richtung flutenden europäischen Wanderstromes haben dann nur noch Indien erreicht; hier sind die mit den Aino verwandten Toda hervorzuheben. Die letzte Welle war dann die arisch-indogermanische. So große Bedeutung diese in ethnologischer Hinsicht erlangt hat — in anthropologischer Hinsicht ist jetzt wohl auf dem Boden Indiens das arische Blut schon

Digitized by Google

fast ganz verschwunden. Nur in den Bergen Vorderasiens konnten sich arische Splitter (als Kurden) teilweise unvermischt erhalten.

Endlich läßt sich ein europäischer Zug nach Westen erkennen; seefahrende Nordleute sind wiederholt (und zwar offenbar schon in ältester Zeit) über Island nach Grönland oder direkt nach Nordamerika gelangt. Darauf deuten gewisse hohe Nasenformen der Indianer dieser Gegend [1]). Ferner spricht für wiederholte Einsickerung europäischen Blutes eine Eroberbewegung, die von Nordosten nach Südwesten (von Labrador nach dem Golfe von Mexiko) geht, während sich die pazifische Küste Nordamerikas hinter dem hohen Felsengebirge, durch ihre uralten, gleichsam erstarrten Kulturformen als ein totes, vergessenes, unberührtes Isolationsgebiet zu erkennen gibt.

Aus dem ostasiatischen Schöpfungsherde haben sich die Mongolen quer durch Asien bis nach Osteuropa ergossen. Ein anderer Wanderstrom ging über den Nordosten Asiens nach Amerika hinüber, wo mongolische (oder richtiger prämongolische) Menschen eine ungeheure Verbreitung erlangten. Die Eskimo sind hier offenbar die letzten Ankömmlinge gewesen und können (in ihrer hauptsächlichsten Komponente) als echte Mongolen angesprochen werden. Aus dem indonesischen Gebiete muß ferner ein Wanderzug Südamerika erreicht haben; eigenartige sprachliche Erscheinungen im Herzen Südamerikas machen dies wahrscheinlich. Der seltsamste mongolische Wanderstrom ist aber jener, der über Hinterindien auf Madagaskar zielt. Er scheint in grauer Vergangenheit eine Vorläuferwelle vorausgeschickt zu haben, die bis Afrika ging, denn die hier sitzenden Buschmänner kann man trotz ihrer starken Spezialisierung nur an das Mongolentum anknüpfen, mag auch ihre Abzweigung noch früher erfolgt sein als jene der Indianer.

Besonders vielgestaltig sind die Ausbreitungswege der semitischen Rasse und der zu ihr gehörigen Nebenrassen. Bei Betrachtung der mediterranen Bevölkerung wurde darauf hingewiesen, daß die Altmediterranen aus einem nordafrikanischen Hauptsitze hergeleitet werden müßten; dies schließt jedoch ihren ursprünglichen (altquartären oder pliozänen) Zusammenhang mit den Prä-Hamito-Semiten, d. h. mit dem syrisch-arabischen Schöpfungsherde, keineswegs aus; sie sind wohl eine der ersten aus ihm hervorgegangenen Wellen. Sehr alt ist auch eine gegen Osten abgerollte Welle, die zwar das indonesische Gebiet, aber nicht Australien, erreicht hat; sie gehört also einer Zeit an, in der wohl noch Landbrücken bis Neuguinea bestanden, die Verbindung mit Australien jedoch bereits unterbrochen war. Es gibt unter den Papuas recht viele Individuen mit hohen Nasen und überhaupt mit ganz merkwürdig semitischen Gesichtszügen. Wenn der brachoide Teil dieser Leute in den Bergen Vorderasiens zurückgeblieben sein sollte, so ergäbe sich eine recht annehmbare Hypothese für die Entstehung der heutigen „Armenoiden"; diese wären danach eine Merkmalverbindung, entstanden aus der Mischung jenes prä-papuanischen Elementes mit später die Bergländer betretenden brachoiden Semiten. — Bemerkenswert ist auch ein semitischer Wanderzug nach Innerasien und Nordchina; ausgesprochen semitische Gesichtszüge lassen sich (besonders in den höheren Ständen) bis nach Korea deutlich erkennen; hier scheint es sich um dolichoide Semiten zu handeln; das brachoide Element gleichen Stammes hat sich später, im Umkreise der vorderasiatischen Gebirgsländer, nicht nur nach Europa, sondern auch nach Iran und weit nach Tur-

[1]) Der europäische Einschlag scheint bei diesen nordamerikanischen Indianern ein sehr starker zu sein. (Vergleiche die Anmerkung am Ende des achten Abschnitts.)

Digitized by Google

kestan hinein verbreitet. Ferner läßt sich eine Komponente, die den heutigen Mediterranen auffallend ähnlich sieht, bis Hinterindien verfolgen; in Vorderindien macht sie sogar einen großen Teil der Bevölkerung aus. Daß Afrika bis zu seiner Südspitze von hamitischen Wanderern durchzogen worden ist, steht vollkommen fest; auf denselben Bahnen, nur nicht so weit, bewegten sich später die Araber. Von diesen hamito-semitischen Einflüssen scheinen die Kongo-Hylaia und die Wüste Kalahari am wenigsten betroffen worden zu sein; hier sitzen noch seit grauer Vorzeit die Pygmäen und die Buschmänner. — Das Vordringen der Südleute auf dem Boden Europas endlich ist schon mehrfach besprochen worden; wir haben es da mit vier verschiedenen Ausbreitungen zu tun: erstens mit jener der kleinwüchsigen Altmediterranen, zweitens mit jener der Hamiten im äußersten Westen, drittens mit jener der Dinarier, viertens mit jener der „armenoiden" Vorderasiaten, die von den Kaukasusländern herabsteigend allmählich weite Gebiete Rußlands erfüllen oder wenigstens durchdringen konnten. Ihre dolichoide Vorhut gelangte bis in den Osten Deutschlands.

Betrachten wir dieses Bild der Schöpfungsherde und Ausbreitungsbahnen, so sehen wir alsbald, daß keine Hauptrasse auf ihrem angestammten Boden so eingeengt ist wie die arische. Europa bildet ein einziges großes Schlachtfeld, auf dem die arische Rasse immer wieder um ihre Existenz gekämpft hat. Es ist hier vielleicht der Platz, der unsinnigen Phrase entgegenzutreten, Europa sei nichts weiter als eine kleine Halbinsel von Asien. Europa ist nicht nur geographisch ein vollkommen selbständiger Weltteil, der früher teils durch Salzwasserflächen, teils durch Urstromtäler und riesige Sümpfe von Asien wirklich getrennt war, Europa ist auch biologisch betrachtet ein ganz eigenartiges Gebiet: hier drängen sich die Gegensätze, hier findet die schärfste Auslese statt — hier werden die höchsten Werte im vollen Sinn des Wortes recht eigentlich gezüchtet. Es gibt keinen „Untergang des Abendlandes"; Europa kann niemals veralten, Europa schreitet mit absoluter Gewißheit immer höheren Zielen zu. Europa ist nicht nur das Land der großen Eiszeit (die hier eine ganz andere biologische Bedeutung erlangen mußte als in dem offenen Amerika, wo ein Ausweichen auf breiter Front nach Süden möglich war), Europa ist nicht nur das Land des Weltkrieges, d. h. des größten historisch-politischen Ereignisses, Europa ist auch seit altquartärer Zeit das Land der stetigen Kulturentwicklung, das Land des nimmer ruhenden Fortschritts und — in ethischer Hinsicht — das hohe Land des Menschheitsgedankens!

Obwohl die fremden Rassen von drei Seiten in Europa eingebrochen sind, so steht doch ganz Europa bis zu den äußersten Südspitzen unter dem überragenden und durch nichts zu tilgenden Einfluß der arischen Rasse. Auch der Sizilianer ist ein Europäer; mag er noch so viel afrikanisches Blut in sich haben — auch der Sizilianer folgt seit mehreren Jahrtausenden indogermanischen Gedankengängen, in die er zunächst von Illyrien, dann von Hellas, endlich von Rom aus eingeführt worden ist. Daran hat die sarazenische Herrschaft hier ebenso wenig ändern können, wie in Südspanien. Vor die freie Wahl gestellt, einem afrikanischen oder einem europäischen Staatsgebilde anzugehören, würden sich Südspanier und Sizilianer einhellig für Europa entscheiden; es äußert sich da die Stimme des zwar nur spärlich vorhandenen, aber auch in solcher Verdünnung noch übergewaltigen arischen Blutes; durch dieses Blut wird die indogermanische Geistesrichtung zur vorwaltenden, ja zur herrschenden. Auch gefühlsmäßige Momente machen sich geltend: blondes Haar und blaue Augen gelten auch dort als schön, wo

Digitized by Google

auf europäischem Boden fremde Rassen wohnen. In Süditalien z. B. werden „bionde treccie“ sehr gepriesen. Hingegen soll es in Hochasien Landstriche geben, wo ein blonder Mann den Abscheu der Frauen erregt. Der noch ab und zu bei besonderen Anlässen, z. B. im Kriege, plötzlich wieder auflodernde Rassenhaß der Südeuropäer gegen die Nordleute gleicht nur dem Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters und vermag die Tatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Bedeutung des Ariertums für ganz Europa, trotz manchen Rückschlags, im allgemeinen unaufhaltsam wächst. In Italien war es das kleine, aber arisch bestimmte Piemont, das den Staat schuf, und die Piemontesen bilden unter den Italienern noch immer eine Art natürlicher Aristokratie. Ebenso bilden in Frankreich die nordischen Provinzen und die nordischen Regimenter den Rückhalt des Staates; das wird von jedem gebildeten Franzosen ohne weiteres zugegeben.

Europa ist eben die Welt der Arier. Hier können fremde Rassen wohl wertvolle Anregungen auslösen und dadurch das europäische Geistesleben farbiger gestalten, im allgemeinen aber müssen sie sich der arischen Entwicklungsrichtung anpassen. Und unbewußt tun sie es auch. Dadurch wird Europa immer arischer und es tritt in immer schärferen Rassengegensatz zu den übrigen Weltteilen. Denn was für Europa gilt, das gilt mutatis mutandis auch für die anderen großen Rassengebiete. Es gibt eine Welt der Mongolen und eine Welt der Semiten, bzw. Südleute. Die Abgrenzung dieser drei Welten muß nach geographischen und anthropologischen Gesichtspunkten erfolgen. Es ist klar, daß zu weit vorgedrungene Ausläufer der drei Gruppen dabei verloren gehen: Europa wird auf die Aino, Toda usw., Asien auf die Lappen und Eskimo, die Südwelt auf ihre in Europa wohnenden Rassengenossen verzichten müssen; aber auch das nicht durch Zwang, sondern durch den freien Willen der Betreffenden, die sich eben selbst schon ihrem Ursprungslande ganz entfremdet fühlen.

Die Grenzen Europas lassen sich klar erkennen: sie liegen auf dem Kaukasus und auf dem Ural. Schwieriger ist die Scheidung der Südwelt von den Mongolen. Da gehört zunächst Iran bis zu seinen nördlichen Randgebirgen zur Südwelt, das turanische Tiefland aber verbleibt den Mongolen. Die Rassengrenze verläuft dann weiter über Hindukusch und Karakorum zu den Quellen des Indus und zur Hauptkette des Himalaja; endlich folgt sie ungefähr der heutigen indobritischen Grenze, wobei Arakan wahrscheinlich zu Indien hinneigen wird. Die Bewohner von Birma und Siam aber zeigen schon ganz ausgesprochen mongolischen Charakter und gehören demnach zur mongolischen Welt.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich Indien als einen Teil der semitischen Welt bezeichne, obwohl uns gerade Indien so viele und großartige arische Überlieferungen bewahrt hat und echte Semiten hier kaum nachzuweisen sind. Man darf jedoch nicht vergessen, daß es sich um die ganze Gruppe der Südrassen handelt, in welcher nun eben den Semiten die Führerrolle zukommt. Die vorderindische Bevölkerung besteht aber in ihrer ganz überwältigenden Mehrheit zweifellos aus Elementen, die weder von Europa noch von Ostasien, sondern nur aus dem syrisch-arabischen Kreise hergeleitet werden können. Mit Einem Worte: es sind Südleute! Und das ist das Entscheidende.

Wie steht es nun mit Indonesien und Australien? — Wer sich durch das bramarbasierende Machtgerede der europäischen und amerikanischen Imperialisten nicht irreführen läßt und gewohnt ist, nicht nur in Weltteilen, sondern auch in Jahrhunderten zu denken, der vermag nicht einen Augenblick

Digitized by Google

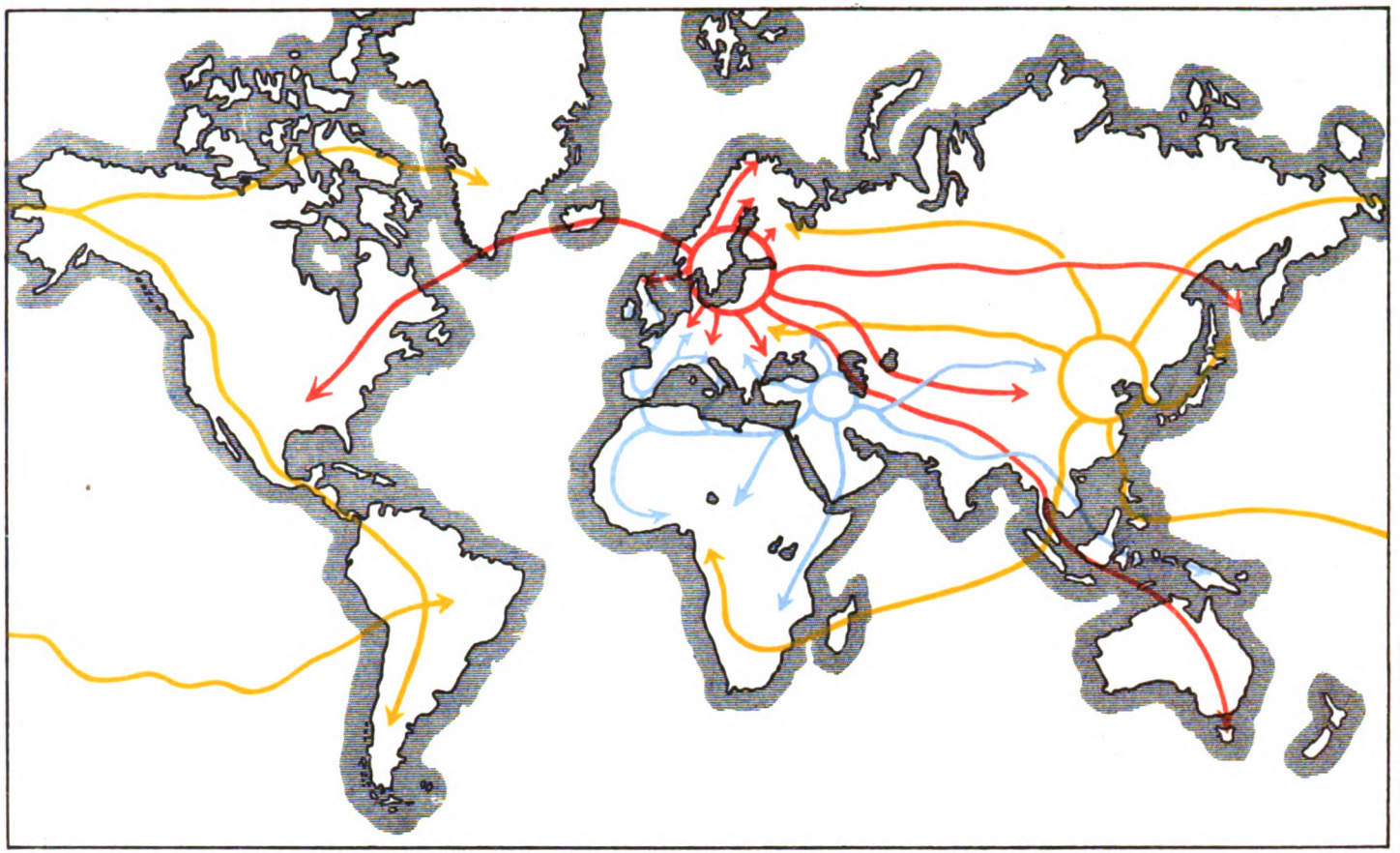
daran zu zweifeln, daß Indonesien und Australien die Interessensphären der kommenden mongolischen Weltpolitik sind. An den ostasiatischen Küsten stehen dichtgedrängt etwa 500 Millionen intelligenter und tüchtiger Menschen, die, von einer beispiellosen Expansionskraft beseelt, — zum Teil auch schon organisiert und bewaffnet, ihren Blick auf das Meer gerichtet halten. Die Zahl der Chinesen allein hat sich in den letzten 300 Jahren etwa versechsfacht. Japan führte im Jahre 1894 seinen ersten Krieg mit modernen Waffen; damals ward es noch einem Kleinstaate gleich geachtet, heute ist es eine Weltmacht ersten Ranges. Das Auflodern des mongolischen Rassengedankens von Birma bis zum Amur kann trotz vieler inneren Unstimmigkeiten doch nur eine Frage der allernächsten Zukunft sein. Und wie lange wird sich dann diese ungeheure Menschenflut die Besiedelung der Inselgebiete, die gleichsam vor ihrer Haustüre liegen, von ein paar anmaßenden Fremden noch verwehren lassen? Europa den Europäern; gewiß; — aber auch Asien den Asiaten! Mögen die Amerikaner zusehen, wie sie ihre Westküste schützen; das Inselreich des Stillen Ozeans verfällt unrettbar den Mongolen. Und dies mit Fug und Recht; denn dort ist ihre Welt — die Welt der Gelben!

Somit würden drei große Rassenverbände entstehen, ein arischer, ein semitischer und ein mongolischer. Ganz Afrika gehört zum semitischen Gebiet, so daß die alte Welt nebst Australien vollständig aufgeteilt wäre. Amerika liegt abseits und bildet eine Welt für sich. Diese großen Rassenverbände denke ich mir aber nicht als Staaten, sondern als Staatengruppen, die auf Grund des nationalen Gedankens und des Selbstbestimmungsrechtes in vollkommener Freiheit eingeteilt und organisiert sind. Wir Europäer können freilich den Semiten und Mongolen nicht vorschreiben, wie sie sich auf ihrem Gebiete einrichten und mit ihren Nebenrassen abfinden sollen. Wir können ihnen aber ein Beispiel geben und dieses Beispiel wird wahrscheinlich mehr fruchten als ein unmittelbares Eingreifen. Wenn wir das Selbstbestimmungsrecht zum ordnenden Prinzip erheben, wenn wir auch die kleinste Nation achten und als gleichberechtigt behandeln, wenn wir in Europa der Freiheit eine Hochburg bauen, — dann werden auch Semiten und Mongolen früher oder später auf ihren Gebieten dieses Beispiel nachahmen.

So erwächst aus den zwei großen Prinzipien des Selbstbestimmungsrechtes und des Rassegefühls allmählich die richtige Gliederung der Menschheit; denn wenn diese Gliederung befriedigen und dauern soll, so muß sie eine organische sein, d. h. eine von innen gewordene, nicht eine von außen aufgezwungene.

Der Rassengedanke ist die Potenzierung und zugleich die Vollendung des nationalen Gedankens; wie dieser zu dem hohen ethischen Horizonte des Selbstbestimmungsrechtes, so strebt der Rassengedanke zur Erkennung der Menschheit und zur Befreiung und Beseelung ihrer Teile. Und wie nach Einführung des Selbstbestimmungsrechtes ein Krieg in Europa unmöglich sein dürfte, so werden auch die drei großen Rassenverbände je länger sie bestehen, sich gegenseitig immer mehr achten und gelten lassen. Es ist ein Unsinn von „farbiger Gefahr" zu reden, wenn wir erst einmal die Farbigen zum Bewußtsein ihrer Menschenwürde gebracht und ehrlich darauf verzichtet haben werden, sie jemals wieder in ihren Ländern überfallen, vergewaltigen und ausbeuten zu wollen. Ein Angriff auf Europa aber wäre Wahnsinn, denn die vereinigten Europäer würden in der Verteidigung Riesenkräfte entwickeln und selbst ein mit ungeheuren Opfern errungener Sieg vermöchte dem Sieger doch nichts einzubringen als ein Stück mit fremdrassigen Menschen

Digitized by Google



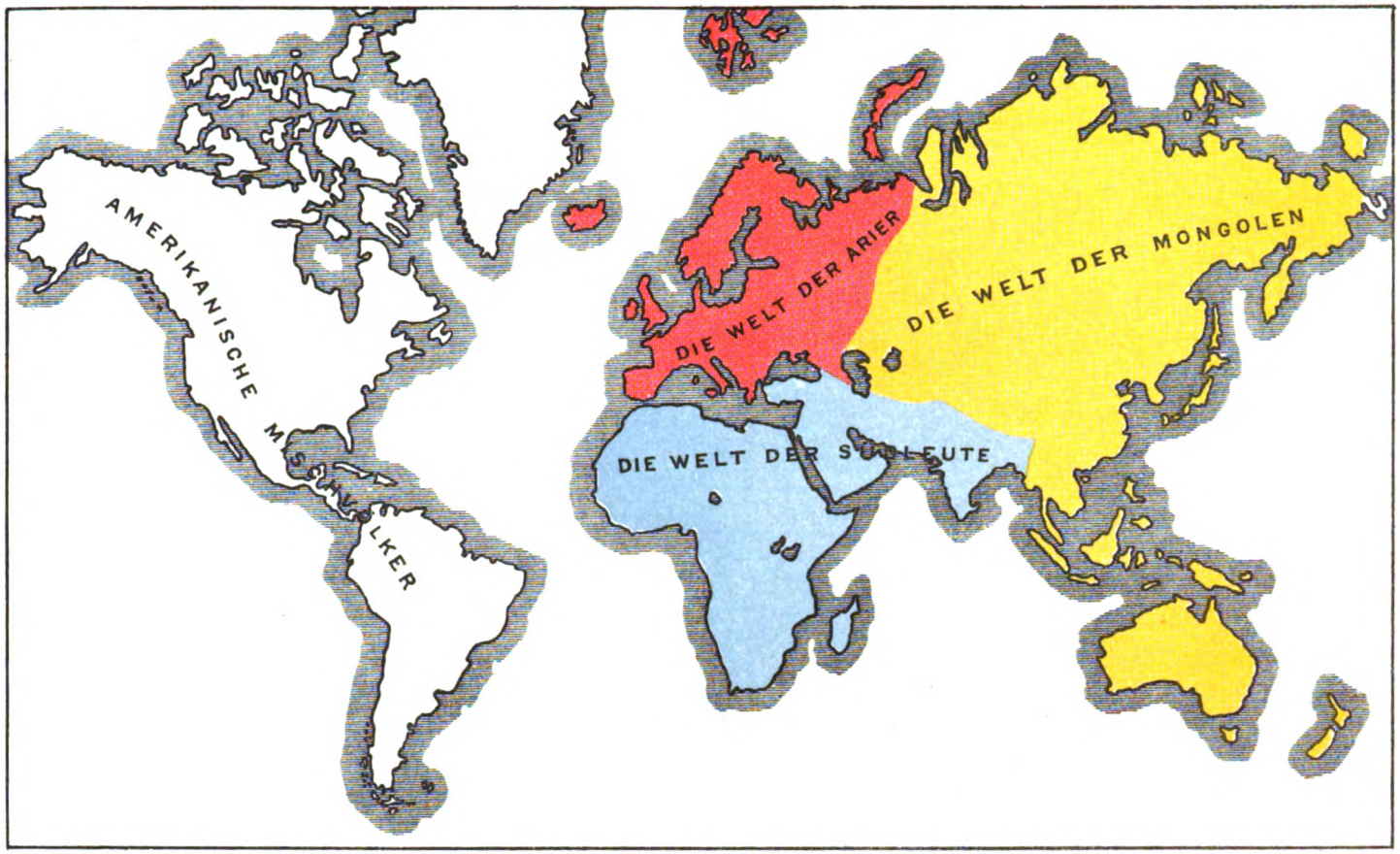
Entworfen von K. F. Wolff.

Kartenskizze der Schöpfungsherde u. Ausbreitungsbahnen. Rot Arier, Blau Südleute, Gelb Mongolen.

Verlag Curt Kabitzsch Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Entworfen von K. F. Wolff.

Kartenskizze der großen Rassenverbände.–Amerika bildet eine Welt für sich.

Verlag Curt Kabitzsch Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

überfüllten Landes. Heute schon sehen wir, wie lästig, ja unerträglich in einem Staate die fremdsprachigen Minderheiten sind, noch viel lästiger aber, ein wahrer Pfahl im Fleische, wäre eine fremdrassige Minderheit. Dazu kommt, daß durch die großen Rassenverbände das Blutbewußtsein aller Menschen sehr gesteigert werden wird, so daß ihnen die Einverleibung einer größeren Gruppe Fremdrassiger von vorneherein höchst unsympathisch erscheinen dürfte. Weiter ist zu bedenken, daß wir es in der bloßen alten Welt mit drei Verbänden zu tun haben, so daß ein Übermächtigwerden des einen sofort ein Schutzbündnis der beiden anderen zur Folge haben müßte. Endlich werden sich rassenbewußte Menschen, wenn sie innerhalb ihrer großen Verbände jeder Volksgruppe das Selbstbestimmungsrecht zugebilligt haben — und ohne dieses Prinzip ist eine übernationale Organisation unmöglich — es werden sich solche Menschen an den Gedanken der Freiheit so rückhaltlos gewöhnen, daß bei ihnen neben dem Abscheu vor der Sklaverei, d. h. vor dem Unterdrücktwerden, allmählich als psychologisches Korrelat auch ein Abscheu vor der Tyrannei, d. h. vor der Handlung des Unterdrückens und vor dem Anblicke des Sklaven, folgerichtig wird entstehen müssen.

Also führt die Rassenlehre letzten Endes zur Freiheit und zum Frieden. Das aber ist ihr eigentlicher Sinn und Zweck: die Rassenlehre soll nicht zerstören, sondern aufbauen, nicht entzweiend, sondern symbiotisch wirken, nicht ein Werkzeug selbstsüchtiger Imperialisten, sondern ein Schutzmittel der Menschheit sein. In diesem Gedankengange offenbart sich das „Evangelium der Rasse“[1]).

40. Rassengeist und Weltanschauung.

Du gleichst dem Geist,
den du begreifst. Goethe.

Wir haben gesehen, daß die Menschheit in drei große Verbände zerfällt, deren jeder zwar mehrere Rassen umfaßt, aber doch nach außen hin eine Einheit bildet. Diese Einheit ist genetisch bedingt; sie geht auf den gemeinsamen Ursprung aus demselben Schöpfungsherde zurück. Sie wirkt sich ferner darin aus, daß alle Nebenrassen eines Verbandes sich an die bodenständige Hauptrasse anschließen und von dieser führen lassen. Prüft man das näher, so erkennt man, daß die Hauptrasse den Geist hergibt, der für den ganzen betreffenden Rassenverband maßgebend ist. Es bestehen innerhalb eines solchen Verbandes wohl somatische Unterschiede, aber keine psychischen Gegensätze; die somatischen Unterschiede werden daher nur als etwas Nebensächliches, Zufälliges, manchmal als etwas Wunderliches empfunden, aber nicht als etwas Trennendes. Widerstandslos geht die Rassenmischung vor sich und das Blut der Hauptrasse überwiegt immer mehr.

Es herrscht also innerhalb jedes Rassenverbandes eine „Bioharmonie“ oder das, was die Pythagoreer eine *κοινωνία τοῦ βίου* (eine Gemeinschaft des Lebens) nannten. Diese Gemeinschaft beruht vor allem auf der Weltanschauung. Der Geist der Hauptrasse ist es, der die Weltanschauung bestimmt und so ein einigendes Band von stärkster Wirkung bildet. Zur Weltanschauung gehört zunächst die Religion, dann aber auch jener ganze Komplex von Ehrbegriffen und Gebräuchen, durch die das ethische Leben geregelt

[1]) Den Ausdruck prägte Ludwig Kuhlenbeck. Ich las ihn zuerst in der äußerst wertvollen Arbeit von Ludwig Schemann: „Gobineaus Rassenwerk“ (Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des „Essai“), Stuttgart, Frommann, 1910, S. 165.

Digitized by Google

wird. Menschen, die hierin übereinstimmen, fühlen sich auch dann engstens verbunden, wenn ihre Körperbeschaffenheit eine verschiedene ist. Als Schönheitsideal aber gelten die Merkmale der Hauptrasse.

In ganz Europa herrschen indogermanische Ehrbegriffe und Gebräuche; Ostasien hat in dieser Hinsicht andere Vorstellungen; ebenso zeigt die arabisch-afrikanische Welt ethische und mythologische Gedankengänge von eigenartigem Gepräge. Am großartigsten und klarsten aber offenbart sich die Selbständigkeit und Unabhängigkeit der drei großen Gruppen, wenn wir eine Religionskarte betrachten. Da bildet Europa mit seinen christlichen Konfessionen eine geschlossene Einheit; das mongolische Kerngebiet entspricht fast ebenso geschlossen dem Buddhismus; besonders lehrreich aber ist die Verbreitung des Islam. Genau so, wie sich aus anthropologischen Anhaltspunkten die Ausbreitung des meridionalen Menschen für die vorgeschichtlichen Zeiten erschließen läßt, — genau so hat sich aus dem arabischen Zentrum der Islam verbreitet: einerseits über ganz Nordafrika zum atlantischen Ozean (wie einst die Hamiten zogen), anderseits über Kleinasien und den Balkan nach Europa hinein (wie die Dinarier wanderten), endlich über Iran nordwärts nach Zentralasien und ostwärts nach Indien (ebenfalls auf den Bahnen uralter meridionaler Wanderströme).

Hier erkennt man ganz deutlich, daß es der Geist der Hauptrasse ist, der die Weltanschauung schafft und ihre Ausbreitung bedingt. Soweit nicht störende Einwirkungen aus einem Nachbargebiete hereinreichen, werden die Nebenrassen vollständig von dem Geiste ihrer Hauptrasse beherrscht.

41. Das Grundgesetz von der Geistigkeit des Menschen.

„Vor dem Gehirn, das offenbar noch längst nicht zu Ende spezialisiert ist, tritt mehr und mehr im Verlauf der Stammesgeschichte des Menschen alles „Tierische“ zurück“.
Hans Hahne in seinem Nachruf für Klaatsch („Mannus“, VII., 367.)

Der Mensch ist jenes Geschöpf, welches danach strebt, die Materie zu überwinden. Die biologische Entwicklungsrichtung des Menschen hat ihn dazu vermocht, sich vom Boden zu erheben und sie veranlaßt ihn weiter dazu, jenes Organ immer mehr zu spezialisieren, welches der Träger der Geistigkeit ist — das Gehirn. Schon rein anatomisch, nämlich an der beispiellosen Entfaltung des Gehirns, erkennt man, wo beim Menschen das entscheidende Prinzip liegt: in der Geistigkeit!

Der Kampf um die Nahrung nimmt selbstverständlich auch in der Soziologie des Menschen einen breiten Raum ein, weil eben zunächst die Existenz gesichert werden muß, aber die schärfsten Gegensätze und die härtesten Kämpfe entwickeln sich immer dann, wenn verschiedene Geistesrichtungen wider einander aufstehen. Darum gibt es keine entsetzlicheren Kriege als solche, bei denen geistige Fragen eine Rolle spielen, also Sklavenkriege, Bürgerkriege und ganz besonders Religionskriege. Je mehr die Idee, um welche gekämpft wird, vom rein Materiellen sich loslöst, um so erbitterter und haßerfüllter zeigen sich die Kämpfenden, — ein Beweis, daß ideologische Kriegsursachen und Kriegsziele als die wichtigsten empfunden werden. Mit einem Worte: was den Menschen am stärksten bewegt, sind Weltanschauungsfragen!

Digitized by Google

61. Der japanische Kaiser Mutsuhito.

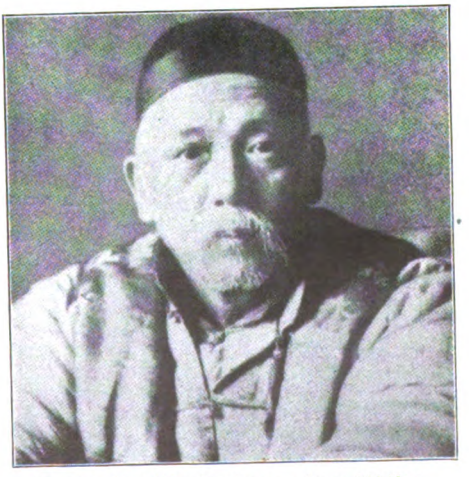
62. Der japanische General und Staatsmann Terauchi.

Man beachte bei diesen führenden Mongolen die langen Gesichter und die schmalen Köpfe; damit erledigt sich das Gerede von den niedrigen Breitgesichtern und den runden Köpfen, welche angeblich für alle Mongolen bezeichnend sein sollten.

63. Der japanische General Ishimoto.

64. Der chinesische Staatsmann Tschang-Tschi-Tung (er scheint einen leichten ainoischen Einschlag zu haben).

65. Der chinesische Staatsmann Sun-Ya-Tsen.



66. Der chinesische Staatsmann Yuan-Shi-Kay.

Verlag von Curt Kabitzsch, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Und das mit Recht, denn nichts ist der Mensch ohne seine Weltanschauung, d. h. ohne eine bestimmte, klar ausgeprägte Geistesrichtung. Diese bildet seinen Schutz und Hort in den Stürmen des Lebens und sie erweist sich als um so wertvoller, je tiefer ihre Wurzeln in das Myzelium der Rasse reichen.

Jede Rasse hat ihre eigene Geistigkeit und demgemäß auch ihre eigene Weltanschauung. Die Rasse kann im Sinne ihrer Geistigkeit ihre Weltanschauung reformieren, aber sie darf niemals ihre Geistigkeit aufgeben oder anpassen wollen, sonst verfällt sie dem Rassentode. Eine Rasse ohne artgemäße Weltanschauung stirbt aus. Genau so ist es mit einzelnen Gruppen und Sippen. Menschen ohne eine positive Weltanschauung nennt man Skeptiker. Sobald nun die skeptische Denkweise eine Menschengruppe erfaßt, geht sie zugrunde. Das kann man am klarsten an jüdischen Familien sehen; solange sie sich zu ihrem angestammten orthodoxen Glauben bekennen, erhalten sie sich nicht nur, sondern wachsen; wenn sie aber durch Berührung mit der arischen Geisteswelt Skeptiker werden, so ist ihr Los nach wenigen Geschlechterfolgen besiegelt. Umgekehrt beruht es auf Täuschung, wenn die Antisemiten glauben, das Entscheidende in dem Gegensatze zwischen Juden und Europäern sei das jüdische, d. h. meridionale Blut; nicht das Blut ist in diesem Falle das trennende Moment, sondern die jüdische Weltanschauung, die im Talmud ihren Kanon hat. Natürlich ist der Talmud letzten Endes etwas organisch Gewordenes; das war aber nur möglich inmitten des seßhaften jüdischen Volkes auf angestammter Erde, — in Europa, als versprengte Flüchtlinge hätten die Juden den Talmud niemals zustande gebracht; hier können sie nur von ihm zehren und aus ihm geistige Kräfte saugen. Die türkischen Chasaren hinwieder sind bekanntlich mit Weib und Kind zum Judentum übergetreten und sie bilden heute trotz ihres fremden Blutes einen sehr wichtigen Bestandteil des ostjüdischen Volksmassivs; sie haben sich aber auch bedingungslos der jüdischen Geistigkeit ergeben; dadurch in erster Linie (und durch die Blutvermischung in zweiter Linie) wurden sie zu Juden.

Sind doch die Dinarier gleichen Stammes und gleicher Herkunft wie die Juden und sie werden heute in Europa nirgends mehr als ein Fremdkörper empfunden. Ohne Zweifel besaßen auch die Dinarier bei ihrer Einwanderung eine uns fremde, ihrem Blut gemäße Weltanschauung. Diese erlag aber schon in prähistorischer Zeit der indogermanischen Geistesrichtung und so sind die Dinarier längst zu Europäern geworden.

Der Kampf zwischen Judentum und Ariertum in Europa ist ein Kampf zwischen zwei Geistesrichtungen, nämlich zwischen dem Talmud und der arischen Weltanschauung; er muß daher auch mit geistigen Waffen ausgefochten werden. Nachdem nun die Juden ganz allgemein begonnen haben, von ihrem orthodoxen Glauben abzufallen und Skeptiker zu werden, so kann der Ausgang jenes Kampfes um so weniger zweifelhaft sein, als der Bolschewismus auch die bisher so standhaften Ostjuden in die Aufklärungsbewegung, d. h. in den Untergang hineingerissen hat. Der einzige Weg, der den Juden offen bleibt, wenn sie diesem Schicksal entgehen wollen, ist der vom Zionismus gewiesene: Sammlung des jüdischen Volkes auf der angestammten Scholle, Abkehr vom Ariertum und Wiedererweckung der blutgemäßen Geistigkeit.

Der Unterschied zwischen dem Geschick des Dinariers und jenem des Juden liegt darin, daß der Dinarier zwar seine Weltanschauung aufgegeben, dafür aber eine andere angenommen hat, während der Jude nach Verlust seiner ureigenen Weltanschauung keine andere übernimmt; er wird zum Skeptiker und daran stirbt er.

Digitized by Google

Ich behaupte, daß die Weltanschauung das Lebenselement des Menschen bilde. Man hat mir entgegnet, dies widerspreche dem eigentlichen Sinn der Rassenlehre, denn nach den Erkenntnissen der Rassenlehre müßte eben das Blut die Hauptsache sein, ohne Rücksicht auf Wohnsitz, Kultur und Weltanschauung. Diesen Einwand kann ich nicht gelten lassen. Auch ich anerkenne die Rasse als biologische Grundlage, aber das Maßgebende ist für mich nicht die Gestalt des Schädels oder die Farbe der Haut, sondern die psychische Konstitution der Rasse, d. h. die Geistigkeit. Die Geistigkeit aber wird bekundet durch die Weltanschauung. Gibt eine Rasse ihre Weltanschauung auf, so welkt sie entweder dahin oder sie wird Stoff und Organ für eine andere Weltanschauung. Sie bildet dann gleichsam nur noch eine Schale ohne artgemäßen Inhalt. Tatsächlich kann man sich durch psychologische Beobachtungen davon überzeugen, daß z. B. die mitteleuropäischen Dinarier von ihrer angestammten Geistigkeit nur noch schwache Spuren bewahrt haben; sie sind Europäer mit den äußeren Merkmalen der meridionalen Menschheit.

Bei den Westarioiden der britischen Inseln und Nordamerikas hingegen ist der Kampf zwischen arischer und hamitischer Geistigkeit noch nicht zur Entscheidung gereift. Dieser Kampf wird mit dem Siege des arischen Elementes endigen, sobald die Arier mit einer neuen Weltanschauung auf den Plan treten. Die neue Weltanschauung aus arischem Geiste zu gestalten, das aber ist die Aufgabe der allernächsten Zukunft.

Betrachten wir die amerikanischen Neger, so scheinen sie eine Ausnahme von der Regel zu bilden; sie haben sich nämlich der Weltanschauung ihrer weißen Herren vollständig unterworfen und sind trotzdem ein fremdes Element geblieben. Die Erklärung liegt aber darin, daß die Unterordnung der Neger unter die Geistigkeit und Weltanschauung der Weißen nur eine scheinbare war. Die armen, verschleppten, mißhandelten Neger unterwarfen sich wohl und nahmen allerhand Äußerlichkeiten an; sie ließen sich sogar taufen und wurden Christen. Daß dies bei den Negern gar nichts bedeuten will, kann man leicht aufzeigen. Wo die Neger wieder frei wurden und ganz sich selbst überlassen waren, wie auf Haiti, da fielen sie schnell in Kulturverhältnisse zurück, die ihren ursprünglichen afrikanischen vollkommen zu gleichen scheinen. Der Schlangenkultus z. B., den sie wieder aufnahmen, beweist unwiderleglich, daß die Neger ihre angestammte Geistigkeit trotz aller äußeren Einwirkungen zähe bewahrt haben. Und wegen dieser afrikanischen Geistigkeit — nicht wegen ihrer dunklen Hautfarbe und ihrer dicken Lippen — werden die Neger von der weißen Bevölkerung Amerikas als ein Pfahl im Fleisch empfunden.

Der Europäer eignet sich nicht dazu, auf den Neger tiefgehenden Einfluß zu nehmen und die Geistigkeit des Negers umzugestalten. Das kann nur der Hamito-Semite. In ganz Afrika breitet sich der Islam unaufhaltsam aus und die Schwarzen, die einmal Mohemmedaner geworden sind, fallen nicht mehr in ihren Fetisch- und Schlangendienst zurück. Hier sehen wir deutlich, was eine Führerrasse innerhalb ihres naturgemäßen biogeographischen Bereiches über ihre Nebenrassen vermag. Wir erkennen aber auch daraus, daß der Europäer in Afrika nichts zu suchen hat; der Europäer kann dort wohl Sklaven jagen, Rekruten ausheben und Elfenbein stehlen, vielleicht auch Eisenbahnen bauen, niemals aber eine ethische Tat, d. h. ein Erlöserwerk vollbringen. Das ist auf afrikanischem Boden Sache des Hamito-Semiten. Und darum sage ich: hinaus mit den Europäern aus Afrika — Afrika gehört den Afrikanern und Semiten!

Digitized by Google

So kehre ich denn zu meinem Grundgedanken zurück: die Weltanschauung ist eine Emanation der Geistigkeit und die Geistigkeit wurzelt in der Rasse. Sie ist im Leben der Rasse das Wesentliche, das Bestimmende, das Entscheidende. Gibt eine Rasse ihre artgemäße Geistigkeit auf, so verfällt sie. Dies liegt letzten Endes daran, daß eben der Mensch überhaupt ein Gehirnwesen ist und daß sein biologischer Werdegang ein unaufhörliches Ringen um die Entfaltung, Bewahrung und Höherentwicklung der Geistigkeit darstellt. Der geringste Rückschritt auf diesem Wege, die geringste Verletzung oder Verfälschung der Geistigkeit zerbricht das Schicksal nicht nur einer kleinen Sippe, sondern auch einer großen Rasse.

Menschentum ist Geistigkeit! Aus der Tiefe ihrer Intuitionskraft haben die Dichter aller Völker vielmals diesem Gedanken Ausdruck verliehen. So schrieb Goethe:

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht,
das aus dem Dunklen ins Helle strebt.

Und Giacomo Leopardi warf die Frage auf

Natura umana, or come
se frale in tutto e vile,
se polve ed ombra sei,
tant' alto senti?
(O menschliche Natur,
wenn du nur haltlos und gebrechlich,
wenn du nur Staub und Schatten bist,
woher dein hohes Fühlen?)

42. Christentum und Heliand-Problem.

„Anima naturaliter christiana"
(Die Seele ist von Natur christlich).
Tertullian.

Im 24. Abschnitte ist bereits gezeigt worden, daß die ältesten Indogermanen eine Art Urchristentum besessen haben müssen; bekannten sie sich doch zum Monotheismus und zur Nächstenliebe. Analoge Beobachtungen hat man bei heutigen Naturvölkern gemacht, und zwar bei solchen, die weit abseits vom Wirkungsbereiche der großen Zivilisationen liegen. Die Gutmütigkeit der afrikanischen Waldpygmäen und der sibirischen Ureinwohner ist bekannt. Von den Eskimo sagt Nansen, daß sie in ihrem Herzen in vieler Beziehung christlicher gewesen seien als die Missionare, die zu ihnen kamen, um sie zu bekehren, und daß die Eskimo die christliche Nächstenliebe in der Praxis weit besser durchgeführt hatten, als irgendeine christliche Nation [1]).

Das, was wir Christentum nennen, scheint also dem Menschen von allem Anfange an natürlich gewesen zu sein. Was ist aber das Christentum, wenn man es auf ein einziges Prinzip zurückführen wollte, anderes, als Ablehnung der Gewalt? Es muß demnach die Gewalt dem Menschen ursprünglich fremd gewesen sein. Diese Vermutung bestätigt sich, wenn wir den Menschen biologisch betrachten. Ist doch der Mensch an sich ein vollkommen wehrloses Geschöpf; seine schwach entwickelten Zähne und seine der Krallen entbehrenden Hände sind höchstens zur Verteidigung zu brauchen, nicht aber

[1]) Fridtjof Nansen: „Eskimoleben"; aus dem Norwegischen übersetzt von M. Langfeldt; Globus-Verlag, Berlin; Datum des Vorworts: 1891; Seite 88.

Digitized by Google

zum Angriff und zur Verletzung anderer Lebewesen. Deshalb sprach Ratzenhofer mit Recht von dem „ursprünglich kampfscheuen Grundzug der Menschheit". Offenbar ist der Vormensch jener Primate gewesen, der infolge seiner höheren geistigen Fähigkeiten den Gefahren auszuweichen wußte; am allerwenigsten aber wird er einem Artgenossen feindlich entgegengetreten sein. Wir sehen das wiederum an den Eskimo: sie sind zwar todesmutige Seefahrer und Jäger, niemals jedoch erheben sie die Hand wider einen Menschen, ja, es gilt bei ihnen schon als höchst ungehörig, über einen anderen — mag er ihnen auch noch so unangenehm sein — auch nur schlecht zu sprechen.

Die Gewaltausübung des Menschen gegen den Menschen hat also erst gelernt werden müssen, etwa so, wie der Alkohol- oder Nikotingenuß, der ja auch anfangs abstoßend wirkt. Die Gewaltausübung ist mithin eine Verirrung, eine biologische Entgleisung! Auf dieser falschen Bahn sind nun drei Entwickelungen möglich: entweder eine allmähliche, stumpfe Gewöhnung und Anpassung, wie wir sie bei den Kannibalen feststellen können und wie sie der heutigen „zivilisierten" Menschheit gar nicht ferne liegt, — oder der Versuch, die Gewaltausübung mit dem Ehrgefühl in organischen Zusammenhang zu bringen, d. h. das Gewaltprinzip zu vergeistigen und so durch Spezialisierung jene „wehrhaften Typen" zu schaffen, die bei Germanen und Sarazenen zahlreich gewesen sein müssen und die noch immer vorkommen, — endlich drittens eine Reaktion des menschlichen Gemüts, das zum Urzustande und zur Ablehnung der Gewalt zurückzufinden strebt. Diese Reaktion ergreift den arischen Menschen am leichtesten, weil er im Zentrum der Entwicklung steht, die härtesten Prüfungen durchmachen muß und noch am meisten Primitivität besitzt. Die Reaktion, die aus ihm hervorbricht, ist gleichsam ein verzweifelter Versuch, die Ordnung wieder herzustellen, auf den rechten Weg zurückzukommen und das Menschentum zu retten.

Die Antike hatte eine Hochflut der Gewalt gesehen. Als das Ariertum dann zur Ruhe und Sammlung gekommen war, entstand von Griechenland bis Indien eine mannigfaltige Reaktion, die trotz aller Verschiedenheit der Erscheinungen doch einem gemeinsamen Ideal zustrebte: der reinen Menschlichkeit. Die Stoiker, die da auftraten und erklärten, man solle die Sklaverei abschaffen, die Sklaverei sei etwas Unwürdiges, weil doch alle Menschen als Kinder Eines göttlichen Vaters betrachtet werden müßten, — diese Stoiker lösten Gedankengänge aus, welche die ganze soziale Ordnung der Antike verneinten und in Frage stellten. Schon vorher hatte im fernen Indien der Buddha Siddhattha die Kasten verworfen, Nächstenliebe gepredigt und sogar Schonung der Tiere verlangt. Endlich ging aus Galiläa, in einem Lande, dessen Bevölkerung einen starken arischen Einschlag hatte, und in einer Zeit, die vom Hellenismus befruchtet war, Jesus Christus hervor und lehrte: richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Im ganzen Altertum hatte man die Ehebrecherin erwürgt, ertränkt, lebendig begraben oder sonst irgendwie vom Leben zum Tode befördert. Da kam aber Jesus und sagte: wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!

Die gewaltige Bewegung, die an der Südgrenze des Ariertums ins Rollen gekommen war, stand im allerschärfsten Gegensatze zu allen politischen, sozialen und ethischen Begriffen der gesamten Antike. Mit der Sklaverei, mit den Kasten, mit dem Hochgericht, mit der Gewalt des pater familias kamen die stärksten Stützen der damaligen Gesellschaftsordnung ins Wanken. Hatten nicht die Eroberer von Jericho alle Einwohner niedergemetzelt, Mann und Weib, Jung und Alt, bis auf die Verräterin Rahab und ihre Sippe? Hatte

Digitized by Google

nicht der Konsul Publius Rupilius 20000 gefangene Sklavenkrieger kreuzigen lassen? Alles ad majorem reipublicae gloriam, bei voller Wahrung des Gesetzes und in Ehrfurcht vor dem heiligen Glauben der Väter! — — Das sollte nun plötzlich alles anders werden? Unerhörter Umsturz! — Darum heißt es ja: Das Volk entsetzte sich über seine Lehre, denn er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten. Entsetzten sich nicht auch die preußischen Kriminalisten, als Friedrich der Große erklärte, die Tortur abschaffen zu wollen? Gewiß entsetzten sie sich, denn die Menschen können solche Umstürze nur schwer vertragen. Aber sô der mahtîgo khuninc daz mahal kipannit (wenn der mächtige König den Gerichtstag verkündet), wie es in dem althochdeutschen „Muspilli" heißt, dann bricht ein Zeitalter zusammen.

Die antike Welt war reif für die christliche Reaktion: ihr Pantheon war zerfallen, ihre Edelgeschlechter starben dahin, ihre Staaten hatten sich überlebt. Und hinter den limites drohten die Germanen!

Nirgends so deutlich wie bei diesen Germanen sehen wir die Vergeistigung der Gewalt; fast alle ethischen Begriffe wurden hier mit dem Kriege in Verbindung gebracht. Längst hatte der milde Himmelsgott *Deiwos > *Tîwaz > Tyr dem einherstürmenden Kriegsgotte *Wôdanaz > Odinn weichen müssen. Aus dem Philosophenvolk der Urzeit, an das nur noch der dunkle Mythos von den „weisen Wanen" erinnert, war eine eherne Phalanx geworden. Äußerste Kriegsbedrängnis zwang den letzten Jungen in die Schlachtlinie. Mehr und mehr wurde der Krieg zum Lebenselement des Volkes und zur einzig würdigen Beschäftigung der freien Männer. Im Geklirr der Schwerter vergaß man die Sonnentochter Sawitri und ihre weisen Sprüche. Eine neue, eine wehrhafte Weltanschauung war entstanden, die in dem Gedanken gipfelte: es gibt nichts heiligeres als die Schlacht und nichts schöneres als den Schlachtentod! — Deesse nobis terra, in qua vivamus, in qua moriamur, non potest (es kann uns eine Scholle Land fehlen, um darauf zu leben, nicht aber, um darauf zu sterben) war Grundsatz der ausziehenden germanischen Erobererschwärme. Dieser Weltanschauung erlagen die Legionen und ihre Imperatoren. Europa wurde germanisch, wie es einst an der Schwelle der Geschichte indogermanisch geworden war. Nun gab es Güter die Fülle. Doch das Herz des Germanen blieb unbefriedigt.

Man hat oft darauf hingewiesen, daß sich die Germanen verzweifelt gegen die Bekehrung zum Christentum gewehrt hätten. Daraus wollte man dann folgern, das Christentum stehe in gar keinen inneren Beziehungen zur Geistigkeit der arischen Rasse. Aber diese Folgerung hinkt; denn der Widerstand der Germanen richtete sich nur gegen solche Bekehrungsversuche, wie sie z. B. Karl der Sachsenschlächter unternahm. Den friedlichen Glaubensboten wurde kein nennenswerter und insbesondere kein nachhaltiger Widerstand entgegengesetzt, sonst hätte sich das Christentum nicht mit solcher Schnelligkeit über Germanien verbreiten können. Es muß also doch eine Anlage in der Tiefe des Unterbewußtseins die germanischen Völker aufnahmewillig für die neue Lehre gemacht haben. Diese Anlage kann keine andere gewesen sein, als jene, die sich schon in der Philosophie der Urindogermanen ausdrückt. Wohl war diese Anlage durch das kriegerische Prinzip jahrtausendelang zurückgedrängt worden, aber nun brach sie wieder hervor. Der Menschheitsgedanke, der Monotheismus, die heiligen Sprüche der Sawitri, die in der arischen Seele geschlummert hatten, wurden wieder wach. Dazu kam der Einfluß der Frauen. Die Urindogermanen hatten in Monogamie gelebt; aber die durch den Krieg und durch den Ackerbau bedingte Sklaverei brachte weibliche

Digitized by Google

Gefangene in die Gewalt der Sieger. So entstand Polygynie (Vielweiberei) auch bei den Germanen, und zwar gerade bei Edelingen und Königen. Es ist bezeichnend, daß der germanische Ausdruck für Nebenfrau „Kebse" (Kabisjô) ursprünglich „Sklavin" bedeutet. Indem nun das Christentum wieder die Forderung der Monogamie erhob, kam es den Wünschen der Frauen entgegen und die Frauen, zumal die Königinnen, die unter der Polygynie am meisten zu leiden hatten, setzten sich mit Eifer für die neue Lehre ein. Das hätte wenig gefruchtet, wenn bei den germanischen Männern — trotz der langen Kriege und trotz des Vaterrechtes — nicht noch eine andere urarische Eigenschaft latent fortgewirkt hätte: Die Hochschätzung des Weibes. Im Weibe, sagt Tacitus, erblicken die Germanen sanctum aliquid et providum (etwas Heiliges und Seherisches).

So war der Sieg des Christentums in der Hauptsache eine Neubelebung altarischer Gefühle und Gedankengänge und vor allem ein Sieg der Frauen, — ein Sieg des weiblichen Prinzips über die starre Satzung der vaterrechtlichen Familienordnung, die dem pater familias oder *demspotis > δεσπότης (Despoten, d. h. Hausherrn) alle Rechte gab, während sie nur einen Ehebruch des Weibes kannte und die Ehebrecherin steinigen ließ. Die wehrhafte Weltanschauung kam ins Wanken und mit ihr wankte ihr Lieblingskind, das Vaterrecht, denn dieses ist nichts weiter als eine Militarisierung der Familie.

Gegenüber der Sehnsucht nach reiner Menschlichkeit, nach Wiedereinsetzung des Weibes in seine natürlichen Rechte, nach Ablehnung von Gewalt und Mord, nach Rückkehr auf den echt menschlichen biologischen Entwicklungsweg, — gegenüber diesen weichen, ausgesprochen urarischen Zügen der Stoa und des Christentums — erweist sich der Islam als ein Prinzip der wehrhaften Weltanschauung, als eine unverkennbare Kriegerreligion, welche nur die Gefühle der Männer wachruft und nur von den Männern verbreitet sein will. Wie das Christentum bezeichnend ist für die trotz stärkster Ablenkungen noch immer ausschlaggebende Primitivität des Ariers, so der Islam für die schon unwiderrufliche Spezialisierung des Semiten.

Aber auch bei den Ariern war die Ausbreitung des Christentums nur ein Anlauf, nur ein Versuch zur Wiederherstellung der urzeitlichen artgemäßen Weltanschauung. Dieser Anlauf ist auf halbem Wege stecken geblieben. Und das aus mehreren Gründen. Zunächst schleppte die große Bewegung, die man Christentum nannte, einen ganzen Ballast altjüdischer Traditionen mit sich, was besonders seit der Reformation in voller Schwere fühlbar wurde. Nicht umsonst schreibt der Halbjude Weininger:

„Die Homonymität des Judengottes und des Christengottes ist die ärgste Verhöhnung des letzteren" [1]).

Ohne den Ausdruck „Verhöhnung" übernehmen zu wollen, muß doch betont werden, daß jener Ballast dem Christentum von vornherein eine nichtarische Note mitgab, einen Hang zur Spezialisierung, eine einseitige Tendenz, wodurch der befreiende, auf die urarische Primitivität zurückgreifende Grundgedanke stark verfärbt wurde.

Ferner war das Christentum, als es zu den Germanen kam, schon längst kein Urchristentum mehr. Haben doch selbst die vier Evangelien, welche die Grundpfeiler des neuen Testamentes bilden, erst gegen Ende des 2. Jahrhunderts ihre bleibende Form erhalten, so daß allerhand Einschaltungen und Auslassungen schon damals vorgekommen sein können. Noch bedenklicher

[1]) Otto Weininger: „Geschlecht und Charakter"; Wien, W. Braumüller, 1920; 21. Aufl.; Seite 417.

Digitized by Google

aber ist die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion durch den „großen" Constantinus, den Eidbrecher und Verwandtenmörder, der sich anmaßte, kirchliche Streitigkeiten zu entscheiden und auf Konzilen den Vorsitz zu führen. Der dem Gewaltstaate grundsätzlich abholde, ja entgegengesetzte Charakter des Urchristentums wurde dadurch verdeckt und verdunkelt.

Endlich kam es einerseits in den Mittelmeerländern, anderseits in Germanien zu großen Reaktionen der Volksseele gegen das innerste Wesen des Christentums. Der Hang zum Polytheismus, Paganismus, Fetischismus (und wie diese Phänomene eines engen Horizontes auch sonst noch heißen mögen) war bei den Völkern der Mittelmeerländer derartig tief eingewurzelt, daß er nur einen christlichen Anstrich und ein christliches Mäntelchen vertrug, für den großzügigen Monotheismus aber, der doch den Kern des Christentums bildete, kein Verständnis aufbrachte. Wenn es heute noch in den Mittelmeerländern viele Tausende von Menschen gibt, die vor ihrem heiligen Kerzen anzünden, ihm aber drohen, es nicht mehr zu tun, falls er ihre Wünsche nicht erfüllen sollte, — so ist das doch ausgesprochener Fetischismus.

Hierher gehört auch die Geschichte von dem Pyrenäenschmuggler, der einem Franziskaner beichtete, er habe an einem Freitag zufällig in einem Gericht, das er eben verspeiste, ein Stückchen Speck gefunden; damit hätte er wider seinen Willen das Fastengebot verletzt. Der Franziskaner frug den Schmuggler nach schwereren Sünden, doch erklärte dieser, daß ihm nichts anderes auf dem Gewissen liege. Aber der Franziskaner, der diese Sorte von Christen gut kannte, ließ nicht locker und wollte hören, ob es nicht wieder einen Zusammenstoß mit Grenzbeamten gegeben habe. Der Schmuggler bejahte dies und gab weiterhin zu, daß er einen Grenzbeamten über die Felsen hinuntergeworfen habe; das sei aber doch keine Sünde und wegen solcher Geschichten gehe er eben nicht zur Beichte.

Es mag das ein Witz sein, aber er beleuchtet in vorzüglicher Weise die Mentalität von sehr vielen süd- und westarioiden Menschen, die sich für gute Christen halten. Tatsächlich leben sie noch ganz in uralter Piratenzeit, als die Mauskähne alle Küsten des Mittelmeeres abstreiften und überall gemordet und geplündert wurde. Der alte Räubergeist der Schardin und anderer südarioider Seevölker hat unbewußt gegen das Christentum reagiert und lebt unter einem fadenscheinigen Mäntelchen heute noch fort.

Ganz anderer Art, aber nicht weniger heftig war die Reaktion des einheimischen Geistes in Germanien. Hier gab es vor allem gar kein Verständnis für die Askese, für die bei den einfach lebenden Völkern des Nordens alle Voraussetzungen fehlten. Ist doch die Askese das Ergebnis der üppigen Verweichlichung in dem reichen Südland, gegen die der degenerierende Arier sich noch einmal verzweifelt auflehnte. Dazu war in Germanien kein Anlaß; hier herrschte weder Überfluß noch Üppigkeit und so begriff man nicht den Sinn der Askese.

Aber auch die grundsätzliche Ablehnung der Gewalt wurde hier als wunderlich, ja als unmöglich empfunden. Lebte man doch hier beständig in so harten Kämpfen, daß man sich daran gewöhnt hatte, die Gewalt zu vergeistigen und sie zu einem ethischen Prinzip zu machen. Ich nenne das wehrhafte Weltanschauung. Kaum hatte sich das Christentum über Germanien ausgebreitet, so begann der Geist der Herzoge und ihrer reisigen Gefolgschaften dagegen zu reagieren. Das geschah bei den Germanen in methodischer Weise. Denn bei den Südarioiden war es das Wiedererwachen

Digitized by Google

des Gefühls, bei den Germanen aber das Wiedererwachen der Theorie. Dies bekundet am klarsten der „Heliand". So heißt eine Evangelienharmonie, die zu Beginn des 9. Jahrhunderts ein sächsischer Christ, und zwar ein Priester, für seine Volksgenossen verfaßt hat. Daß er dabei die Formen der alten heidnischen Epik verwendet und daß er Jesus als einen mächtigen Fürsten und weitberühmten Helden hinstellt, mag noch hingehen; wenn er aber das Gebot der Feindesliebe unterdrückt und die Tat des Petrus, des „schnellen Degens" feiert, der dem Malchus ein Ohr abhaut, so ergibt sich daraus, daß der Verfasser zwar die Evangelien studiert hatte, daß er aber kein Christ geworden war. Gerade die Feindesliebe, die wir schon aus den Sprüchen der Sawitri kennen, gehört zum innersten Wesen arisch-primitiven Denkens und bildet den eigentlichen Kern der christlichen Philosophie. Wer das verwirft, der weiß überhaupt nicht, was das Christentum ist. Als Jesus es nicht leiden wollte, daß Petrus mit den Schergen kämpfe, da strahlte der Geist des Christentums in vollem Glanze vor aller Welt. Denn hätte Jesus nicht so gehandelt, so wäre er ein gewöhnlicher Parteiführer gewesen, wie das Altertum deren Tausende kannte. In dem Gedanken, die Gewalt grundsätzlich abzulehnen, lag eben das neue, das christliche Prinzip. Diese Neuheit, diese Überraschung hat die Menschen so mächtig gepackt.

Der Verfasser des „Heliand" aber, der das nicht begriff, war trotz Taufe und Kreuz und Priesterweihe ein heidnischer Germane geblieben, dem seine kriegerische Moraltheorie so sehr über alles ging, daß man ihn am besten mit seinen eigenen Worten kennzeichnen könnte:

Thar ist alloro manno gihuues môdgethâhti,
hugi endi herta, thar is hord ligid
(Da ist jedes Mannes Gedanke,
Geist und Herz, wo sein Schatz liegt).

Des Heliand-Dichters Hort und Schatz war aber nicht sein Christentum, sondern seine alte wehrhafte Weltanschauung, der stolze Kämpfergeist der Väter, jener unüberwindliche Trotz des Högni, der seinen Feinden ins Gesicht lachte, als sie ihm das Herz aus dem Leibe schnitten.

Hló þá Hǫgni,
er til hiarta skáru kvikvan kumblameið
(es lachte da Högni,
als sie das Herz ausschnitten dem lebendigen Helmbaum)

heißt es in dem altnordischen Heldenliede „Atlakviða". Es ist der Geist, der im Teutoburger Walde und auf den katalaunischen Feldern gesiegt hat, der Geist des Franken Karl Martell, der die gefürchteten Sarazenen zurückschlug, der Geist Blüchers, der Deutschlands Ketten zerbrach. Ihm widmete Arndt sein Triumphlied auf die Leipziger Schlacht:

Amm Gottes Lohn! Habe Dank Gesell!
Das war ein Klang, der das Herz erfreut!
Das klang wie himmlische Zymbeln hell,
habe Dank der Mär von dem blutigen Streit!
Laß' Witwen und Bräute die Toten beklagen,
Wir preisen noch bis zu den spätesten Tagen
die Leipziger Schlacht.

In milderer Form hat Platen denselben Geist gefeiert, als er schrieb:

Laßt auch mich, ich mag es leiden,
schlägt der Fink und girrt der Tauber,
doch aus rost'gen Degenscheiden
klirrt für mich ein eig'ner Zauber.

Digitized by Google

Daß dieser Geist germanisch ist und heldenhaft und hehr, wird niemand leugnen wollen, aber mit dem überlieferten Christentum hat er nichts gemein. Das Christentum spricht klar und deutlich: „Ihr habt gehört, daß da gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar".

Viele germanische Männer weisen das von sich, weil sie dieses Dulderprinzip nicht würdig finden. Zu ihnen gehörte Felix Dahn, der den verbitterten Ausruf tat: „Ich bin ein Feind der Phrase „christlich-germanisch", denn was christlich, ist nicht germanisch, was germanisch, ist nicht christlich".

Ein Jüngerer ging noch weiter und bekannte offen:

Ich fühl' als Heide bis ins Herz hinein,
ich fühl' als Heide bis ins tiefste Mark,
ich bin ein Heide, will ein Heide sein,
als Heide sterben, trotzerfüllt und stark!

Gegenüber dieser Rebellion der altgermanischen Geistesrichtung prägte man auf der Gegenseite das Schlagwort vom „christlichen Krieger", das wunderlichste Beispiel einer contradictio in adjecto. Die ganzen Kreuzzüge stehen im Zeichen dieses Begriffes. Der innere Widerspruch wurde damals nicht erfaßt, er hat aber stets bestanden und das Gemütsleben der deutschen Nation fort und fort verwirrt. Seit den Tagen des Bonifazius leben wir in einem ewigen, bald mehr, bald weniger offenkundigen Konflikt zwischen Christentum und Heliandgeist, zwischen dem urarischen Friedensideal und dem wehrhaft-germanischen Romantizismus. Dieser Konflikt, diese innere Unruhe, dieses unbestimmte Gefühl, weder verklärte Christen noch schwertfrohe Heiden zu sein, diese im Unterbewußtsein nagende Erkenntnis, keine einheitliche Weltanschauung zu besitzen, hat unsere Kräfte geschwächt und unsere Stellung anderen Völkern gegenüber ungünstig, ja unmöglich gestaltet. Das „Heliand-Problem", wie ich es nennen möchte, erzeugte bei uns ein beständiges Schwanken und machte uns unsicher und zaghaft in der Erkennung und Verfolgung unserer nationalen Ziele. Was hatte der Dichter des „Heliand" wollen? Doch nichts anderes, als die Versöhnung und Verständigung des Christentums mit der germanischen Geistigkeit, wie sie durch mehr als zwei Jahrtausende, nämlich seit den ersten Ausbreitungsbewegungen der Germanen, in unausgesetzten Kriegen sich herangebildet hatte. Dasselbe, was der Helianddichter wollte, haben seitdem alle großen Geister der Nation angestrebt, gleichviel ob sie Staatsmänner, Soldaten oder Philosophen waren. Das Heliandproblem wurde zur Schicksalsfrage des deutschen Volkes. Den Höhepunkt dieses Konfliktes erlebte Deutschland, als Moltke und Bismarck sich gegenübertraten. Der Weltkrieg endlich brachte dann die tragische Peripetie.

Rußland und Frankreich begannen zu konspirieren. Dieser Herausforderung gegenüber verlangte Moltke, als klarblickender Soldat und unbewußt von altgermanischer Weltanschauung beseelt, den Krieg gegen Rußland. Heute wissen wir, daß dieser Krieg uns gerettet hätte. Denn damals — von Englands wohlwollender Neutralität unterstützt — mußte Deutschland siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Der Zarismus wäre zerschmettert und Rußland in eine formlose Gruppe kleinerer und uneiniger Staaten verwandelt worden. Da hätte dann später der Weltkrieg nicht mehr ausbrechen oder doch wenigstens nicht mehr verloren gehen können; denn Rußland war doch unser mächtigster Gegner, der unsere Kräfte aufgezehrt hat, so daß wir dann dem Ansturm der vereinigten Westarioiden nicht mehr widerstehen konnten. Dieses Unheil

Digitized by Google

hätte Moltke mit seinem Heliandgeiste, seinem germanischen Angriffswillen und Angriffsmute von uns abgewendet.

Demgegenüber vertrat Bismarck das christliche Friedensprinzip und es gelang ihm, den von Moltke beabsichtigten Krieg zu verhindern. Jahrelang zog sich der Konflikt hin. Die Grundsätze, von denen Bismarck sich leiten ließ, sind am klarsten zusammengefaßt und ausgedrückt in seiner berühmten großen Septennatsrede von 1888. Da sprach er von der „Gerechtigkeit" der deutschen Sache, betonte die Friedensliebe des deutschen Reiches, erklärte sich grundsätzlich gegen jeden Angriffskrieg, prägte den bekannten Ausspruch „wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt" und schloß mit den Worten „Gott wird mit uns sein!"

Als aber die Schicksalsstunde schlug, hat Gott der Herr das Deutsche Reich gewogen und zu leicht befunden. Die Schuld an diesem Unglück wird gerne den Nachfolgern Bismarcks aufgebürdet; ihre Unfähigkeit habe das Reich zugrunde gerichtet. Gewiß — in der Methode war Bismarck den Epigonen weit überlegen, denn das Krügertelegramm (das bekanntlich mit Wissen der Minister abgeschickt wurde), die Komödie von Algesiras, der „Panther"-Sprung auf Agadir und ähnliche Blamagen wären unter Bismarck nicht denkbar gewesen; was aber die Grundsätze anbelangt, so sind die Epigonen sorgsam in die Fußstapfen des Meisters getreten. Besonders die großen Leitgedanken der Septennatsrede, Erhaltung des Friedens, Vermeidung jedes Präventivkriegs und Vertrauen zur Gerechtigkeit der deutschen Sache, die Gott schützen werde, — diese Leitgedanken wurden getreulich festgehalten.

1905 lagen die Dinge für das Deutsche Reich wieder günstiger denn je: Rußland war vollkommen ohnmächtig, Frankreich bot einen Anlaß zum Kriege und vertraute dabei auf englische Hilfe, für die aber England damals in keiner Weise vorbereitet war. Hingegen konnte Österreich-Ungarn dem Deutschen Reiche den Rücken decken. Damals wäre es möglich gewesen, Frankreich zu zermalmen, und an Stelle der Kolonien, die wohl verloren gegangen wären, die Herrschaft auf dem Festlande dauernd gegen England zu behaupten. Statt dessen ging man nach Algesiras und ließ sich dort verhöhnen.

Es ist ungerecht, für all das die Nachfolger Bismarcks allein verantwortlich machen zu wollen; Bismarck selbst und die Geistigkeit des deutschen Volkes sind mitverantwortlich. Noch im November 1914, als das Unglück schon mit ungeheuern Flügelschlägen über uns hereingebrochen war, konnte Ludwig Ganghofer, ohne Widerspruch zu finden, folgendes schreiben:

„Über den Präventivkrieg denkt die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes genau so wie Bismarck. Dieser für alle Zeiten vorbildliche Deutsche bezeichnete jede kriegerische Präventivpolitik als Unmoralität, die weder durch günstige Zeitlage noch durch die Garantie des Erfolges zu entschuldigen wäre [1])."

Aber am 23. August 1924 stand im Leitartikel der „Alldeutschen Blätter" der bemerkenswerte Passus:

„Die Scheu vor einem Präventivkrieg hielt unser Schwert in der Scheide, eine politische Torheit, deren sich unsere Gegner nicht schuldig machen....."

Da haben wir die Gegensätze: auf der einen Seite Moltke und die Alldeutschen, die der germanisch-kriegerischen Weltanschauung anhingen und dem „Orlog" (dem heiligen Angriffskriege) das Wort redeten, auf der anderen

[1]) Nr. 603 der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 24. November 1914.

Digitized by Google

Seite Bismarck mit der „überwiegenden Mehrheit des deutschen Volkes" sorgsam bedacht, den Frieden zu wahren und den Gedanken eines Angriffskrieges als „unmoralisch" von sich weisend. Die Männer, die das Deutsche Reich trugen, krankten an diesem Konflikt zwischen der germanisch-wehrhaften und der christlich-friedfertigen Weltanschauung. Dieser Konflikt hat ihre besten, ihre ethischen Kräfte gelähmt und daran sind sie zerbrochen. Es ist aber genau derselbe Konflikt, der den Verfasser des Heliand bewegte. Dieser altsächsische Philosoph ahnte, daß sein Volk nicht bestehen könne, wenn es nicht eine artgemäße Weltanschauung habe und so machte er den Versuch, das Christentum mit der seit 2½ Jahrtausenden in die deutsche Geistigkeit eingedrungenen kriegerischen Ethik zu verschmelzen und ein neues, ein germanisches Christentum zu schaffen. Es war eine Tat, nicht minder groß als jene Bismarcks, und diese Tat wirkt noch fort. Wie aber das Bismarck-Reich nur ein Übergangszustand war, nur eine Etappe auf dem dornenvollen Wege zur Errichtung des einigen, umfassenden und freien Nationalstaats, so war auch die Tat des Helianddichters nur ein Versuch, von dem aus wir weiter schreiten müssen zu besserer Erkenntnis. Es gibt viele Deutsche, die da heute noch meinen, man solle sich den Heliand zum Muster nehmen, um eine deutsche Religion zu schaffen. Das hieße aber den Konflikt, an dem wir lange genug schon kranken, fortsetzen und verewigen. Wir müssen umgekehrt trachten, aus diesem Konflikt herauszukommen.

Das Christentum ruft unsere urarischen, am tiefsten verankerten Gefühle wach; es gemahnt uns an den milden Himmelsgott, der als Vater aller Menschen gedacht war und den unsere Ahnen im strahlenden Lichte erkennen wollten. An diesem seelischen Erbgut, das uns von Anbeginn zugeteilt wurde, kommt unser Denken nicht vorbei — und es soll auch nicht vorbei. Aber daneben ergreift uns die germanische Geistigkeit mit ihren glorreichen Traditionen und ihrer vom Kriege hergeleiteten Ethik. Und auch von ihr können wir nicht lassen. Klar überschauen wir nun die zwei mächtigen biologischen Prinzipien, die unsere Seele gestalten wollen und die sich nicht gar so fremd und feindlich sind, wie wir wohl denken mochten, — sie heißen arische Primitivität und germanische Spezialisierung. Wie man diese beiden gewaltigen Kräfte gemeinsam in den Dienst der deutschen Entwicklung stellen könnte, das ist das Heliand-Problem in seiner letzten Fassung.

Gelänge es, dieses Problem zu lösen, dann wäre das Wirken jener beiden großen Kräfte, nicht mehr ein lähmender Konflikt, sondern ein schöpferisches Walten. Es führt aber eine Erbfolgelinie von den Indogermanen zu den Germanen und von diesen zu den Deutschen. Am Enkelvolk muß sich erfüllen, was Väter und Ahnen in Kämpfen erstrebt und in Leiden ersehnt. Der Philosophengeist des Urvolkes verlangte nach dem reinen, ungetrübten Menschentum, der hartgehämmerte Kriegersinn der Germanen opferte sich für die Ziele der Nation. Von einem anderen Standpunkte aus betrachtet hieße also der Gegensatz im Heliandproblem: hie Menschheit, hie Volkstum!

Sollte es unmöglich sein, diese Begriffe zu vereinbaren und dem Volkstum seinen Platz im Rahmen der Menschheit anzuweisen? Goethe scheint diese Aufgabe als unlösbar betrachtet zu haben; denn anders kann man es nicht deuten, wenn er schrieb:

> Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
> bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!
>
> (Xenien.)

Digitized by Google

Goethe erwog also allen Ernstes, ob man nicht das Volkstum zurückstellen solle um der Menschheit willen. Dies beweist, wie stark die arisch-christliche Richtung in der Seele Goethes war. Und mit Goethe gingen die Besten der Nation. Sie konnten auch gar nicht anders, denn die Grundlagen für eine neue Stellungnahme sind erst in letzter Zeit geschaffen worden. Nie hätten wir unsere Aufgabe begreifen gelernt, ohne die ungeheuren Schmerzen und Opfer, die uns der Weltkrieg auferlegte. Dafür, daß wir sehend werden, dafür sind unsere Toten gestorben.

Und unsere Toten sprechen heute gewaltiger als während der Schlachten. Denn damals wehten noch vor uns die Fahnen und Standarten und damals hofften wir waffenfreudig auf baldigen Sieg. Heute aber umschattet uns dunkelste Nacht und da fangen die Toten wieder zu reden an und reden uns ins Gewissen. Das meinte wohl jener altnordische Dichter, der seine Helgilieder mit den Worten schloß:

Stärker werden stets in den Nächten
der Helden Geister als am hellen Tage.

Die Nacht unseres Unglücks durchdringt der Mahnruf der Toten. Und Größeres steht uns noch bevor als der Befreiungskampf von 1813. Es gilt zunächst die innere Befreiung, es gilt die Beilegung des mehr als tausendjährigen Zwiespalts. Es gilt zu erkennen, was wir der Menschheit schulden und was unseres Volkes ist; es gilt Frieden zu schließen mit uns selbst. Das konnten wir aber nicht, solange wir stark und sieghaft waren. Niemals hätten wir die Fremdvölker freigelassen, die innerhalb unseres Machtbereiches wohnten, niemals hätten wir die politischen Folgerungen aus dem christlichen Prinzip gezogen, niemals unser Gewissen endgültig entlastet, von der finstern Schuld des Gewaltsystems. Wir forderten Freiheit für uns und hielten das Schwert empor, um diese Freiheit zu schützen, aber in unserem Schatten standen Andere, die grollend der Freiheit entbehrten. Und wir sahen es nicht, denn wir waren verblendet von Macht und Stolz. Wie konnte da unsere Freiheit bestehen? Mit Recht hat einst Mazzini gesagt: „La libertà di un popolo non può vincere e durare se non nel diritto di tutti alla libertà" (die Freiheit eines Volkes kann nur dauerhaft und sieghaft werden durch Anerkennung des Rechtes Aller auf Freiheit). Diese Erkenntnis dämmert uns jetzt aus dem drückenden Leid der Niederlage, die unsere Weltgeltung zerstört und unsere nationale Zukunft in Frage gestellt hat.

Damit kommen wir der Lösung des Heliand-Problems allmählich näher. Denn dieses Problem betrifft nicht mehr das Leben des Einzelnen, sondern es betrifft das Verhältnis der Staaten und Völker zueinander, es betrifft die politische Philosophie. Der Grundsatz, daß innerhalb der staatlich-nationalen Rechtsgemeinschaft Wahrhaftigkeit, Friedfertigkeit und Duldsamkeit herrschen müssen, wird zwar noch nicht befolgt, denn wir sind Menschen und fehlen siebenmal im Tage, aber dieser Grundsatz wird doch nirgends mehr bestritten; — nach außen hingegen, wenn es sich um fremde Völker oder Staaten handelt, gelten andere Grundsätze: Da herrschen Lug und Trug und lauernde Gewalt. Man bezeichnet diesen Zustand als „zweierlei Moral" und pflegt zu sagen, daß die Politik den Charakter verderbe. Nebenher spricht man von „Völkerrecht"; dieses bildet aber nur eine Art „Comment" der Kämpfenden und ist bei großen Konflikten von den Mächtigen stets mißachtet worden. Jedenfalls wird mit dem „Völkerrecht" der zweierlei Moral nicht beizukommen sein, weil es die Hoheitsrechte der Staaten nicht verletzen soll, also auf das Schicksal nationaler Minderheiten keinen Einfluß nehmen kann, und weil es die

Digitized by Google

ultima ratio regum, die Gewalt, grundsätzlich anerkennt, auch wenn sie dazu dient, nationale Minderheiten zu bedrücken.

Ratzenhofer lehrte mit Recht, zwischen den einzelnen Staaten obwalte das Gesetz von der „unbedingten Feindseligkeit". Daraus ergibt sich die wurmstichige Moral der Politiker und Diplomaten. Es herrscht eigentlich immer Krieg und was wir Frieden nennen, ist nur eine vorübergehende Waffenruhe. Diesem ewigen Kriegszustande muß ein Ende gemacht werden. Das erreicht man aber nicht durch das Diktat irgendeines „Völkerbundes", sondern nur auf dem Wege organischer Entwicklung. Was steht über den Völkern und Rassen seit Urbeginn? — Die Menschheit! Nun wohl, es gilt die Menschheit zu organisieren. Und zwar zunächst den europäischen Teil der Menschheit, denn in die Freiheit der anderen großen Rassenverbände dürfen wir nicht hineingreifen.

Es gibt keine soziale Organisation ohne ein ethisches Prinzip. Beim Feudalstaate beruhte dieses Prinzip auf dem Führergedanken, der Gefolgschaftstreue und der Vergeistigung der Gewalt im altgermanischen Sinne. Die Berechtigung dieser „wehrhaften Weltanschauung" ist durch das Christentum erschüttert worden. Trotzdem lebte der Feudalstaat fort, aber sein Gewissen krankte an dem Heliand-Problem. Endlich erlag der Feudalstaat jenen zwei großen Ereignissen, welche die heraufziehende neue Epoche der Menschheitsgeschichte einleiteten; es sind dies die französische Revolution und der Weltkrieg. Die französische Revolution hat das Feudalsystem gebrochen, der Weltkrieg hat es endgültig begraben.

So seltsam es nun klingen mag — jede Revolution führt zum Christentum zurück, weil sie zur Primitivität zurückführt. Und so hat uns auch die große französische Revolution der christlichen Weltanschauung in der Politik einen Schritt näher gebracht: sie schuf den Gedanken des Nationalstaats, der mit der Gleichheit seiner Bürger den christlichen Idealen näher steht, als das Zwei-Klassen-System des Feudalstaats. Während nun der Feudalstaat seine Grenzen mit dem Schwerte bestimmt und gegen innere und äußere Feinde der Gewalt bedarf, um nur überhaupt bestehen zu können, erhebt der Nationalstaat die Freiheit zu seinem ethischen Prinzip; erst Freiheit im Inneren, dann auch in den Beziehungen der Völker und Staaten zueinander. Darum ist der Gedanke des Nationalstaats unzertrennbar vom Gedanken des Selbstbestimmungsrechtes. Damit aber schwindet die zweierlei Moral. Die Staaten, zwischen denen bisher „unbedingte Feindseligkeit" herrschte, werden zu einer organisch gegliederten Gesellschaft. Ein Angriffskrieg wäre hier nicht nur „unmoralisch", sondern überhaupt vollkommen sinn- und zwecklos. Es gibt hier keine „zu verpassenden Gelegenheiten" und das Auswärtige Amt kann keine verhängnisvollen „politischen Torheiten" mehr begehen, weil es überhaupt nur noch repräsentieren wird. Nun kann die Politik auch nicht mehr „den Charakter verderben", denn die äußere Politik wird mit der inneren gänzlich übereinstimmen. Ebenso bedarf es keiner Geheimdiplomatie mehr, denn es gibt dann keine Geheimnisse. Der bis zu den letzten Folgerungen, d. h. bis zum Selbstbestimmungsrechte und bis zur Konstituierung der großen Rassenverbände durchgeführte nationale Gedanke ist der Erlöser der Menschheit, vor allem aber der Erlöser des deutschen Volkes. Abgetan ist der tausendjährige Zwiespalt zwischen Germanentum und Christentum, gelöst ist das Heliandproblem. Der urarische Menschheitsgedanke und das christliche Friedensprinzip stehen im Begriffe sich leuchtend und sieghaft zu erheben. Aber ihr Weg muß erst gebahnt, ihr Walten muß beschirmt werden. Und hier

Digitized by Google

öffnet sich ein Wirkungsbereich für die germanische Wehrhaftigkeit. Für das eigene Volk eintreten, heißt nun die Sache der Menschheit fördern. Abgefallen ist der Alp, der die deutsche Seele lähmte; kein Gegensatz stört mehr ihren Flug, denn wenn Deutschland wieder kämpft, dann wird es für den Fortschritt kämpfen und für die Freiheit Aller, so Menschenantlitz tragen.

Der lange Leidensweg aber war notwendig für die Entwicklung und alles erscheint nun gerechtfertigt, was Goethe gedacht und was Bismarck getan, was der Heliand-Dichter sinnend gesucht und was Moltke kampfesmutig ersehnt, — alles gehörte zu dem großen Ringen nach Erkenntnis und zu dem Gange der Weltgeschichte. — — — — — — —

Noch ein Rückblick muß getan werden auf das Gebot des Christentums „nicht zu widerstreben dem Übel; sondern so dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar". Wenn wir diesen Grundsatz ernst nehmen wollten, dann wäre natürlich auch der letzte Rest germanischer Wehrhaftigkeit überflüssig und verwerflich. Aber für die Anwendung jenes Grundsatzes ist die Menschheit offenbar überhaupt noch nicht reif. Bei den Eskimo gab es allerdings (bevor die Europäer kamen), soziale Gebräuche und Einrichtungen, welche unwillkürlich an jenes höchste Gebot des Christentums erinnern. Zwar kamen schwere Verbrechen bei den Eskimo nur äußerst selten vor, wenn sich aber eines ereignete, so wurde der Täter nicht etwa in unserem Sinne bestraft, sondern man begnügte sich damit, ihm bei der nächsten Volksversammlung seine Tat vorzuhalten. Vor einer solchen öffentlichen Brandmarkung hatten die Eskimo eine unüberwindliche Scheu [1]). Nansen erzählt auch, daß ein Europäer, der einen Zauberpriester der Eskimo mißhandelt hatte, von diesem bald darauf beherbergt und drei Tage lang aufs beste bewirtet worden sei. Die Gutmütigkeit der Eskimo ist überhaupt so groß, daß ihre Sprache nicht einmal Worte kennt, mit denen man einen Andern zu schelten oder herabzusetzen vermöchte. Ähnliches wird von den Samojeden berichtet. Aber wir „zivilisierten" Europäer dürften noch lange zu tun haben, bis wir zu einem so hohen Grade von Primitivität wieder zurückfinden werden. Deshalb ist auch die ernstliche Befolgung des christlichen Grundsatzes, nicht zu widerstreben dem Übel, bei uns noch gar nicht denkbar. Obwohl wir soviel Kirchen bauen und schon als Kinder den Katechismus auswendig lernen, sind wir eben doch weit entfernt davon, wirkliche Christen zu sein.

Das ist aber ein Thema für sich und keineswegs der Kern des Heliand-Problems. Dieses Problem beruht auf dem schroffen Widerspruche zwischen den Grundsätzen, die für unser Privatleben und für unser Verhalten innerhalb des staatlichen Rechtsverbandes gelten, und jenen anderen Grundsätzen, die wir in der Politik, d. h. gegenüber fremden Völkern und Staaten ungescheut betätigen. Die Aufhebung dieses Widerspruches (durch den Nationalstaat und das Selbstbestimmungsrecht) und die Befreiung unseres Gewissens von der „zweierlei Moral" nötigt uns noch nicht, wahre Christen zu werden und unsere Feinde zu lieben. Solange wir es richtig und ehrenhaft finden, dem Volksgenossen, der uns einen Schlag gibt, mit einem Schlage zu antworten — und das tun wir im allgemeinen ohne religiöses Bedenken —, solange wir den Einbrecher niederschießen, der unsere Wohnung plündern will, solange werden wir auch gegen die Imperialisten, d. h. gegen die Vertreter der Gewaltpolitik, mit Waffen kämpfen dürfen. Christen sind wir dabei freilich nicht, aber aufrechte und ehrliche Leute.

[1]) Dies nach Fridtjof Nansen „Eskimoleben", Berlin, Globus-Verlag, 1891; S. 156.

Digitized by Google

Auch das Gebot „Du sollst nicht töten" stand der Politik im Wege und man hat sich niemals darum gekümmert. Man hat sogar den Mut gefunden, dieses Gebot durch eine Erläuterung zu entkräften, wonach es in einem von der anerkannten Obrigkeit ordnungsmäßig erklärten Kriege mit dem Christentum vereinbarlich sein sollte, Menschen zu töten. Die wirklichen und unbeugsamen Christen, die solchem Gewissenszwange gegenüber den Märtyrertod vorzogen, waren vereinzelte Angehörige der Nazarener-Sekte. Sie wurden auf Befehl einer „christlichen" Obrigkeit ohne Umstände hingerichtet. Wie sprachen die Juden zu Pilatus? „Wir haben ein Gesetz und nach dem Gesetz soll er sterben". So hatten auch wir ein Gesetz und die Nazarener, die Friedfertigen, die nicht töten wollten, mußten sterben. Im Sturme des Weltkrieges haben solche Vorfälle wenig Beachtung gefunden; spätere Geschlechter jedoch werden um so mehr davon sprechen.

Um aber jetzt, rebus sic stantibus, aus diesem Irrgarten von Scheinheiligkeit, Tyrannei, Lüge und Verdrehung herauszukommen, muß ein neues Moralprinzip für die Politiker geschaffen werden, das ungefähr so lauten könnte:

Es ist erlaubt, bewaffnete Männer zu töten, die sich militärisch organisiert haben, um anderen Menschen ihr Selbstbestimmungsrecht zu rauben.

Diese Maxime besiegelt die Lösung des Heliandproblems, denn sie gibt einerseits der wehrhaften Weltanschauung Raum, anderseits bedeutet sie einen Schritt vorwärts auf dem Wege zum Christentum. Was uns Bonifazius gebracht hat, war der erste Anlauf, der Nationalstaat mit dem Prinzip der wehrhaften Freiheit wird uns dem Christentum noch näher bringen. Aufgabe unserer Nachkommen aber mag es sein, die Primitivität der Urzeit wieder zu erfühlen, die Gewalt ganz zu überwinden und die Seelen hinanzuleiten zu einem vollendeten Christentum.

Dann können wir einst wieder werden, was die ältesten Arier waren — ein Volk von Philosophen. Und das kommende arische Europa wird ein christliches Europa sein: einig, frei und ohne Arg. Dort liegt das Heil und der Friede und das Ziel.

Lang ist die Wand'rung,
die Wege sind lang
und lang ist die Sehnsucht der Menschen!"
(Edda: Grogaldr.)

43. Freiheit und Persönlichkeit.

„Die Natur ist das Reich der Freiheit".
Alexander v. Humboldt („Kosmos", 1844; Einleitende Betrachtungen, I., 3.)

Der französische Gelehrte und Staatsmann François Guizot schrieb schon vor hundert Jahren in seinen historischen Abhandlungen:

„Les Germains nous ont donné l'esprit de liberté, de la liberté, telle que nous la concevons et la connaissons aujourd' hui, comme le droit et le bien de chaque individu ..... fait immense, car il était étranger à toutes les civilisations antérieures"[1]).

[1]) Später abgedruckt in seiner „Histoire générale de la civilisation en France", Paris, 1846, I., 213.

Digitized by Google

(Die Germanen haben uns jenen Begriff der Freiheit gebracht, den wir heute allgemein bewahren und kennen als Recht und Wohltat für jeden Menschen .... ein Ereignis von ungeheurer Tragweite, denn jener Begriff war allen älteren Kulturen unbekannt.)

Was der klarblickende Guizot hier ausgedrückt hat, läßt sich leicht rassenpsychologisch begründen. Die germanischen Eroberscharen der Völkerwanderungszeit bestanden fast ganz aus reinen Ariern und diese sind immer etwas Werdendes, etwas in Entwicklung Begriffenes. Ihre Entwicklung ist aber eine vielseitige, sie schlägt verschiedene Bahnen ein und so entstehen zunächst physische, dann ethnische Persönlichkeiten, die das unbezwingliche Verlangen haben, ihr Eigenwesen unabhängig voneinander auszubilden und auszuleben. Hand in Hand damit geht ein heißer Drang zur Freiheit und zur politischen Zersplitterung. Gerade die Zersplitterung der Griechen und der Deutschen spricht für stärkste arische Werte bei diesen beiden Völkern. In politischer Hinsicht bedeuten die vielen Sonderstrebungen natürlich eine Schwäche und so konnte Napoleon I. spotten, die Deutschen besäßen nur das Kaisertum der Lüfte. Sein Volksgenosse Guizot hätte ihn darüber belehren können, welche soziologisch-moralischen Werte dieser Eigenart entspringen.

Aber auch die deutschen Politiker hassen den Persönlichkeits- und Freiheitsdrang ihres eigenen Volkes. Gerade jene deutschen Gelehrten und Publizisten, die sich am nationalsten gebärden und fremde, imperialistische Völker um ihre Machtstellung beneiden, gerade solche sind unbewußt geneigt, den arischen Wesenskern des Deutschtums, weil er Augenblickserfolgen hinderlich ist, als einen Fehler zu betrachten, der überwunden werden müsse. Diese Herren begeistern sich für Germanen- und Ariertum, sie möchten ihr Volk „aufnorden", sie schwärmen für die nordische Seele und dabei wollen sie jene Eigenschaft ausschalten, die am tiefsten im arischen Wesen wurzelt: die unbezwingliche Sehnsucht nach Freiheit und Persönlichkeit. Es ist in diesen Kreisen Mode geworden, der Freiheit und dem „Individualismus" alles erdenkliche Schlechte nachzusagen und man hat diese Gedankengänge — weil sich das heute nicht mehr vermeiden läßt — biologisch zu begründen getrachtet. Viktor Lebzelter prägte dafür den treffenden Ausdruck „aristokratische Biologie" [1]). Ganz folgerichtig kommen die Herren damit nicht nur zur Ablehnung der Demokratie, sondern auch des Menschheitsbegriffes, der doch rein-arisch und ur-arisch ist. Ferner mißfällt ihnen die Freiheit der Farbigen, die Freizügigkeit der eigenen Volksgenossen und sogar die Humanität. Ihre grenzenlose Bewunderung aber gilt den amerikanischen Gewaltmenschen, von denen auch die allerprivatesten Rechte des Einzelnen mit Füßen getreten werden [2]).

Der „Individualismus" ist zum Popanz geworden, weil die Herren einen veralteten soziologischen Zustand, der an die Völkerwanderungszeit anknüpft, festhalten und zu diesem Behufe die natürliche weitere Entwicklung hemmen möchten. Die arische Entwicklung strebt aber immer individualistisch auseinander, weil das Ariertum primitiv ist und sich zu jeder Spezialisierung eignet. Es überwindet dann wieder die spezialisierten Formen,

[1]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 1926, Bd. 56, S. 233.

[2]) In den Südstaaten der Nordamerikanischen Union sind Ehen zwischen Weißen und Farbigen streng verboten; manche dieser Staaten verbieten sogar den außerehelichen Verkehr. Es gibt in Europa Leute, die das für löblich und nachahmenswert halten. Ich finde es ekelhaft, denn es ist gegen die Menschenrechte. Dabei möchte ich bemerken, daß ich die Vermischung von Ariern und Negern für ein Unglück halte. Aber solche Überzeugungen fördert man nicht durch Verbote und Strafen, sondern ausschließlich durch Belehrung.

Digitized by Google

stößt sie ab und schöpft neue Kräfte aus seiner Primitivität, um die Entwicklung in gerader Richtung, die allein dauernden Fortschritt bedeutet, wieder aufzunehmen. Dieser Prozeß aber bedarf der Freiheit, bedarf des ungehemmten individuellen Bewegungsraumes und bedarf vor allem der Persönlichkeiten. Wie sollen aber Persönlichkeiten erwachsen, wenn ein engherziges System uns um 2000 Jahre zurückschrauben und uns die Bahn zur Entfaltung neuer Anlagen verrammeln würde? Es ist eine Verirrung ohnegleichen: die Herren wollen der arischen Rasse, dem Fortschritt, der Sittlichkeit, der Steigerung des Lebens und dem Wohle unserer spätesten Nachkommen dienen, dabei aber die Freiheit einschränken. Und „höchste Sittlichkeit ist höchste Freiheit", wie Heinrich Molenaar so schön gesagt hat, „nur der Freie kann wirklich sittlich handeln" [1]).

Der Arier spricht — eben weil er primitiv ist — immer im Namen der ganzen Menschheit und darum erhebt gerade er am lautesten den Ruf nach Freiheit. Sie ist ihm eine unentbehrliche biologische Voraussetzung für die Weiterentwicklung, die er unermüdlich anstrebt. Der Arier ist immer ein „Individualist" und wer ihm das verwehren wollte, würde sich die „Nordische Seele" zur unerbittlichen Feindin machen [2]). Die Freiheit und der Individualismus haben dort ihre Grenzen, wo der Bewegungsraum des benachbarten Individuums beginnt. Diese Grenzen gilt es zu bestimmen, — im übrigen sind alle vorgeschriebenen Schranken vom Übel; sie sind vom Übel für das Volk, für die Rasse und für die Menschheit; sie hemmen die Auslese und den biologischen Fortschritt.

Freiheit und Persönlichkeit befruchten und leiten das arische Leben. Nur in Freiheit kommt es zur Entfaltung. Diese Entfaltung aber vollzieht sich „individualistisch" und die Persönlichkeiten, die daraus hervorgehen, sind die Blüten am Baume der arischen Rasse. Zu diesen Blüten blickt hinan, wer im Schatten steht und Wege sucht nach dem Lichte. Persönlichkeiten sind Führer und Vorbilder, sind neue nationale Werte, sind Ausgangspunkte kommender Entwicklung, sind ihrer Sippen Freude und Stolz. Darum bleibt ewig wahr, was Goethe uns verkündet hat:

Höchstes Glück der Erdenkinder
ist nur die Persönlichkeit!

44. Die Irrlehre von der „Entnordung" Deutschlands.

Ni waírþaiþ aírzjai (werdet nicht irre).
Aus der gotischen Bibel des Wulfila.

Wenn heute ziemlich allgemein angenommen wird, der arische Anteil der deutschen Bevölkerung gehe seit 2000 Jahren unaufhaltsam zurück, so beruht das einerseits auf der falschen Einschätzung des Längen-Breiten-Index, anderseits auf einer Verkennung der soziologischen Tatsachen. Die Germanen, die wir in den Reihengräbern finden, sind eine Auslese von Dolichoiden; sie sagen uns nichts über die Beschaffenheit ihrer Mutterbevölkerung. Dafür, daß diese zahlreiche brachoide Elemente enthalten haben muß, gibt es zuverlässige Anhaltspunkte (man vergleiche hierzu den 22. Abschnitt). Eine allmäh-

[1]) Heinrich Molenaar: „Das Evangelium der Freiheit" („Neues Leben" [Sontra], 16. Jahrg., 1922, 7. Heft.)

[2]) Auch Gobineau betonte „l'esprit d'indépendance personnelle et de fractionnement, propre à la race ariane" (den der arischen Rasse eigentümlichen Geist der persönlichen Unabhängigkeit und der Spaltung); „Essai" II., 328.

Digitized by Google

liche Zunahme des durchschnittlichen Längen-Breiten-Index wird sich allerdings nicht leugnen lassen; sie spricht aber nicht für „Entnordung", sondern sie ist eine Begleiterscheinung des sich vollziehenden Rassenausgleichs. Die zwei polaren Elemente der arischen Rasse, das brachoide und das dolichoide, wachsen langsam zusammen und bilden so jenes volksorganische Massiv, das den eigentlichen Kern des Deutschtums ausmacht; denn der reine Deutsche ist ein ausgeglichener Arier. Das Wesen des deutschen Volkes erscheint aber damit in seiner Eigenart noch nicht erschöpfend charakterisiert. Deutschland liegt in der Mitte Europas; es hat die Verbindung mit dem nordischen Stammlande bewahrt und es blickt gleichsam über seine Zäune in die atlantische und mediterrane Welt und in die Grenzgebiete Asiens. Deutschland ist ein verkleinertes, aber zugleich ein potenziertes Europa. Die fremden Rassen, die ringsum nach Europa hereinreichen und den europäischen Randvölkern ihr vielfarbiges Gepräge geben, berühren mit ihren äußersten Spitzen auch den Boden Deutschlands. So erlebt Deutschland auf engstem Raume noch einmal die ganze europäische Tragödie. Es leidet mit Europa, aber es siegt auch für Europa und an allen großen europäischen Entscheidungen ist es unmittelbar beteiligt. Und während die anderen europäischen Völker, die westlichen und die östlichen, die südlichen und die nördlichen, einander so fremd sind in Blut und Geist, daß sie sich niemals verstehen können, versteht das deutsche Volk sie alle und hat oft mehr Freude an ihrer Sonderart, als sie selbst zu empfinden vermögen. Denn überallhin ist das deutsche Volk mit seinen Nachbarn verwandt, überallhin gerade genug mit ihnen verbunden, um ihnen gerecht werden und mit ihnen fühlen zu können.

Was hier für das Volkstum gilt, das gilt ebenso für die Rasse. Das arische Massiv des Deutschtums berührt sich mit den Mediterranen, mit den Dinariern, mit den Hyperboreern und — durch slawische Vermittlung — sogar mit den äußersten Ausläufern der Mongolen. Daraus erwächst ihm eine Fülle von Anregungen, wie sie kein anderes Volk in gleicher Mannigfaltigkeit zu erfahren vermag. Und kein anderes nimmt solche Anregungen mit gleicher Inbrunst in sich auf und gestaltet so freudig neue Werte aus ihnen, wie das deutsche. Die Seele Europas wohnt in Deutschland und darin erblicke ich die Größe des deutschen Volkes und seine Richtlinien für die Zukunft, daß die Deutschen eigentlich die einzigen Europäer sind.

Nun geht aber die Befürchtung um, diese Berührung mit den Fremdrassen könnte den eigentlichen Kern des Deutschtums, den arischen, zersetzen und zerstören. Man spricht von „Entnordung" und stellt sich dabei vor, das arische Massiv des deutschen Volkes werde durch die sich rasch vermehrenden Nichtarier immer mehr eingeengt, unterhöhlt und durchlöchert; schließlich würden die „Norden" ganz verschwinden. Dabei verweist man auf das Aussterben der Hellenen in Griechenland und der Römer in Italien. Nun ist es ganz richtig, daß wir an Hand von Berichten antiker Schriftsteller genau ermitteln können, wie z. B. die dorische Kriegerkaste dahinschwand; wir erfahren auch von Ehefludit und Kinderscheu dieser Leute, aber das Gesamtbild ist doch nicht ein solches, daß wir es mit den heutigen Verhältnissen in Deutschland vergleichen könnten. In Südeuropa bildeten die Indogermanen des Altertums nur eine Oberschichte und wir wissen, wie leicht eine solche zugrunde geht (vgl. den 20. Abschnitt); dazu kommt, daß jene Oberschichte aus den einfachnatürlichen Verhältnissen der indogermanischen Urzeit in eine ganz andere ethische Umwelt versetzt wurde, die zerstörend auf die arische Geistigkeit einwirken mußte. Der Indogermane war Ackerbauer; im Süden aber ließ

Digitized by Google

er den Acker nur noch von seinen Knechten bestellen. Der Indogermane kannte keine Sklaven; im Süden raubte und kaufte er fremde Menschen nach Belieben. Der Indogermane war gewohnt, in Monogamie zu leben und das Weib zu achten; im Süden besaß er soviel Nebenfrauen und Mägde, als er nur wollte. Daß diese armen Geschöpfe seiner Willkür vollständig preisgegeben waren, beweist jene Stelle der Odyssee, welche die Hinrichtung der Mägde schildert (XXII, 443—473). Wie sehr dann die urarische Hochschätzung des Weibes den Indogermanen verloren gegangen ist, wissen wir aus der Geschichte zur Genüge. Dies mußte aber eine gänzliche Umwandlung der Geistigkeit zur Folge haben und in diesem Verfall der arischen Geistigkeit erblicke ich den Hauptanlaß für den Untergang der Antike.

Von einem so gewaltigen Umschwunge der ethischen Verhältnisse ist aber doch in Deutschland keine Rede. Außerdem wolle man bedenken, daß Deutschland zu jenen Gebieten gehört, in welchen der Ackerbau schon seit ältester Zeit von arischen Männern eigenhändig ausgeübt wird. Schon seit Beginn des Neolithikums wird hier der Ackerbau gepflegt; eine ackerbautreibende Bevölkerung aber kann nicht aussterben, sie bildet ein unausrottbares Rhizom, ein vielverzweigtes Wurzelwerk, aus dem die betreffenden Rassenelemente immer wieder emporwachsen. Wenn die Geistigkeit des deutschen Volkes, wie ich bestimmt glaube, unabänderlich arisch bestimmt ist, so liegt das weniger an unserer Oberschichte, die ja durch irgendein Ereignis vernichtet werden könnte, als vielmehr an unserer unzerstörbaren Unterschichte, die gleich dem Riesen Antäus ihre Kräfte aus der Erde schöpft. Die Tatsache, daß arische Männer von jeher den deutschen Boden selbst bearbeitet haben, verbürgt uns für alle Zukunft die Erhaltung des Ariertums in Deutschland. Ebenso ist es in Nordfrankreich, in Skandinavien und in England. Aus den alten Campigniengebieten kann die arische Rasse — trotz aller Schicksale der Oberschichten — nie mehr verschwinden. Ich glaube aber, daß sie auf deutschem Boden besonders tief gewurzelt sei, weil hier die arischen Brachoiden sitzen, die eine größere „Vitalität" haben, und weil Deutschland das einzige volkreiche arische Land ist, in dem der Prozeß des Rassenausgleichs unaufhörlich vor sich geht.

Darum begreife ich den Pessimismus unserer Rassenhygieniker nicht, welche um die Wette bemüht sind, Deutschlands Zukunft Grau in Grau zu malen — eine bedenkliche Mode, denn unsere Jugend bedarf der Zukunftsfreudigkeit. Fritz Lenz meint, „daß die erbliche Beschaffenheit unserer Bevölkerung in der Gegenwart sich im ganzen in ungünstiger Richtung" ändere [1]) und Hans Günther zitiert folgende Worte Eugen Fischers:

„Ausgemerzt ist heute schon das Germanenblut, die nordische Rasse, in Italien und Spanien und Portugal. Rückgang, zum Teil Bedeutungslosigkeit ist die Folge! — Frankreich ist das nächste Volk, das daran glauben muß — und dann wir — mit absoluter Sicherheit, wenn's so weiter geht wie bisher und heute!" [2]).

Aber gerade Eugen Fischer hat uns an anderer Stelle gezeigt, wie stark das arische Blut in Europa verbreitet und wie sehr es auch im Süden immer noch vertreten ist:

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". München, Lehmann, 1923; I., S. 2.

[2]) Eugen Fischer: „Sozialanthropologie und ihre Bedeutung für den Staat", 1910. — Wiedergegeben nach Hans F. K. Günther „Rassenkunde des deutschen Volkes", München, Lehmann, 1923; 3. Aufl., S. 426.

Digitized by Google

„In Skandinavien sind wirklich schwarzbraune nur 0,8%, braune 22%, also 77% blonde; umgekehrt in Süditalien und Portugal (je die zweite Ziffer!) sog. schwarze 31% (20%), braune 61% (78%) und blonde 8% (2%). Demnach sind in Skandinavien die sog. Schwarzen nur ganz spärlich und die Mischfarbe (braun) auch nicht so sehr stark, in Südeuropa dagegen ist die blonde Zumischung viel stärker als im Norden die schwarze. In Südeuropa sind die rein Schwarzen (sog. Schwarz) nur $^1/_2$ bis $^1/_3$ so stark wie im Norden die rein Blonden! Dabei vererbt sich die dunkle Farbe dominant, in ihr steckt also oft helle verborgen, aber nicht umgekehrt! Es fand also außerordentlich viel mehr Beeinflussung, d. h. Zumischung von Nord nach Süd als umgekehrt statt (Völkerwanderung!). Auch die Hautfarbe zeigt das. In Norddeutschland haben nur 3% Schulkinder „dunkle" Haut, in Schweden also noch weniger; dagegen besitzen in Italien 50% „colorito roseo" und im „dunkelsten" Kalabrien deren noch 25%. An den Augenfarben ist das nicht ganz so deutlich, wegen der Mischfarben, immerhin sind nur 4½% dunkle Augen in Schweden, dagegen 10% rein blaue in Italien!" [1]).

Wenn aber in Südeuropa, trotz vieler dort obwaltenden ungünstigen Momente, das Ariertum so stark vertreten ist, um wie viel mehr muß dies erst in Deutschland der Fall sein? Dieser Argumentation begegnet man neuerdings mit der Befürchtung, es könnten in einer Mischbevölkerung die physischen Merkmale der arischen Rasse noch fortdauern, wenn die psychischen längst erloschen wären. In solchem Sinne sagt Fritz Lenz:

„Blonde Haare und blaue Augen wird es noch nach Jahrtausenden in Europa geben, die nordische Seele aber stirbt" [2]).

Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß sich der gewaltige psychische Unterschied zwischen den europäischen Südarioiden und den benachbarten Afrikanern doch nur durch das Überwiegen der arischen Geistigkeit erklären läßt. Ungeachtet manchen Rückschlages ist also das arische Element in Europa im Wachsen begriffen, d. h. mit andern Worten: Europa befindet sich in allmählicher Aufartung. Das Anwachsen des arischen Elements nenne ich Aufartung, sein Zurückgehen Abartung. Diese Begriffe gelten nicht nur für Europa, sondern — mutatis mutandis — auch für die anderen großen Rassengebiete; in Afrika kommt die Aufartung den Hamito-Semiten, in Asien den Mongolen zu. Nirgends aber ist die Hauptrasse heute schon mit solcher Macht durchgedrungen, wie in Europa. Daraus ersieht man, daß gerade der arischen Rasse eine ungeheure Lebenskraft innewohnt. Das hat mit besonderer Klarheit C. H. Stratz erkannt und ausgesprochen:

„Unter den Hauptrassen scheint die weiße Rasse die mächtigste und lebensfähigste zu sein. Wo sie mit anderen Rassen in Berührung kommt, verleiht sie den Mischformen den mit jeder Generation sich verstärkenden weißen Rassenstempel und löst die fremden Elemente mit stets schwächer werdender Verdünnung in ihrem übermächtigen Blute auf..... Denn wie es (das weiße Element) sich einerseits durch zähes Festhalten an primitiver Gestaltung die größte Anpassungsfähigkeit bewahrte, hat es anderseits durch Vermeidung einseitiger Progression seine Weiterentwicklung in gerader Linie in keiner Weise in Schranken gelegt [3])".

[1]) Eugen Fischer: „Spezielle Anthropologie"; in Teubners „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923, S. 169.

[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923; Bd. II, S. 270.

[3]) C. H. Stratz: „Naturgeschichte des Menschen". Stuttgart 1904; S. 394.

Digitized by Google

Wir wissen ferner, daß bei Mischungen die hohe und schmale Nase dominant ist [1]). Nun bildet aber diese schmale Nase — und ganz besonders die aquiline Nase — nur den morphologischen Ausdruck für eine besondere Konstitution des Gehirns, wovon sich jeder durch eigene Beobachtungen leicht überzeugen kann. Es gibt zwar Ausnahmen, die sich durch Rückschläge auf eine ältere Gesichtsform erklären lassen, sie sind aber sehr selten. Die schmale Nase ist dominant und mit ihr ist es das höher geartete Gehirn. Dieses aber bildet den Sitz der Geistigkeit. Somit muß innerhalb einer Mischbevölkerung auch die arische Geistigkeit in Ausbreitung begriffen sein. Die starken Kulturstürze aber, die wir aus der Geschichte Südeuropas kennen, möchte ich mir wie folgt erklären. Die arische Herrenschichte trachtet zunächst eine rein arische Kultur aufzurichten; diese kann aber nicht mehr bestehen, sobald schädliche Umwelteinflüsse die Geistigkeit der Oberschichte zerstört und ihre Kraft gebrochen haben; die Mischlinge, die nun die Erbschaft antreten sollen, sind aber der Erhaltung einer rein arischen Kultur nicht gewachsen; der äußere Zusammenbruch erfolgt dann regelmäßig durch ein politisches Ereignis. Immerhin neige ich zu der Auffassung, daß in den Südarioiden der klassischen Kulturländer noch immer mehr arische Werte verborgen sind, als jetzt gemeiniglich angenommen wird. Das Verhängnis dieser Menschen ist die Politik, in der sie gänzlich aufgehen. Sobald wir in Europa durch das Selbstbestimmungsrecht die Politik überwunden haben werden, dürften auch die Südarioiden wieder erwachen und der Welt beweisen, daß noch immer etwas von dem Blute und von der Geistigkeit der großen Ahnen in ihnen lebt. So will mir insbesondere scheinen, daß unter den Neugriechen schöne Talente vorhanden seien, die sich auswirken würden, wenn einmal die leidige Politik sie nicht mehr völlig absorbierte. Ähnliche Beobachtungen glaube ich bei Süditalienern gemacht zu haben, namentlich bei Leuten aus Sizilien, jener einst so glanzvollen hellenischen Kolonie, die heute wie totgedrückt ist, die aber wieder aufleben und der Menschheit manches geben könnte. Die Arier des Südens sind nicht sämtlich verschollen und verweht; sie werden sich einmal auf ihr innerstes Wesen besinnen, sie werden dann ganz von selbst geistige Verbindung mit Nordeuropa, insbesondere mit Deutschland suchen und Deutschland wird sie zu würdigen wissen.

Nun kehre ich wieder zu dem Thema zurück, von dem wir ausgegangen sind, nämlich zu dem Thema der „Entnordung" Deutschlands. Ich glaube gezeigt zu haben, daß eine solche Gefahr nicht besteht. Anderer Meinung freilich sind die deutschen Rassenhygieniker und Hans Günther, von dem auch der Ausdruck „Entnordung" herrührt, hat jetzt eine eigene „Nordische Bewegung" eingeleitet, die der Gefahr entgegenwirken soll. Er meint, „daß das Fremde viel weniger von außen in das deutsche Volk hineingekommen sei, als von unten her durch den Geburtensieg der nichtnordischen Rassen" [2]). Demgegenüber erstrebe seine „Nordische Bewegung" „den Geburtensieg der vorwiegend nordischen Menschen innerhalb aller deutschen Stämme" (loco citato, S. 22). Günther stellt sich vor, daß jene Individuen und Sippen, die sich als „nordisch" erkannt haben, die „Nordische Bewegung" gewissermaßen als ihre Privatangelegenheit behandeln und mit „kühler Sachlichkeit" ohne „Germanengerede und allerhand altertümelnden Mummenschanz" ihr Ziel

[1]) Eugen Fischer hat das an den südafrikanischen Bastards festgestellt. (Teubner „Kultur der Gegenwart", Band „Anthropologie", 1923; S. 137).

[2]) Hans Günther: „Der Nordische Gedanke unter den Deutschen". München, Lehmann, 1925; S. 60, Anm.

Digitized by Google

erstreben werden. „Nichts kann dem nordischen Gedanken minder verwandt sein, als irgendeine Romantik" (S. 72). „Es wird von der nordischen Bewegung gar nicht gewollt, die Förderung der nordischen Rasse zu einer Volksangelegenheit zu machen" (S. 27). — Also eine ganz exklusive Gesellschaft von kühlen Index-Anthropologen und nüchternen Geburten-Statistikern. Doch Scherz bei Seite! Mit der zuletzt angeführten Äußerung hat sich Günther selbst gerichtet. Wir leben im Zeitalter des Nationalstaats. Der Nationalstaat aber verträgt keine Geheimniskrämerei und keine Absonderung einzelner Teile. Alles, was heute nicht die Öffentlichkeit sucht und nicht eine Volksangelegenheit sein will, macht sich von vornherein verdächtig. Es ist sehr ratsam, solchen Erscheinungen gegenüber auf der Hut zu sein. Wohin Günther steuert, ergibt sich mit bedrohlicher Deutlichkeit aus folgender Stelle:

„Endlich muß ausgesprochen werden, daß klärlich die vorwiegend dinarischen oder die vorwiegend ostischen Menschen innerhalb der deutschen Stämme sich ebenso zur Pflege ihrer Rasse entscheiden können, wie die vorwiegend nordischen. Ein Wettbewerb der Rassen, wobei jede mit ihrem Eifer das ihrige zum Aufbau deutschen Lebens wirken möchte, würde vom Nordischen Gedanken durchaus nicht abgelehnt werden, ja begrüßt werden, da so die weitere gesittungzersetzende Mischung der Rassen schneller gehemmt werden könnte". (Loco citato, S. 110.)

Es wirkt geradezu erschreckend, etwas Derartiges lesen zu müssen. Wenn Günther und Genossen so könnten, wie sie wollen, dann wären sie nicht nur die „Zerstörer der deutschen Volkseinheit", wie ihnen Ignaz Kaup vorgehalten hat[1]), sondern geradezu die Totengräber des Deutschtums. Zum Glück ist das Phantom, dem die Herren nachjagen, unerreichbar. Aber man stelle sich nur einmal vor, was geschehen müßte, falls das Güntherschе Programm zur Ausführung gelangen könnte. Das deutsche Volk würde sogleich in mindestens drei Gruppen zerfallen und da Günther selbst lehrt, es sei verfehlt, „die Nordische Rasse schlechthin als die „höchste", die „edelste" der Erde zu preisen" (S. 77), so würden sich ihr die Dinarier und die Ostleute als mindestens ebenbürtig gegenüberstellen. Es ist eine traurige Täuschung, zu glauben, daß diese drei Gruppen dann noch am Aufbau deutschen Lebens mitwirken könnten. Ein wütender innerer Zwist und der gänzliche Zerfall des deutschen Volkskörpers wären die unabwendbaren Folgen. Das ergibt sich aus Günthers eigenen Worten; sagt er doch selbst, daß er es begrüßen würde, wenn „die weitere gesittungzersetzende Mischung der Rassen" gehemmt werden könnte. Welcher Rassen? Doch eben der im deutschen Volkskörper enthaltenen. Ja, wo bleibt denn da noch die Gemeinsamkeit? Wo bleibt der nationale Gedanke? Und wo bleibt vor allem die deutsche Kultur, wenn wir uns in Teile auflösen, die sich gegenseitig absondern, um ihre „Gesittung" nicht zu „zersetzen". Unter „Gesittung" versteht doch Günther so etwas wie „Kultur". Es gäbe also in Deutschland drei Kulturgruppen, die zwar räumlich durcheinander geschoben wären, sich aber — geistig scharf getrennt und immer weiter divergierend — schroff gegenüberstünden. Wo wär' denn dann des Deutschen Vaterland? Wär's Ostenland, Dinarierland? Oder wär' es wirklich ein Vaterland der Lüfte?

Das heißt doch niederreißen, anstatt aufzubauen. Aber es ist eigentlich gut, daß Günther seinen Gedanken bis zum Ende durchdachte, er hat ihn damit ad absurdum geführt. Nicht trennen soll man, was heute schon deutsch

[1]) Ignaz Kaup: „Süddeutsches Germanentum und Leibeszucht der Jugend".

Digitized by Google

ist, sondern immer fester verbinden und zu einer Einheit zusammenschmieden. Wollen wir denn nicht „ein einzig Volk von Brüdern" sein? Aber hier liegt eben der Kern der Frage und das Wesentliche des Gegensatzes zwischen Günther und mir: Günther glaubt dem Deutschtum zu dienen, indem er den Gedanken der Rassenreinheit bis zur Sprengung des eigenen Volkes unerbittlich übersteigert, ich aber halte am nationalen Gedanken fest und ich suche in der Rassenlehre nach Erkenntnissen, um den nationalen Gedanken zu fördern, ihn biologisch zu festigen und ethisch größer zu gestalten; Günther und Genossen trachten über die Volksgrenzen hinweg nach Fühlungnahme mit „nordischen" Ausländern, bei denen sie Rückhalt suchen, um die Stellung der nordischen Rasse in der Welt zu stärken und künftige Kriege zu verhindern — ich aber frage vor allem nach dem Schicksal, nach den Rechten und nach den Zielen der Nation. In den einzelnen europäischen Nationen, wenn sie erst einmal frei geworden sein werden, frei von dem Alpdruck des Imperialismus, in den europäischen Nationen erblicke ich die natürlichen Bausteine, aus denen ganz von selbst das neue, das arische Europa erwachsen muß. Unser deutsches Volk aber, das doch am meisten arisch ist und am meisten europäisch fühlt, soll dabei vorangehen. Darum handelt es sich, daß Deutschland vollende, was die große französische Revolution vorbereitet hat: damals ging es um Bürger-Rechte, heute geht es um Völker-Rechte und um Rassen-Rechte!

Das neue Europa wird im Zeichen der Völker-Freiheit stehen und von einer Geistigkeit beseelt sein, die nur der arischen Rasse entströmen kann. Dort aber, wo der arische Ausgleich vor sich geht, von den Alpen bis zur Wasserkante, in Deutschland eben, wird auch die arische Geistigkeit ihren Brennpunkt haben. Das werden einst alle Völker freudig anerkennen und selbstverständlich finden und sie werden über Deutschland so denken und so sprechen, wie der für Goethe begeisterte Franzose Gérard de Nerval (Labrunie), der am Ufer des Rheinstromes in die Worte ausbrach:

„La vieille Allemagne, notre mère à tous!"
(Das alte Deutschland, unser Aller Mutter!)

45. Die Ausnahme-Stellung des Einzelnen und der Rassencharakter Goethes.

„.....ce n'est pas sur le terrain étroit des individualités que je me place ..... comparons, non pas les hommes, mais les groupes". (Nicht auf den beschränkten Boden der Individualitäten stelle ich mich ..... vergleichen wir nicht die Menschen, sondern die Menschengruppen.)
M. A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines", Paris, 1853—1855. — I. 304.

Bei einzelnen Personen bestimmen zu wollen, welcher Rasse sie angehören, ist einer der gewöhnlichsten Fehler, den die Unkundigen auf diesem Gebiete machen. Es bedeutet das nämlich einen schweren Verstoß gegen die Grundbegriffe der Vererbungslehre. Da wir Europäer alle mehr oder

Digitized by Google

weniger gemischt und durch unsere mannigfach geartete Umwelt paratypisch beeinflußt sind, so muß man sich stets den Unterschied zwischen Idiotypus und Phänotypus vor Augen halten. Der Idiotypus bezieht sich auf die innere Beschaffenheit, auf das ureigene Wesen, das bei den Nachkommen wieder zum Vorschein kommt, — der Phänotypus aber betrifft die äußeren Merkmale, das Erscheinungsbild. Der Idiotypus bestimmt die Geistigkeit und den Erb-Charakter, der Phänotypus nur das Aussehen. Bei reinrassigen Individuen stimmt der Idiotypus mit dem Phänotypus überein. Wenn wir einem Menschen begegnen, der die äußeren Merkmale der Buschmänner zeigt, so dürfen wir mit großer Gewißheit annehmen, daß er auch in seinem Idiotypus, also in seiner seelischen Veranlagung und in seinen Erbwerten, allem entsprechen werde, was wir von der reinen Buschmann-Rasse wissen. Anders liegen die Dinge bei Beurteilung eines Europäers. Hier sagen uns die äußeren Merkmale nur, daß der Betreffende einen Einschlag von jener Rasse haben müsse, deren körperliche Merkmale er zeigt. Dieser Einschlag wird aber ein so schwacher sein können, daß er eben nur den Phänotypus, die äußere Erscheinung, beherrscht. Seiner Geistigkeit nach kann aber der Betreffende einer Rasse zugehören, die man ihm gar nicht ansieht. Erst wenn wir seine Vorfahren oder seine Nachkommen kennen lernen, werden wir sein eigentliches Wesen, seinen Idiotypus, zu erforschen vermögen. Das liegt an der starken Variabilität und an dem Mischlingscharakter der europäischen Bevölkerungsgruppen. Man kann also in Europa nicht die Individuen, sondern eben nur ganze Bevölkerungsgruppen rassenanalytisch beurteilen. Deshalb verlangte Broca zur anthropologischen Untersuchung mindestens 20 Personen, welche wahllos aus der bodenständigen Bevölkerung eines Ortes herausgegriffen werden müßten. Da kommen dann die einzelnen Rassenkomponenten zum Vorschein; man kann feststellen, wie die Bevölkerung gemischt ist und wie stark die verschiedenen Mischungsanteile sind; man wird auch gewisse Phänotypen kennen lernen, die vielleicht eine lokale Bedeutung haben und wird durch Betrachtung der Verwandtschaft auch ihren Idiotypus ermitteln können. Mit einem Wort: 20 Personen gewähren bereits einen Einblick in die anthropologische Beschaffenheit der betreffenden europäischen Menschengruppe, besonders wenn man die Möglichkeit hat, aus der Familiengeschichte jener Leute einiges zu erfahren.

Der Einzelne aber, für sich betrachtet, sagt uns fast nichts und wenn wir einen Einzelnen rassenanalytisch beurteilen wollen, so können wir in die schwersten Irrtümer verfallen. Einen Menschen mit blondem Haar, blauen Augen und schmaler Nase werden wir natürlich als arisch ansprechen, aber der Kern seines Wesens, also sein Idiotypus, kann auch ein nichtarischer sein. Umgekehrt läßt sich oft feststellen, daß Personen mit nichtarischem Äußeren in ihrem Wesen rein arisch sind. Otto v. Bismarck hatte z. B. Gesichtszüge, welche einen starken hyperboreischen Einschlag vermuten lassen; daß dieser Einschlag in Wirklichkeit ein äußerst schwacher war und nur den Phänotypus betraf, geht aus Bismarcks psychischer Veranlagung hervor; man erkennt es aber auch an seiner Schwester, Malvine v. Arnim, die ganz arisch aussah.

Da nun alle europäischen Völker schon seit prähistorischen Zeiten irgendwie arisch beeinflußt sind, so kann man auch einem nichtindogermanischen Europäer, z. B. einem Finnen oder Basken, wenn er behauptet, ein Arier zu sein, das Gegenteil nicht beweisen. Es kommt eben letzten Endes auf die Rassenseele, d. h. auf die Geistigkeit an. Die Frage, wer ein Arier sei, läßt sich daher nicht anders als wie folgt beantworten: jeder

Digitized by Google

Mensch europäischen Ursprungs, welcher sich zur arischen Geistigkeit bekennt.

Die Geistigkeit muß beim Menschen unter allen Umständen als das Ausschlaggebende betrachtet werden. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut", hat unser Schiller nicht umsonst gesagt. Jene europäischen Menschengruppen, die sich als Arier betrachten und für arische Geistigkeit eingenommen sind, befinden sich im Zustande der Aufartung; sie drängen auch stets zur Vermischung mit Ariern und werden von Generation zu Generation immer arischer. Diesen Prozeß aber verfolgen und beim Einzelnen feststellen zu wollen, ob und wie stark das arische Element in ihm vertreten sei, ist ein äußerst schwieriges Unterfangen. Selbst wenn man ein reiches psychologisches Material überschaut und somit über viel stärkere Anhaltspunkte verfügt als bei bloßer Betrachtung der morphologischen Charaktere, bleibt doch die Analyse des Einzelnen ungemein heikel. Das gilt auch für Angehörige der germanischen Völkergruppe, die Deutschen nicht ausgeschlossen.

So wird es z. B. bei Goethe gar nicht zu bezweifeln sein, daß er einen meridionalen Einschlag hatte. Das ist im Rheinland weder selten noch auffällig. Die Frage nun, inwieferne Goethe als Nichtarier zu betrachten sei, wird von Fritz Lenz in folgender Weise erörtert:

„Jedenfalls ist es nicht richtig, daß große Kulturleistungen nur von reinen Rassen vollbracht werden könnten, noch weniger natürlich, daß die Reinheit einer Rasse gar wichtiger sei als die Art ihrer angestammten Begabung. Die nordischen Stämme, welche im alten Indien, Griechenland, Italien eingewandert sind, haben den größten Glanz erst zu einer Zeit entfaltet, als schon mannigfache Mischungen mit der Urbevölkerung stattgefunden hatten. Wie auf körperlichem, so gibt es offenbar auch auf geistigem Gebiet ein „Luxurieren der Bastarde". Manche von jenen Männern, die als die größten Geister der Weltgeschichte angesehen werden, wie Michelangelo, Luther, Goethe, Beethoven, waren ganz offenbar von gemischter Rasse.

Wenn Goethe als Musterbeispiel eines nordischen bzw. germanischen Denkers hingestellt wird, wie es im Anschluß an H. St. Chamberlain mit Vorliebe geschieht, so kommt mir das geradezu lächerlich vor. Gewiß hat Goethe auch nordische Züge; dazu gehört vor allem die Kraft seiner Anschauung; aber vieles andere an ihm ist nicht-nordisch, so seine Scheu vor harten Wahrheiten, überhaupt vor allem, was hart auf hart geht, sein mangelnder Sinn für tragisches Heldentum, seine erstaunliche Fähigkeit der psychologischen Einfühlung, seine kosmopolitische Gesinnung, seine Neigung zu magisch-imponierender Aufmachung, seine brennende erotische Phantasie, die unmittelbar geistesverwandt mit der des „Hohen Liedes" und der von ihm so geschätzten vorderasiatischen Dichter ist. In mehr als einer Hinsicht ist Goethe mit Rousseau wesensverwandt. Sein Werther ist rousseauisch und doch nicht nur eine Nachahmung Rousseaus, sondern ganz offenbar unmittelbarer erlebt als irgendeine seiner sonstigen Gestalten. In der Tat scheint mir neben dem nordischen Einschlag in Goethes Veranlagung ein vorderasiatischer wahrscheinlich zu sein. Dafür spricht auch sein körperlicher Typus und der seiner mütterlichen Verwandtschaft. R. Sommer („Goethe im Lichte der Vererbungslehre", Leipzig 1908) findet bei Goethe eine „germanisch-romanische Mischform" und er macht darauf aufmerksam, daß in der Wetterau, der Heimat von Goethes mütterlicher Familie, eine sehr starke Vermischung von germanischen und romani-

Digitized by Google

schen Volkselementen stattgefunden hat und daß dort „halb oder ganz romanische Gesichter in den Dörfern sehr häufig" sind. Was hier als „romanisches Element" bezeichnet wird, dürfte der Rasse nach — und die allein steht ja hier in Frage — weniger mediterran, woran man vielleicht denken könnte, als vielmehr vorderasiatisch bestimmt sein. Die Römer der Kaiserzeit, von denen jener Einschlag stammt, waren zum großen Teil von vorderasiatischer Abstammung, und außerdem waren die Legionen überall von jüdischen und syrischen Händlern begleitet. Direkter jüdischer Einschlag, den der Geburtsname seiner Großmutter Lindheimer vermuten lassen könnte, ist bei Goethe dagegen nicht nachzuweisen.

Die teilweise nichtnordische Artung Goethes wird besonders deutlich, wenn man ihn mit Dichtern von nordischem Typus des Geistes wie Shakespeare, Schiller, Hebbel, Gobineau, Nietzsche, Strindberg vergleicht. Diese verhüllen den Blick nicht vor den entsetzlichen Sinnlosigkeiten des Daseins; sie suchen sie vielmehr eher auf und finden gerade darin ihre tragische Erhebung. Goethe aber liebt das Allzumännliche nicht. Er wollte im „Faust" alles Wesentliche darstellen, was Menschenherz bewegt; aber das Ewig-Männliche fehlt darin trotz des vielen Redens von der „Tat". Napoleon hat von Goethe bekanntlich gesagt „voilà un homme". Wenn das heißen sollte: das ist ein Mann, so ist es nicht besonders treffend; treffend ist aber: das ist ein Mensch. Homo est. Ja, hätte Goethe mehr Sinn für das Ewig-Männliche gehabt, so hätte er wohl das Ewig-Menschliche nicht so vollendet beherrscht. So war der nicht-nordische Einschlag in seinem Wesen vermutlich wesentlich für sein Werk" [1]).

Ich kann mich mit der ganzen Tendenz obiger Ausführungen nicht befreunden. Zunächst muß ich es als ganz unwahrscheinlich bezeichnen, daß römische Händler und Soldaten den anthropologischen Charakter der einheimischen Bevölkerung Germaniens irgendwie nennenswert beeinflußt haben könnten, am allerwenigsten in der Wetterau, einem abseits von den großen Wanderstraßen gelegenen, wald- und bergumrahmten Gebiete. Wer nach römischem Blute forscht, wird es allenfalls in den Städten, wie Köln und Trier, suchen können, niemals auf dem Lande. Der Römer war Städter; seine Nachkommen verblieben in den Städten, bis sie ausstarben. Im ganzen Rheinland aber finden sich meridionale Typen. Sie müssen auf eine prähistorische Einwanderung zurückgeführt werden, die aus dem Rhonegebiete kam und durch die Sundgau-Pforte in Deutschland eindrang. Es handelt sich da um uralte, seit vielleicht zehn Jahrtausenden angesiedelte Elemente, die das deutsche Volksmassiv in sich aufgenommen hat. So möchte ich den meridionalen Einschlag bei Goethe beurteilen. (Man vergleiche übrigens den 20. Abschnitt dieses Buches.)

Goethes kosmopolitische Gesinnung aber, die ich an anderer Stelle schon erörtert habe (siehe S. 156) und seine Sehnsucht nach dem Ewig-Menschlichen sprechen für ein starkes Überwiegen der arischen Geistigkeit in diesem großen Manne. Denn nur der Arier strebt danach, vor allem ein Mensch zu sein. Das heftige Betonen des männlichen Prinzips und der Konflikte, bei denen es „hart auf hart geht", ist schon Spezialisierung, ist schon Heliand-Geist. Arisch aber ist der Menschheitsgedanke mit der Nächstenliebe und dem einen, großen, das All umfassenden Himmelsgotte. Und wenn Goethe diese

[1]) Fritz Lenz: „Die Erblichkeit der geistigen Begabung" in Baur-Fischer-Lenz „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923; Bd. I, S. 429, 430.

Digitized by Google

Ideale vertrat, so beweist es, daß er ein Arier war, bei dem der fremde Einschlag nur ganz nebensächlich zur Geltung kam. Kein arisches Fühlen hat vielleicht nie ein anderer Dichter so klar erfaßt und so vollendet zum Ausdruck gebracht wie gerade Goethe mit den unvergänglichen Worten:

„.....das Leben ist die Liebe
und des Lebens Leben Geist!"

(Westöstlicher Diwan, B. Suleika.)

Mögen jene Herren, welche den Menschheits-Gedanken ablehnen, weil sie für die Ideale der Völkerwanderungszeit schwärmen, mögen jene Herren sich bemühen, uns Goethe als einen Artfremden verleiden zu wollen, — es wird ihnen nicht gelingen. Mit Goethe geht das deutsche Volk und wird einst das ganze arische Europa gehen.

Der Fall Goethe in der Rassenlehre aber zeigt uns deutlich, was am deutschen Volke eben das Große ist: die Fähigkeit, benachbarte nichtarische Elemente harmonisch in den eigenen Blutkreis einzufügen und aus ihnen auf dem Gebiete des arischen Geisteslebens Neues und Herrliches zu schaffen.

Und so war eben auch Goethes Wesen nicht frei von fremder Beimischung, aber doch durch und durch deutsch. Das aber ist und bleibt für uns die Hauptsache; denn — wie Emanuel Geibel gesagt hat, — „am deutschen Wesen soll die Welt genesen!"

46. Amerika und Madison Grant.

Τῶν δ' ἄλλων οὐ κῆδος. ἐπὴν οὗτός γε πέσῃσιν
(Denn die Anderen kümmern uns nicht, wenn jener gefallen.)
Odyssee, XXII, 254.

Seit dem Kriege ist Amerika die erste Macht der Welt. Es gibt Leute, die vor einer solchen Kraftentfaltung gebührend ihren Kotau machen. Gewiß — Amerika hat den Krieg entschieden; aber man bedenke doch auch, daß die seit vier Jahren verzweifelt kämpfenden Europäer am Ende ihrer Kräfte standen, als Amerika eingriff. Amerika hat übrigens weniger durch seine Menschen, als durch das Schwergewicht seines ungeheuren Materials gesiegt. Außerdem machte sich Amerika einer Täuschung schuldig; Feind und Freund glaubte, daß Amerika nach seinem Siege allen Völkern, Siegern wie Besiegten, das Selbstbestimmungsrecht bringen und damit eine neue Ära in der Geschichte der Menschheit eröffnen würde. Amerika hätte sich dadurch für alle Zeiten mit Ruhm bedeckt. Statt dessen half es der einen Partei die andere niederzuschlagen und überließ dann den hilflosen Besiegten der wütenden Rachsucht seiner Feinde. Das Elend der von ihrem Mutterleibe losgerissenen nationalen Minderheiten schreit zum Himmel, aber Amerika kümmert sich nicht darum.

Das Eingreifen Amerikas war ein Unglück, denn die völlig erschöpften Europäer wären schließlich zu einem Verständigungsfrieden gekommen, der beiden Teilen mehr Ehre gebracht und eine bessere Zukunft eröffnet hätte, als die Entscheidung des Krieges durch die fremden Amerikaner. Diese aber schämten sich nicht, auch die von ihnen so verachteten „Niggers" auf die weißen Verteidiger Deutschlands zu hetzen. Das Urteil darüber wird von der Geschichte einst gesprochen werden.

Nun ist Amerika die erste Macht der Welt. Aber an dem Hause dieses großen Herrn nagt ein Wurm, der es zum Einsturz bringen wird. 1860 zählte

Digitized by Google

die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 31 Millionen Menschen, darunter 4½ Millionen Neger und Negermischlinge; heute 110 Millionen, wovon aber etwa 13 Millionen Neger und Negermischlinge sind. Die Weißen haben sich durch Zuwanderung aus Europa vermehrt, die Neger hingegen aus sich selbst heraus. In New York lebt über eine Million Juden — fast lauter orthodoxe Aschkenasim aus Osteuropa. Diese Juden und die Neger vermehren sich sehr stark, während die Yankees, d. h. die echten Anglo-Amerikaner, wie Felix v. Luschan sich ausdrückte, „eine ganz schauderhaft geringe Geburtenzahl haben“ [1]). Die Yankees schwinden seit fünf Jahrzehnten unaufhaltsam dahin. Selbst in manchen agrarischen Staaten der Union, z. B. in Michigan, ist die Fruchtbarkeit der einheimischen Bevölkerung niedriger als in Frankreich. Geradezu erschreckend sieht es in den großen Städten aus: „eine Kommission fand in den 45 Palästen der reichen Fünften Avenue New Yorks zusammen nur 17 (siebzehn) Kinder!“ [2]). Das übertrifft alles, was wir von den Reichen Europas wissen, sogar von jenen in Paris. Bei den amerikanischen Negern hingegen sind 10 und 11 gesunde Kinder in einer Familie gar nichts Ungewöhnliches. Farbige Ärzte sorgen für die Hebung der hygienischen Verhältnisse, die auch wirklich besser geworden sind. Der Besitz von Land und Geld in der Hand der Farbigen nimmt stetig zu; dagegen verringert sich der Prozentsatz ihrer Analphabeten und ihrer Verbrecher. Die Gefahr der Vernegerung ist nicht mehr wegzuleugnen. Als aber Franz Boas, der bekannte Ethnologe, darauf hinwies, wurde er heftig angegriffen und geschmäht. Die Anglo-Amerikaner wollen in ihrer stolzen Selbsttäuschung nicht gestört werden. Sie trösten sich damit, daß der Prozentsatz der Neger von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgegangen sei; das ist richtig, aber es kommt nur auf Rechnung der Einwanderer. Inzwischen sind auch diese zu einer Sorge für die leitenden Männer der Union geworden. Bis 1890 bestanden die Einwanderer fast nur aus Engländern, Iren, Schotten, Skandinaviern und Deutschen; dann gewannen Romanen und Slawen die Oberhand. Es zeigte sich, daß die Union diese Elemente nur mit Schwierigkeiten in ihren Organismus übernehmen konnte. Auch Mongolen versuchten einzuwandern, was aber von der amerikanischen Regierung verboten wurde; trotzdem finden sie Mittel und Wege, um immer zahlreicher in die westlichen Staaten einzudringen. Das Verbot der Mongoleneinwanderung ist — soweit es sich dabei um Japaner handelt — ein Hauptgrund der Spannung zwischen Japan und Amerika. Aber auch die europäische Einwanderung in die Vereinigten Staaten hat sich nach und nach so unerfreulich gestaltet, daß eine „Immigration Restriction League“, ein Bund zur Einschränkung der Einwanderung, geschaffen werden mußte. Der erste Vorsitzende und die Seele dieses Bundes ist Madison Grant, mit dem wir uns nun näher beschäftigen wollen; hat er doch ein Buch verfaßt, das den bezeichnenden Titel führt „The Passing of the Great Race“ (der Untergang der großen Rasse). Unter der großen Rasse versteht Grant die arische und im besonderen die Anglo-Amerikaner. Dieses Buch behandelt in gedrängter Form fast alle Probleme der Anthropologie, Kulturgeschichte und Bevölkerungswissenschaft und hat auf die leitenden Kreise der Union eine starke Wirkung ausgeübt. Das Buch wurde von Rudolf Polland ins Deutsche übersetzt und es ist seitdem auch in der deutschen Sprachgemeinde

[1]) Felix v. Luschan: „Rassen und Völker“. Berlin, Carl Heymann, 1915. S. 30.

[2]) Schmidt-Gibichenfels: „Sterbende Völker“; zitiert nach den „Alldeutschen Blättern“, Nr. 7 vom 3. April 1926.

Digitized by Google

weitum bekannt [1]). Das beste an dem Buche scheint mir zwar die Anmerkung zu sein, die der Verleger auf Seite 143 eingeschaltet hat; weil nun aber Madison Grant ein in hoher Stellung befindlicher amerikanischer Gelehrter ist, dem alle Hilfsmittel zur Verfügung stehen, und weil er sich überdies auch noch bei englischen, französischen und italienischen Autoritäten Ratschläge geholt hat, so repräsentiert er in der Rassenlehre gewissermaßen die nichtdeutsche Wissenschaft, und es wird daher gut sein, sich mit ihm auf breiter Front auseinanderzusetzen. Ein Prospekt von Lehmann läßt uns wissen, daß Grants Werk in der Linzer „Tagespost" (von wem, wird leider nicht gesagt) wie folgt charakterisiert worden sei:

„Das Buch, das unschätzbare Aufschlüsse über die rassische Zusammensetzung der heute lebenden und der untergegangenen Völker, über die Geschichte ihrer Kultur und Sprache bietet, ist über jede Kritik erhaben und wird nicht nur bei anthropologisch vorgebildeten Lesern, sondern bei jedem Gebildeten das größte Interesse auslösen."

Der betreffende Rezensent scheint noch nie die „Deutsche Vorgeschichte" von Gustaf Kossinna oder eines jener deutschen Real-Lexika in der Hand gehabt zu haben, welche auch im Auslande gerne gekauft und benützt werden, weil sie vielfache Aufschlüsse bieten, ohne allerdings Anspruch darauf zu erheben, „über jede Kritik erhaben" zu sein.

Doch gehen wir zur Betrachtung des Grantschen Werkes über. Da fällt uns zunächst im Vorwort des Übersetzers folgender Passus auf:

„Die Ansichten des Nordamerikaners mit seinem doch in vieler Beziehung weiteren Gesichtskreis müssen um so mehr Beachtung finden, als ja in der künftigen Geschichte Europas die Nordamerikaner zweifellos eine wichtige Rolle spielen werden." (S. 5.)

Im Anschluß hieran wirft der Übersetzer die Frage auf,

„ob nicht das Schwergewicht des Germanentums beginnt, seinen angestammten Wohnsitz im Deutschen Reiche zu verlassen, ob nicht nordische Wesensart eher in Amerika Zuflucht und Gelegenheit zu neuer Entfaltung finden wird." (S. 6.)

Da haben wir jene Überschätzung Amerikas, der wir seit 1918 in Europa häufig begegnen können. Es ist doch traurig, wie kleinmütig manche Leute nach einer Niederlage zu werden pflegen. Selbst Fritz Lenz scheut sich nicht zu schreiben:

„Von Amerika aus wurde schon jahrelang vor dem Kriege für einen Bund der weißen Völker Stimmung gemacht; und es ist ewig schade, daß in Europa nicht rechtzeitig Verständnis dafür vorhanden war. Auch heute noch würden die gemeinsamen Interessen der nordischen Rasse in einem Völkerbunde unter Amerikas Führung wohl am besten gewahrt sein" [2]).

Wenn die Amerikaner einen Bund der Weißen befürworteten, so geschah es doch nur, um Hilfstruppen gegen die mongolische Welt zu gewinnen.

[1]) Madison Grant: „Der Untergang der großen Rasse" (die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas). Ins Deutsche übertragen von Dr. Rudolf Polland, Universitätsprofessor in Graz. München, Lehmann, 1925.

[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923. Bd. II, S. 272, 273. — Bemerkenswert ist, daß Gobineau jene Überschätzung Amerikas nicht geteilt hat. Das beweist sein Amerikanerkapitel im 4. Bande des „Essai". Schemann sagt darüber: „Nach Amerika hat Gobineau, im Gegensatz zu so vielen anderen europäischen Denkern und Träumern, ernst und düster hinübergeblickt und auch in den Vereinigten Staaten mehr das Grab alter, als die Wiege neuer Volkstümer gesehen." (Ludwig Schemann: „Gobineaus Rassenwerk", Stuttgart, Frommann, 1910, S. 376, 377.)

Digitized by Google

Den Fehler aber, uns in asiatische Fragen einzumengen, haben wir schon einmal begangen und ihn schwer gebüßt. Übrigens erklären jetzt auch die Amerikaner, daß sie in die Angelegenheiten Europas nie wieder eingreifen würden. Das Germanentum aber hat nach wie vor seinen wichtigsten Wohnsitz in Deutschland und nicht in Amerika; die „große Rasse" Amerikas besteht fast nur aus jener Merkmalverbindung, die ich als west-arioid bezeichnet habe, und zwar ist die west-arioide Psyche heute in Amerika noch schärfer ausgeprägt als in England. Ich kann nur lachen, wenn ich sehe, welche Ehrfurcht dem Sieger von gestern gezollt wird; lehrt doch die Geschichte auf jeder Seite, daß der Sieger von gestern durchaus nicht auch der Sieger von morgen zu sein braucht. Und was geistige und Zukunfts-Werte, was Kultur und Rasse anbelangt, so erkläre ich offen: das kleine Schottland allein ist mehr wert, als alle übrigen Länder des britischen Reiches und der Neuen Welt, in denen englisch gesprochen wird; aus dem kleinen Schottland könnte die ganze englische und nordamerikanische Kultur noch einmal hervorgehen, aus den übrigen Ländern aber nicht mehr. In Schottland sitzen die stärksten und gesündesten arischen Kräfte, über welche die sog. angelsächsischen Völker heute noch verfügen.

Doch kehren wir zu Madison Grant zurück und betrachten wir seine anthropologischen Ausführungen. Da möchte ich vor allem konstatieren, daß an den Klippen der Brachykephalen-Frage auch Grant gescheitert ist. Über den Ursprung der Brachykephalen sagt er:

„In der Tat war aller Wahrscheinlichkeit nach Tibet und der westliche Himalaya das Ausstrahlungsgebiet für alle Rundschädel der Welt." (S. 30.)

Das kann man doch nur so verstehen, daß die Brachykephalen ursprünglich alle Einer Rasse angehört hätten, wie auch Felix v. Luschan glaubte. Aber auf S. 35 bespricht Grant (im Sinne der alten Systematik) die drei europäischen Rassen, die nordische, die alpine und die mediterrane, und stellt fest,

„daß die drei europäischen Unterarten Abteilungen einer der ursprünglichen Gruppen oder Spezies des Genus homo sapiens sind, die wir zusammenfassend mangels eines bessern Namens die kaukasische nennen können."

Also einmal gehören die Alpinen, mit Rücksicht auf ihre Brachykephalie, zu den hochasiatischen Mongolen, ein andermal, wegen ihrer „kaukasoiden" Charaktere, zu derselben Urgruppe wie die Nordeuropäer und Mediterranen. Das ist eine Einteilung nach zwei unvereinbaren Kriterien und somit logisch ganz verfehlt.

Über die Einwanderung der Brachoiden in unseren Weltteil und ihren Anteil an der Entwicklung der europäischen Kultur macht sich Grant folgende Vorstellungen.

„In der Azilienperiode erscheint die erste rundköpfige Rasse. Sie kommt offenbar aus dem Osten" (Loco citato, S. 79).

„Die während der Neusteinzeit vollzogene Besetzung Mitteleuropas durch die Alpinen, die im Kielwasser ihrer Vorläufer vom selben Schlag aus dem Azilien nachfolgten — der Furfooz-Grenelle-Rasse — bedeutet einen sehr großen Kulturfortschritt. Sie brachten aus Asien die Kunst der Zähmung von Haustieren und die erste Kenntnis des Getreidebaues und der Töpferei mit und waren eine ackerbautreibende Rasse, im scharfen Gegensatz zu den fleischessenden Jägern, die ihnen vorangingen" (S. 92).

Digitized by Google

„Nachdem die Bronzewaffen in Ägypten zu großer Vollendung gebracht worden waren, wurde die Kenntnis ihrer Herstellung und ihres Gebrauches durch Eroberung in Palästina und nordwärts nach Kleinasien verbreitet. Die Wirkung des Besitzes dieses neuen Waffen auf die alpinen Völker Westasiens war zauberhaft und führte zu einer ausgedehnten und endgültigen Verbreitung der Rundköpfe in Europa. Dieser Einbruch kam durch Kleinasien, den Balkan und das Donautal, ergoß sich vom Norden her über Italien, führte die Bronze unter den früheren alpinen Pfahldorfbewohnern der Schweiz und unter den Mittelländern der Terramara-Siedelungen im Potale ein und reichte zu einem späteren Zeitpunkt westlich bis Britannien und nördlich bis Holland und Norwegen, wo man seine Spuren noch unter der jetzigen Bevölkerung nachweisen kann. Das gleichzeitige Auftreten der Bronze um 3000 oder 2800 vor Chr. sowohl im Süden als im Norden Italiens kann möglicherweise einer Seitenwelle desselben Einbruches zugeschrieben werden, die durch Ägypten kam, wo sie die sog. Rundschädel von Gizeh hinterließ, Tunis und Sizilien erreichte. In Süditalien kann die Bronze von Kreta aus eingeführt worden sein" (S. 85).

„Die Alpinen setzten in der Zeit ihrer größten Ausbreitung um 1800 vor Chr. nach Britannien über und einige wenige erreichten Irland und führten die Bronze auf diesen beiden Inseln ein. Da dieses Metall ungefähr zur selben Zeit in Schweden erscheint, kann man mit Sicherheit annehmen, daß es bei diesem Einbruch eingeführt wurde" (S. 91).

„In Westasien dürften anscheinend Angehörige dieser (nämlich der „alpinen") Rasse die Ehre der frühesten Zivilisation Mesopotamiens, die wir kennen, beanspruchen, nämlich die der Sumerer und ihrer nördlichen Nachbarn von Akkad in Mesopotamien. Ebenso ist sie die Rasse des alten Elam und Medien. Tatsächlich gehört die Grundlage der mesopotamischen Zivilisation dieser Rasse an" (S. 96).

Diese Ausführungen stehen mehrfach im Widerspruch mit den Ergebnissen der Forschung. Daß der Getreidebau, die Haustierzucht und die Töpferei durch brachoide Menschengruppen eingeführt worden seien, ist eine Behauptung, die ganz in der Luft hängt. Im Gegenteil — alles spricht dafür, daß dolichoide Nordeuropäer diese neue Wirtschaftsform verbreitet haben. Jedenfalls sind die neolithischen Ackerbauer Mitteleuropas, deren Skelette gefunden wurden, weit überwiegend dolichoid. Daß auch brachoide Elemente unter ihnen vorkommen, läßt sich leicht begreifen, weil ja solche schon in mesolithischer Zeit am Nordrand der Alpen nachweisbar sind (Ofnet-Fund!). Manche Archäologen zeigen sich geneigt, die bandkeramische Kultur aus dem Osten herzuleiten, aber gerade bei den bandkeramischen Ackerbauern der ersten Stufen finden wir allgemeine Dolichokephalie, die erst in später Zeit von brachoiden Formen abgelöst wird, und zwar nur in den Sudetenländern, wo eben ein älterer Menschenschlag als Träger der Brachykephalie in Betracht kommt. Noch klarer wird das Bild in den Zeiten der Metallkultur. Nur die Glockenbecher-Leute sind brachykephal; diese kommen aber von Westen. Im übrigen entspricht jeder neuen Phase der Metallkultur eine dolichoide Menschenwelle. Das sind keine Hypothesen, sondern bekannte Tatsachen. Die Annahme, es sei die Bronze schon um 3000 vor Chr. in Norditalien bekannt gewesen und sie habe sich dann allmählich über Europa verbreitet, um 1200 Jahre später Schweden zu erreichen, ist durch die chronologischen Forschungen von Oscar Montelius und Gustaf Kossinna endgültig abgetan. Man weiß jetzt, daß die Bronze am Beginne des 2. vorchristlichen Jahrtausends in ver-

Digitized by Google

hältnismäßig rascher Folge allen führenden Völkern Europas bekannt geworden sein muß. Von wo die Bronze ausging, weiß man noch nicht, doch ist ihre Herstellung möglicherweise an verschiedenen Stellen unabhängig voneinander erfunden worden. Der ägäische Kulturkreis scheint allerdings die Bronze schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend gekannt zu haben; von hier aus könnte die Bronze auf dem Seewege bis zu den britischen Inseln und auf dem Landwege nach Mitteleuropa gekommen sein. Die Darstellung von Grant aber, der den Ackerbau und die Bronzetechnik durch wiederholte große Wanderwellen brachoider Menschen über ganz Europa verbreiten läßt, entbehrt sicherlich aller anthropologischen und archäologischen Stützen.

Ebenso verfehlt ist es, wenn Grant die Sumerer schlechthin seiner „alpinen Rasse" zuweist. Es kommen unter den Sumerern brachoide Formen vor, was bei der Nähe der armenischen Berglandschaft, dieses Hauptsitzes der Brachoiden, nicht wundernehmen darf; davon aber, daß bei den Sumerern im allgemeinen ein hoher Längen-Breiten-Index nachweisbar wäre, kann gar keine Rede sein. Der Längen-Breiten-Index der dolichoiden Sumerer schwankt nach Buxton von 66 bis 73, jener der brachoiden liegt etwa bei 82; schon daraus ergibt sich ein starkes Hinneigen des Gesamtvolkes zur Dolichokephalie [1]).

Über die Finnen äußert sich Grant wie folgt:

„Die Frage der Finnen ist schwierig. Die Küste Finnlands ist natürlich rein schwedisch, aber die Hauptmasse der Bevölkerung im Innern ist kurzköpfig, wenn auch sonst von nordischem Schlag" (S. 145).

Ich nehme das mit Befriedigung zur Kenntnis, denn es erweist klar, daß man auf Grund der asiatischen Hypothese das Finnen-Problem nicht aufzuklären vermag.

Die heutigen Süditaliener hält Grant „größtenteils" für „Nachkommen von unbestimmbaren Sklaven aller Rassen, hauptsächlich von den südlichen und östlichen Küsten des Mittelmeeres, die zur Kaiserzeit von den Römern zur Bewirtschaftung ihrer brachliegenden Güter eingeführt wurden" (S. 56).

Diese Auffassung verträgt sich nicht mit dem klaren anthropologischen Befunde, nach welchem kleine, brünette, dolichoide Menschen über den ganzen Süden Italiens ausgebreitet sind. Der Typus dieser Leute tritt uns am reinsten in den Gebirgen entgegen, z. B. im Gennargentu, wohin sicher keine Sklaven gebracht wurden. Wir haben es also bei diesen Mediterranen mit einer Urbevölkerung zu tun und nicht mit den Nachkommen von Sklaven aus römischer Zeit, jedenfalls nicht mit solchen vorderasiatischer Herkunft. Daß die hereingeschleppten Sklaven die bodenständige Bevölkerung nicht nenneswert beeinflussen konnten, geht übrigens auch aus den soziologischen Verhältnissen hervor, unter denen sie lebten, oder, richtiger gesagt, schmachteten. Die landfremden Sklaven lebten nicht familienweise, sondern bestanden fast nur aus Männern, die bei Tage auf den Feldern arbeiten mußten, nachts aber in das „Ergastulum", einen festgebauten Kerker, gesperrt wurden. Sie gingen infolgedessen bald zugrunde und werden nur selten Nachkommen hinterlassen haben. Mommsen sagt ausdrücklich:

„Bei der auf Leben und Fortpflanzung der Sklaven wenig Rücksicht nehmenden Nutzungsweise schwand die Sklavenbevölkerung beständig zu-

[1]) Vgl. S. Langdon: „Excavations at Kish", Paris, 1924. — Besprochen von V. Christian in den „Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien", 1926; Bd. 56, S. 130, 131.

Digitized by Google

sammen und selbst die stets neue Massen auf den Sklavenmarkt liefernden Kriege reichten nicht aus, das Defizit zu decken" [1]).

Ich wende mich nun den politischen und ethischen Folgerungen zu, welche Grant aus seinen anthropo-soziologischen Theorien zieht. Er wandelt dabei auf denselben Wegen und zeigt dieselben Neigungen reaktionärer und menschenfeindlicher Art, wie sie uns auch in Europa verschiedentlich entgegentreten. Nur führt der Amerikaner eine deutlichere und kräftigere Sprache. Man beachte die folgenden Stellen.

„In den von einer rassisch mehr oder minder gleichartigen Bevölkerung bewohnten Ländern zeigt sich überall die Erscheinung der Vervielfachung der unteren Klassen, die gestützt und gefördert wird durch die edle, aber unheilvolle Menschenfreundlichkeit der Begüterten" (S. 12).

„Die Erhebung der tieferstehenden Rassen und Stände nicht nur in Europa, sondern überall auf der Welt geht aus jeder Depesche aus Ägypten, Irland, Polen, Rumänien, Indien und Mexiko hervor. Sie wird als Nationalismus, Patriotismus, Freiheit und mit anderen hochtönenden Namen bezeichnet, ist aber überall die Erscheinung des Aufbäumens der lange unterdrückten, unterworfenen, dienenden Klassen gegen die Herrenrasse" (S. 12).

„Heutzutage herrscht noch der weitverbreitete alberne Glaube, daß sowohl Umwelt wie Erziehung und günstige äußere Bedingungen imstande seien, die Erbeigenschaften zu ändern, ein Glaube, der von dem Lehrsatz der Brüderlichkeit der Menschen herstammt; und dieser hinwiederum stammt von den seichten Doktrinären der französischen Revolution und ihren amerikanischen Nachbetern. Solche Ansichten haben ..... viel Schaden angerichtet" (S. 26).

„Die Gesetze gegen Mischheiraten müssen sehr erweitert werden, wenn sich die höheren Rassen behaupten wollen" (S. 50).

Grant eifert gegen die „irregeleitete Gefühlsschwärmerei" (S. 45) und spottet über die Zeit, wo die Demokratie und „ihr unehelicher Sprößling, der Sozialismus, endgültig die Kakokratie und Pöbelherrschaft aufrichten und allem Fortschritt ein Ende machen" (S. 60).

„Australien und Neuseeland, wo die Eingeborenen tatsächlich von den Weißen vernichtet worden sind, entwickeln sich zu Gemeinwesen rein nordischen Blutes und werden deshalb in der zukünftigen Geschichte des Stillen Ozeans noch eine große Rolle spielen" (S. 60).

„Die Unterdrückung der Hungersnöte und Kriege und die Verhinderung des Sklavenhandels — er spricht hier von Afrika — sind, obgleich den edelsten Regungen der Menschlichkeit entspringend, selbstmörderisch für die Weißen. Nach Entfernung dieser natürlichen Hemmungen vermehren sich die Neger so rasch, daß für die Weißen auf diesem Erdteil kein Wohnplatz mehr bleiben wird, wenn nicht vielleicht die tödliche Schlafkrankheit, die die Eingeborenen viel häufiger befällt als die Weißen, ungehindert ihren Lauf nimmt" (S. 60).

„Das frühe, weltabgewandte Christentum spielte bei diesem Niedergang des Römerreiches eine große Rolle, da es im Anfang die Religion des Sklaven, des Schwachen und Niederen, indessen der Stoizismus die Religion der starken Menschen dieser Tage war" (S. 136).

---

[1]) Theodor Mommsen: „Römische Geschichte"; 8. Aufl., Berlin, 1889; Bd. II, S. 75.

Digitized by Google

„Diese Richtung zugunsten der schwächeren Bevölkerungsteile wirkte ihrer Ausmerzung durch die Naturvorgänge sehr entgegen" (S. 136).

„Das Christentum neigte damals wie noch jetzt dazu, Standes- und Rassenunterschiede zu durchbrechen. Die Aufrechterhaltung solcher Unterschiede ist unbedingt wesentlich für die Rassenreinheit in jedem Gemeinwesen, wo zwei oder mehr Rassen beisammen leben. Rassenbewußtsein mag ein Vorurteil genannt werden von jenen, denen es die Laufbahn verrammelt, aber es ist eine natürliche Veranlagung, die dazu dient, die Reinheit der Art zu bewahren; die leidige Tatsache, daß sich fast alle Menschenarten ohne weiteres kreuzen können, läßt uns in dieser Sache keine Wahl. Die Rassen müssen durch künstliche Maßnahmen dieser Art getrennt gehalten werden, oder sie vermischen sich schließlich und bei der Nachkommenschaft überwiegt der allgemeinere oder niedere Schlag" (S. 137).

„Die Vielweiberei hat den Einfluß der herrschenden Türken sehr gestärkt. Tatsächlich ist in den Oberschichten der höheren Rassen die Einehe und die daraus sich ergebende Beschränkung der Nachkommenzahl vom Standpunkte der Rassenentfaltung aus eine Quelle der Schwächung gewesen" (S. 145).

„Wir Amerikaner müssen uns darüber klar sein, daß die Leitgedanken der Nächstenliebe, die unsere gesellschaftliche Entwicklung im verflossenen Jahrhundert beherrscht haben, und der weichliche Gefühlsüberschwang, der Amerika zur ‚Zufluchtsstätte für die Bedrückten' gemacht hat, die Nation dem Rassenverfall zutreibt" (S. 159).

Aus diesen Worten Grants spricht der Geist des neuen Amerika. Es ist eine deutliche Abkehr von den Idealen der Väter; diese waren stolz auf ihre Freiheit und Demokratie; sie wollten Amerika zu einer Zufluchtsstätte für die Bedrückten machen und schwärmten für Aufhebung aller Standesunterschiede und für die Brüderlichkeit der Menschen. Grant aber verwirft das alles; er will die Menschen durch „künstliche Maßnahmen" voneinander trennen; er kann sich mit der Nächstenliebe nicht befreunden und bedauert sogar die Abschaffung des Sklavenhandels und der Vielweiberei. Dagegen erregt die Vernichtung der Eingeborenen in Australien und Neuseeland sein Wohlgefallen.

Daß die Menschen ungleich sind und daß diese Ungleichheit durch Erziehung nicht überbrückt werden kann, ist eine naturwissenschaftliche Erkenntnis; die Brüderlichkeit der Menschen aber ist ein unumgängliches ethisches Postulat. Die scheinbare Unvereinbarlichkeit beider besteht in Wirklichkeit gar nicht, denn Ungleichheit und Brüderlichkeit vertragen sich sehr gut. Auch leibliche Brüder sind ja meistens ungleich. Trotzdem würde man es von einem begabten Bruder sehr häßlich finden, wenn er den unbegabten verachten und ihm die Brüderlichkeit verweigern wollte. Auch Vereinsmitglieder sind ungleich und dennoch haben sie dieselben Rechte. Genau so wird es einst in der Menschheit sein; die naturgeschichtlichen Unterschiede bleiben, aber die Menschenrechte müssen allgemein anerkannt werden: das Recht des Einzelnen auf Freiheit und auf einen Anteil an der Mutter Erde, das Recht der Nation auf Selbstbestimmung und das Recht der Rasse auf den Weltteil, dem sie entsprossen ist. Zur Trennung der Rassen bedarf es dann keiner Strafandrohungen gegen die Mischheiraten mehr; die Trennung muß sich ganz von selbst in dem Maße vollziehen und vertiefen, als das Selbstbewußtsein der unabhängig voneinander lebenden Rassen sich steigern wird.

Digitized by Google

Die Negermischlinge in den Vereinigten Staaten stammen von schwarzen Frauen und weißen Männern ab; die weißen Frauen hingegen verschmähten es grundsätzlich, sich mit schwarzen Männern abzugeben. Bestehen einmal die großen Rassenverbände, wie ich mir sie vorstelle, dann dürfte ein Zeitalter kommen, in dem auch die farbigen Frauen es verschmähen werden, sich mit europäischen Männern einzulassen. In diesem Sinne begrüße ich den Äthiopismus, eine große, rassenbewußte Freiheitsbewegung unter den Negern; sie wird Anschluß an die mohammedanische Welt suchen und zu einer Revolte gegen den atlantischen Imperialismus führen.

Wenn Grant Stoizismus und Christentum für Gegensätze hält, so irrt er; die Stoa ist eine dem Christentum gleichsinnige Bewegung (siehe Seite 148).

Die Sympathie für die Vielweiberei findet sich auch bei anderen Rassenhygienikern. So schreibt z. B. Fritz Lenz:

„Wenn der Rassenhygieniker für die Festigkeit der Ehe eintreten muß, so hat er doch keinen Anlaß, gerade die monogame Form der Ehe mit besonderem Eifer zu verteidigen. Chr. v. Ehrenfels („Die konstitutive Verderblichkeit der Monogamie", Archiv für Rassenbiologie, 1907) hat mit guten biologischen Gründen die Vorzüge der polygynen Ehe hervorgehoben. Deren Einführung bei uns kommt aber praktisch natürlich nicht in Betracht" [1]).

Wer sich als Rassenhygieniker für die Vielweiberei einsetzt, übersieht eine soziologische und eine populationistische Tatsache. Der Harem ist noch immer und überall eine Geldfrage gewesen; nur die reichsten Männer konnten sich einen Harem leisten. Die reichsten Männer sind aber nur in sehr seltenen Fällen die biologisch wertvollsten. Populationistisch hingegen ist zu beachten, daß die Haremsfrauen im allgemeinen stets viel weniger Kinder haben, als die in Einehe lebenden. Wo die Einehe am strengsten beobachtet wird, vermehrt sich eine Bevölkerung am raschesten, denn dort entfallen auf die einzelne Frau die meisten Kinder. Die amerikanischen Squatters, die sich als Bauern in den einsamen Wäldern niederließen, waren außerordentlich kinderreich, weil die Männer jung heirateten und weil sie bei dem großen Frauenmangel, der dort herrschte, absolut monogam leben mußten. Es war die große Zeit der amerikanischen Landnahme und die Bevölkerung wuchs, auch ohne Zuwanderer, schnell aus sich selbst.

Von diesen urkräftigen Zuständen ist das heutige Amerika weit entfernt. Schon 1892 waren in den sog. Neu-England-Staaten, dem eigentlichen Kern der Union, bei der einheimischen Bevölkerung die Todesfälle zahlreicher als die Geburten [2]). Ich glaube nicht, daß es ein Mittel gibt, dieses Dahinschwinden der Yankees noch aufzuhalten. Vor allem ist das ganze Volk viel zu reich; es besitzt ein Land, in dem 1000 Millionen Menschen bequem leben könnten, und die unermeßlichen Schätze dieses Landes stehen ihm ohne weiteres zur Verfügung. Reiche Leute aber vermehren sich nicht; insbesondere haben die meisten reichen Frauen keine Zeit für Kinder. Dazu kommt, daß es in den Vereinigten Staaten eine ländliche Bevölkerung in unserem Sinne nicht mehr gibt.

---

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene". München, Lehmann, 1923; Bd. II, S. 199.

[2]) Alfred Ploetz: „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen", Berlin, 1895.

Digitized by Google

„Die nordamerikanische Landwirtschaft verdankt ihren schnellen und großen Aufschwung nicht zum wenigsten auch den Eigenschaften des Farmers selbst, der viel mehr unsteter Spekulant und Unternehmer, als landsässiger, mit der Scholle verwachsener Bauer ist und der aller technischen, die teuren menschlichen Hilfskräfte ersetzenden maschinellen Neuerungen sich sofort bemächtigt" [1]).

Diese Worte Daenells erklären uns alles. Es fehlt das Rhizom der bodenständigen arischen Landbevölkerung mit ihren Bauern, Kleinhäuslern und Tagelöhnern, die den unerschöpflichen Born für die Speisung der Städte mit neuen Menschen darstellen. Der amerikanische Landarbeiter ist genau so gut wie der Farmer ein Spekulant; er will von dem großen Reichtum, der da liegt, etwas erhaschen, um dann mit seinen Ersparnissen fortzuziehen und irgendwo ein neues Unternehmen zu begründen. Ich bin weit entfernt davon, ihm das zu verdenken, nur möchte ich betonen, daß eine solche Bevölkerung auf ständigen Nachschub aus Europa angewiesen ist. Dieser Nachschub nun hat sich — wie auch Madison Grant zugibt — sehr verändert, so daß es den amerikanischen Behörden Kopfzerbrechen macht, die „erwünschten" von den „unerwünschten" Elementen zu scheiden. Die Zukunft der Vereinigten Staaten hängt aber von der Frage ab, ob und wie lange noch „erwünschte" Einwanderer in genügender Anzahl zuströmen werden. Vor dem Kriege hatte die Auswanderung aus Deutschland so gut wie aufgehört; wir wollen dafür sorgen, daß es wieder so werde. Und auch die Skandinavier dürften andere Ziele für ihren Bevölkerungsüberschuß finden. Das ist dann eine traurige Perspektive für Amerika! Diese Perspektive wird dadurch nicht besser, daß Grant die größte Stadt seines Landes, die Geld-Metropole New York, eine „Cloaca gentium" (einen Pfuhl der Menschheit) nennt (S. 67) und auch dadurch nicht, daß die amerikanischen Eugeniker unter der Führung von Laughlin 15 Millionen „Minderwertiger" unfruchtbar machen wollen.

Weltpolitischer Hochmut, ungeheurer Reichtum, Spekulantenwesen, zunehmende Verstädterung und Mangel an Seßhaftigkeit sind lauter Momente, welche einem natürlichen Bevölkerungswachstum entgegenwirken, und das heutige Amerika überstürzt sich in dieser Entwicklungsrichtung. Dazu kommt seit dem kubanischen Kriege und besonders seit 1918 die immer gewaltiger hervortretende imperialistische Tendenz, der nun die Gelehrten ein biologisches Mäntelchen umzuhängen trachten. Der große Erfolg des Buches von Madison Grant ist ein Zeichen der Gesinnung, welche Amerika beseelt. Und Grant steht nicht allein. Er scheint Schule zu machen. Die von ihm skizzierte anthropologische Philosophie hat bereits einen zweiten Interpreten und Verkünder in Lothrop Stoddard gefunden [2]). Gleich Madison Grant konstatiert auch Stoddard mit namenloser Empörung, daß die ganze Welt von Unruhe ergriffen sei und daß überall die „Untermenschen" sich anschickten, gegen die „Zivilisation" zu revoltieren. Den bösen Geist, der dabei überall den Aufwiegler und Rädelsführer spielt, nennt Stoddard „the tainted genius" (das bemakelte Genie). Hans Günther ist davon entzückt und führt diesen neuen Begriff unter der Bezeichnung „der befleckte Begabte" in das deutsche

[1]) E. Daenell: „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika". Teubner, Leipzig, 1914; S. 112.

[2]) Lothrop Stoddard: „The Revolt against Civilisation. — The Menace of the Underman" (Der Aufstand gegen die Zivilisation; die Drohung des Untermenschen); 1924. Ins Deutsche übersetzt von Wilhelm Heise und unter dem Titel „Der Kultur-Umsturz" herausgegeben von Lehmanns Verlag in München. Es ist verdienstvoll, daß Lehmann diese amerikanischen Bücher dem deutschen Leserkreise leicht zugänglich macht.

Digitized by Google

Schrifttum ein[1]). Also Günther, ein Angehöriger des armen, getretenen deutschen Volkes, merkt nicht, was hinter den gelehrten Tiraden der beiden Amerikaner steckt: Doch nichts anderes, als der Unterdrücker- und Ausbeuterwille des atlantischen Imperialismus!

Im Januar 1926 machte folgende Notiz die Runde durch die Presse fast der gesamten Welt:

„Der als Kontrollor in den Generalrat der Deutschen Reichsbank beorderte Amerikaner Mac Garrah hielt bei einem ihm zu Ehren gegebenen Frühstück in New York eine Rede, die in Deutschland mit eigenartigen Gefühlen gelesen wird. Er sagte nämlich: ..... Wenn die Deutschen willens sind, täglich 10—14 Stunden zu arbeiten, ohne sich vor irgendeiner Arbeit zu scheuen, wenn die deutsche Frau als Pferd den beladenen Arbeitskarren ziehen hilft, der deutsche Knabe nach der Anleitung des Vaters den Garten bearbeitet, dann kann der Erfolg der Ernte für die Gläubiger nicht ausbleiben."

Man sollte meinen, das wäre deutlich genug, um auch den verbohrtesten deutschen Ideologen endlich die Augen zu öffnen. Lenz und Günther freilich möchten uns noch immer glauben machen, daß es den Herren Grant und Stoddard nur um die „Nordische Sache" zu tun sei und daß man mit ihnen Hand in Hand gehen müsse, um die „Norden" in der ganzen Welt und durch sie das deutsche Vaterland zu retten. Nein, meine Verehrtesten! Ich traue den Westarioiden nicht über den Weg, auch nicht, wenn sie ihrer Politik einen biologischen Anstrich geben. Timeo Danaos et dona ferentes! Man verschone mich mit dem Märchen von der Nordischen Internationale, welcher in London und New York jedes organische Substrat fehlt. Denn nicht der Arier gibt heute dort den Ton an, sondern der Westarioide, derselbe, der die Hungerblockade verhängt und das Selbstbestimmungsrecht ausgerufen hat, bis die deutsche Schlachtordnung sich löste. Damals köderte man uns mit dem Selbstbestimmungsrecht, heute mit der gemeinsamen Nordischen Sache!

Es läuft doch immer auf das gleiche hinaus: ob die französische Regierung den armen Müttern am Senegal ihre gesunden Jungen wegnimmt, um sie vom Korporal malträtieren und auf irgendeinen fernen Kriegsschauplatz treiben zu lassen, ob der Engländer die indischen Rebellen vor die Kanonen bindet oder ob der Amerikaner die deutschen Frauen als Ackergäule arbeiten lassen will, — immer bilden wir Anderen, seien wir nun Weiße, Gelbe oder Schwarze, nur die Materie, nur das corpus vile, nur das Beherrschungsobjekt, damit **Er**, der Westarioide, der Angehörige der „Great Race", der geborene Herr der Welt, der Träger der einzig wahren „Civilisation", auf Schiffen, Bahnen und Flugzeugen mit stets wachsender „speed" seinen Geschäften nachjagen, in Paris „das Leben genießen" und in den Wolkenkratzern von New York immer mehr Milliarden anhäufen könne, Milliarden, für welche die kinderscheuen Dollarfürstinnen kaum noch einen Erben zu beschaffen wissen. Wenn sich aber jemand dagegen auflehnt, diesem Imperialismus und Merkantilismus, diesem modernen Puniertum ergebenst zu dienen, so gibt es Gelehrte, die herausfinden, das sei eine „Drohung des Untermenschen".

Man hat mir vorgeworfen, daß ich das amerikanische Volk unterschätzte und ihm Unrecht täte. Als ich aber kürzlich in einem Kurorte Gelegenheit

[1]) Hans Günther: „Der Nordische Gedanke". München, Lehmann, 1925, S. 98.

Digitized by Google

hatte, einer geistreichen Amerikanerin meine sozialpolitischen Ansichten auseinander zu setzen, da sagte sie plötzlich: „Sie denken ganz amerikanisch!“ — Dieser scheinbare Widerspruch ist sehr leicht aufzuklären. Ich denke so, wie die glorreichen Amerikaner eines vergangenen Zeitalters dachten, jene Amerikaner, welchen Madison Grant Vorliebe für die Demokratie, unheilvolle Menschenfreundlichkeit, seichten Doktrinarismus, Gefühlsschwärmerei und ähnliche Psychopathien vorwirft und von deren Traditionen er sich und die heutige amerikanische Jugend gänzlich freimachen will. Ich bewundere den unbeugsamen George Washington, der seinem Volke die Freiheit erstritt, ich bin ganz auf Seiten des weitblickenden James Monroe, der die Unantastbarkeit seines Weltteiles ausrief, ich schwärme für die große Beecher-Stowe, die mit ihrem Buche die Geister von Millionen in Bewegung setzte, ich verehre den allerdemokratischesten Abraham Lincoln, der es vom Ackerknecht zum Unionspräsidenten brachte und der durch seine Proklamation von 1862 alle Sklaven innerhalb der Vereinigten Staaten für frei erklärte. Das sind in meinen Augen die wahren Amerikaner, die Amerikaner jener heroischen Zeit, in welcher Amerika, Freiheit und Demokratie so gut wie ein Begriff waren. Und in diesem Sinne denke ich wirklich „ganz amerikanisch“. Das moderne Amerika hingegen, das von Macht und Reichtum geblendet, die Ideale der eigenen Väter verwirft und in Madison Grant seinen Propheten erblickt, gilt mir mit seinem Imperialismus als ein Feind der Menschheit.

Der amerikanische Dichter Ralph Waldo Emerson hat einst vorausschauend gesagt, das Machtgebiet der Vereinigten Staaten reiche im Norden und Süden bis zu den ewigen Eiswüsten der Pole, im Osten bis an die aufgehende Sonne, im Westen aber bis zum jüngsten Gericht. — Der Mann hat vollkommen wahr gesprochen, denn im Osten, d. h. in Europa, wo jetzt alles darniederliegt, wird die Sonne eines neuen und schöneren Zeitalters aufgehen, von Westen aber, wo der Schöpfer eine dritte Welt errichtet hat und wo eine andere Monroe-Doktrin ihre volle Geltung besitzt, von dieser erwachenden Welt am fernen Westgestade des Stillen Ozeans wird einst über die atlantischen Imperialisten der große Tag des Gerichtes kommen.

47. Die sog. selektive Rassenhygiene.

„Es gibt kein größeres Hindernis des Fortgangs in den Wissenschaften als das Verlangen, den Erfolg davon zu früh verspüren zu wollen.“
Georg Christoph Lichtenberg
(„Vermischte Schriften“.)

Daß die Oberschichten aussterben, haben wir schon mehrfach erörtert. Diese Erfahrung gilt für alle Zeiten und Völker. Auch die heutigen europäischen Kulturstaaten machen keine Ausnahme. Es wirkt aber doch überraschend, wenn man aus den statistischen Aufnahmen ersieht, daß gerade die hochbegabten Menschen am wenigsten Kinder haben, und daß die Zahl der Kinder in den Familien um so mehr wächst, je niedriger die Bildung und die soziale Stellung ist. Die kleinste Kinderzahl erscheint bei den Akademikern, die größte bei den Handarbeitern und zwar gerade bei den ungelernten Arbeitern. Nun finden sich in den oberen Ständen die Merkmale der arischen Rasse häufiger als in den unteren, man sieht daher in der Kinderarmut der oberen Stände einen der am schwersten wiegenden Beweise für

Digitized by Google

die „Entnordung", d. h. für das Aussterben der arischen Rasse. Diese aber ist die Trägerin unserer Kultur, wie Karl Röse mit besonderer Bestimmtheit ausgesprochen hat:

„Der nordische Rassenbestandteil des deutschen Volkes ist der Hauptträger seiner geistigen Kraft"[1]).

Angesichts der statistischen Ergebnisse über das Aussterben der Gebildeten und geistig Führenden klagt nun Fritz Lenz:

„Unsere Universitäten, welche gern als die „Pflegstätten deutschen Geisteslebens" bezeichnet werden, sind in Wahrheit Stätten des Todes der höheren Begabungen"[2]).

Und er prophezeit „die Verpöbelung der Rasse und den Verfall der Kultur"[3]). Auch andere Autoren zeigen einen ähnlichen Pessimismus. So schreibt Alfred Ploetz:

„Damals (im Altertum nämlich) bestanden noch riesige Reserven zwar kulturell wenig entwickelter, aber hochbegabter nordischer Menschen im nördlichen Europa, die das entsunkene Kulturwerk wieder aufnehmen konnten; allein wenn die heutigen Kulturvölker entarten, sitzt herum nur eine minder begabte Menschheit von mangelhafter schöpferischer Kraft, die den überkommenen Rest der Kultur zwar bewahren, aber kaum oder nur sehr langsam weiterbilden würde"[4]).

Die schwersten Befürchtungen aber äußert Hermann Siemens:

„Die begabteren Volksteile unterliegen im Kampf ums Dasein den weniger begabten . . . . . Die Erbstämme, die allein fähig sind, unsere Kultur auf gleicher Höhe zu erhalten und fortzuführen, werden durch die fortschreitende Proletarisierung unseres Nachwuchses vertilgt. Die führenden Kreise, die in körperlicher und geistiger Beziehung die größte Zahl der besten Erbstämme enthalten, sind tatsächlich bereits in raschem Aussterben begriffen."[5]).

Und Alfred Grotjahn sagt:

„Ohnehin muß ja der jetzt bestehende Zustand, daß die Ergänzung der oberen Kreise weniger durch eigene Vermehrung, als durch Aufsteigen einzelner aus den unteren Schichten vor sich geht, im Laufe der Zeit mit Sicherheit zu vollständiger Auspowerung der Nation an Tüchtigen, Begabten und Willensstarken führen"[6]).

Der Gedankengang ist also folgender: Da die Oberschichte beständig wegstirbt und da die Nation zu ihrer Erhaltung auf den Geburtenüberschuß der Unterschichte angewiesen ist, so wird schließlich die ganze Nation den Rassencharakter und die sämtlichen biologischen Eigenschaften der Unterschichte annehmen müssen; da ferner die Unterschichte nur sehr wenige arische Elemente enthält und diese beständig herausgezogen werden, um oben zu-

[1]) Karl Röse: „Beiträge zur europäischen Rassenkunde"; Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie; Jahrgänge 1905 und 1906.

[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene"; München, Lehmann, 1923; Band II, Seite 111.

[3]) Baur-Fischer-Lenz (siehe oben): Band II, Seite 120.

[4]) Alfred Ploetz: „Sozialanthropologie" in Teubners „Kultur der Gegenwart", Bd. „Anthropologie", 1923; S. 656.

[5]) Hermann Werner Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik"; 3. Aufl., München, Lehmann, 1926, S. 86, 87. — Die kleine Schrift, die mit anerkennenswerter Klarheit verfaßt ist, eignet sich zur Einführung in die Vererbungslehre. Die bevölkerungspolitischen Ansichten des Verfassers lehne ich zum größten Teile ab.

[6]) Alfred Grotjahn: „Geburtenrückgang und Geburtenregelung", Berlin, 1921.

Digitized by Google

grunde zu gehen, so führt dieser Prozeß zur Abartung und zum Verfall des ganzen Volkes. Die Maßregeln aber, die angewendet werden sollen, um der drohenden Gefahr noch rechtzeitig entgegen zu wirken, bezeichnet man zusammenfassend als „selektive Rassenhygiene". Selektion heißt Auslese und dieser Begriff spielt in der Naturwissenschaft eine sehr große Rolle. Überall in der freien Natur herrscht eine unerbittliche Auslese, durch welche die untauglichen Elemente ausgeschieden und vernichtet, die überlebenden aber gesund und für den Lebenskampf tüchtig erhalten werden. In ähnlicher Weise soll nun auch das Volksmassiv durch die selektive Rassenhygiene gekräftigt werden. Dabei denkt man an eine doppelte Wirksamkeit; nämlich einerseits an eine elektive, d. h. die guten Erbstämme auswählende und ihren Nachwuchs mehrende, anderseits an eine eliminatorische, d. h. die unerwünschten Erbstämme von der Förderung ausschließende und ihren Nachwuchs mindernde „Geburtenpolitik".

Wenn man das Wort „Rassenhygiene" hört, so entsteht unwillkürlich die Vorstellung, es handle sich darum, einer bestimmten Rasse — und das könnte doch in unserem Falle nur die arische sein — zur Erhaltung und Ausbreitung zu verhelfen. Aber diesen Gedanken hat man fallen lassen, offenbar weil er starkem Widerstande begegnete. Man beschränkt sich darauf, die „Begabten" vermehren zu wollen, und Siemens betont ausdrücklich, daß

„der entscheidende Programmpunkt der Rassenhygiene, die Geburtenvermehrung der fähigsten Bevölkerungsschichten, auch den Forderungen einer Erhaltung der nordischen Rasse genüge".

Er fährt dann fort:

„Ist also die nordische Rasse die kulturfähigste, dann wird durch die Rassenhygiene — selbsttätig und unausgesprochen — eine Verhinderung der „Entnordung", und zwar ohne jede Betonung von Rassengegensätzen bewirkt werden." [1]).

Was nun die Maßregeln anbetrifft, deren sich die selektive Rassenhygiene bedienen soll, um ihr Ziel zu erreichen, so denkt man zunächst an Änderungen des Steuerwesens und des Erbrechts, wodurch einerseits die kinderreichen Familien begünstigt, anderseits den kinderarmen die Vorteile des Erbganges geschmälert werden sollen, damit „die Beschränkung der Kinderzahl auf weniger als vier keinen wesentlichen wirtschaftlichen Vorteil mehr gewähre" (Siemens, loco citato S. 99). Bemerkenswert ist, daß die deutschen Rassenhygieniker — im Gegensatz zu den französischen — die wahllose Unterstützung der kinderreichen Familien ablehnen, weil sich dann gerade die Unterschichte noch stärker vermehren würde; sie wollen hauptsächlich der Oberschichte, und zwar den Beamtenfamilien zu Hilfe kommen, um die hier vorhandenen wertvollen Erbstämme zu retten. Darin liege ja eben der Sinn der „selektiven" Rassenhygiene: die geistige Leistungsfähigkeit solle gehoben werden.

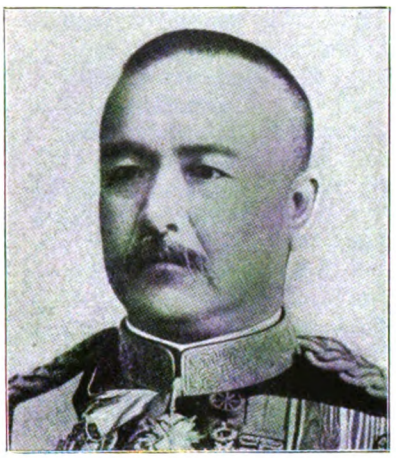
Über all diese Fragen hat in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien" (Jahrgänge 1925 und 1926) eine sehr lehrreiche Kontroverse stattgehabt, aus der ich einige Stellen hier wiedergeben möchte. Viktor Lebzelter hatte die 2. Auflage der Schrift von Siemens besprochen und sich dabei wie folgt geäußert:

„Dort, wo der Autor den Boden der Vererbungswissenschaft verläßt und von „Geburtenpolitik" spricht, hat er — gleich anderen Autoren —

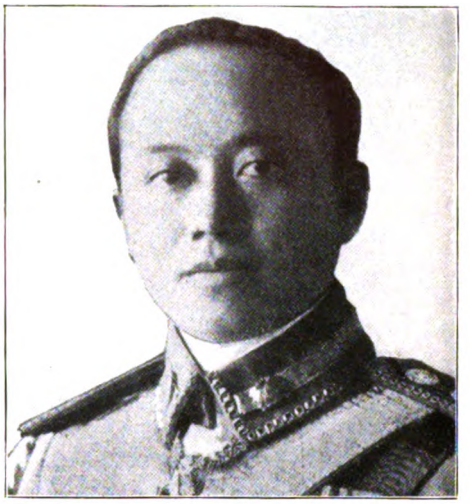
[1]) Hermann Werner Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik", München, Lehmann, 1926, S. 110.

Digitized by Google

Mongolen und Mongoloide.



67. Der japanische General und Staatsmann Katsura (bei diesem vermute ich einen meridionalen Einschlag).



68. Der siamesische König Wajirawudh (mongolisch-meridionaler Mischling).

69 u. 70. Italienische Soldaten mit mongoloidem Aussehen; wahrscheinlich handelt es sich um einen buschmannoiden Einschlag, den die ersten Altmediterranen aus Afrika mitbrachten.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Boden der Wirklichkeit verlassen. Die große Streitfrage ist heute die: Sollen wir qualitative oder quantitative Bevölkerungspolitik treiben? Und im speziellen Fall: Soll in der Lohn- und Gehaltspolitik das Leistungsprinzip oder das Alimentationsprinzip gelten? Die Frage, ob eine qualitative Bevölkerungspolitik, die sich nicht nur darauf beschränkt, die vorhandenen Kinder möglichst zu schützen, sondern auch die Zahl der Kinder eingeschränkt sehen will, zu rechtfertigen ist, ist ein biologisches Problem. Ziel qualitativer Bevölkerungspolitik ist möglichste Herabdrückung des Prozentsatzes an Minusvarianten ..... Eine Minusvariante (lediglich statistisch gesprochen) kann idiotypisch oder paratypisch bedingt sein."

Anknüpfend an die Bemerkung von Siemens, es müßte in erster Linie versucht werden, die sozial führenden Kreise vor dem Aussterben zu retten, bemerkte Lebzelter:

„Der Verfasser macht den unglücklichen Versuch, Grundsätze der quantitativen mit solchen der qualitativen Bevölkerungspolitik zu vereinigen. Der Staat soll zumindest für das „bessere Drittel" quantitative Bevölkerungspolitik treiben — der größere Rest ist belanglos. Ehe man überhaupt wagen darf, eine solche Behauptung aufzustellen, müßte erst erwiesen werden, daß die armen Bevölkerungsschichten nicht nur phänotypisch — infolge des ungünstigeren Milieus — sondern auch idiotypisch im Durchschnitt schlechter gestellt sind als die sozial führenden Schichten. Für viele Gebiete ist es auch gar nicht mehr richtig, daß sich die Geburtenbeschränkung auf die „höheren" Kreise beschränkt. In Wien ist die Geburtenrate in den letzten zwölf Jahren in den armen Bezirken zehnmal so stark gefallen, wie in den wohlhabenden" [1]).

Gegen diese Ausführungen polemisierte Eberhard Geyer in folgender Weise:

„Alle Vererbung, die wir heute kennen, ist ein Mendeln. Der von Mendel geprägte Begriff der Dominanz und Rezessivität macht uns die Tatsache begreiflich, daß der Wert des Einzelwesens als solchen von seinem Wert als Zeuger verschieden ist. Erbbild (Idiotypus) und Nebenbild (Paratypus) sind streng auseinander zu halten, denn die Vererbung ist keineswegs eine Übertragung von „Eigenschaften", sondern die Weitergabe der von den Eltern empfangenen Erbanlagen auf die Nachkommenschaft. Verändert wird durch Außeneinflüsse vorerst nur die äußere Erscheinung; für die Reaktionsmöglichkeiten, das Erbbild, sind aber diese nebenbildlichen Veränderungen ganz gleichgültig. Erbabweichung (Idiovariation) kann nur durch die Außeneinflüsse bewirkt werden, welche die Erbmasse selbst treffen (Idiokinese). Bei höheren Tieren und beim Menschen weiß man über die Natur dieser Einflüsse gar nichts Zuverlässiges (Alkohol? Röntgenstrahlen?). Veränderung nebenbildlicher Eigenschaften (Parakinese) wird von selbst wieder rückgängig, in besonderen Fällen kann eine Nachwirkung nebenbildlicher Eigenschaften auf die nächste Generation eintreten (Paraphorie), doch werden Rasseneigenschaften dadurch nicht geändert. Erbänderung und Auslese sind die beiden einzigen treibenden Kräfte bei der Stammesentwicklung aller Lebewesen. Auslese ist nichts anderes als eine Vermehrung bzw. Verminderung erblicher Formen durch besonders große bzw. geringe Fruchtbarkeit derselben.

[1]) Vgl. Viktor Lebzelter: „Zur Geburtenbewegung in Wien"; Mitteilungen des Volksgesundheits-Amtes in Bundesministerium für soziale Verwaltung in Wien; 1923, Bd. XII.

Digitized by Google

Der Unterschied in der Fruchtbarkeit macht sich aber nicht nur zwischen den oberen und unteren Ständen bemerkbar, sondern auch innerhalb jedes einzelnen Standes. Z. B. sehen wir, daß die gelernten Arbeiter durchschnittlich kinderärmer sind, als die ungelernten. So werden allmählich diejenigen Erbstämme, die fähig sind, unsere Kultur zu erhalten und fortzuführen, vom Erdboden vertilgt. Ein Volk, in dem derartige Auslesevorgänge sich längere Zeit hindurch abspielen, wird verfallen (Baur). Die erste Aufgabe der gegenwärtigen Rassenhygiene ist daher, die ungenügende Fortpflanzung der Tüchtigen in eine ausreichende umzuwandeln ....."

„Gehen wir einmal von der Annahme aus, die idiotypisch Tüchtigen seien über alle Stände gleichmäßig verteilt. Um die Erwägung möglichst einfach zu gestalten, denken wir uns, die Tüchtigkeit sei durch eine einzige Anlage erblich bedingt. Es wäre nun z. B. in einer gegebenen Bevölkerung ein kleiner Hundertsatz Untüchtiger und ein großer Hundertsatz Tüchtiger vorhanden. Wenn man zugibt, daß die Tüchtigen unter sonst gleichen Bedingungen durchschnittlich mehr Wahrscheinlichkeit haben emporzusteigen, als die Untüchtigen, so wird sich das Verhältnis allmählich so verschieben, daß in den oberen Schichten die Zahl der Tüchtigen zunimmt. Setzen wir nun noch einen gegebenen Raum voraus, indem sich dieser Vorgang abspielt — und die Existenzmöglichkeiten in einem Staate sind wohl annähernd damit zu vergleichen — so werden die Tüchtigen oben die Untüchtigen verdrängen. Dadurch wird natürlich unten der Hundertsatz an Untüchtigen steigen, oben fallen. Damit sind wir aber, von der Annahme gleicher Verteilung ausgehend, zu dem Ergebnis gekommen, daß wir durchschnittlich in den oberen Schichten doch einen größeren Hundertsatz an idiotypisch Tüchtigen vorfinden werden, sofern wir überhaupt zugeben, daß es einen idiotypischen Unterschied in der Begabung gibt. Wer aber kann sich, wenn er biogloisch geschult ist, dieser Erkenntnis heute noch verschließen?"

„Daß nur das „bessere Drittel" von einer qualitativ eingestellten Bevölkerungspolitik gefördert wird, ist durchaus irrig. Eine wahrhaft rassenhygienische Geburtenpolitik, wie sie Siemens in Vorschlag bringt, wird eben allen Tüchtigen in allen Ständen Förderung zu teil werden lassen, gleichgültig ob sie arm oder reich sind. Aus dem Umstande aber, daß Lebzelter die durchschnittliche idiotypische Verschiedenheit der einzelnen Bevölkerungsschichten nicht anerkennt und im geraden Gegensatz zu dem, was Siemens vorschlägt, zunächst nur eine quantitative Geburtenpolitik und gesteigerte Wohlfahrtspflege von rassenhygienischen Überlegungen her als notwendig ansieht, kann man schließen, daß er mit dem Ausdruck Rassenhygiene eine Vorstellung verbindet, die mit der Rassenhygiene der Sachleute sehr wenig gemein hat. Die praktischen Erfahrungen beweisen ganz klar, daß eine quantitative Bevölkerungspolitik an und für sich gar nichts an den ungünstigen Auslesevorhältnissen in einem Volke ändert. Aber auch die Wohlfahrtspflege kann in diesem Falle nicht viel helfen — womit nicht gesagt sein soll, daß sie etwa unnötig sei — denn jede nebenbildliche (phänotypische) Verbesserung ist in ihrer Wirkung auf die Lebensdauer der Einzelwesen beschränkt. Alle Maßnahmen — sagt Siemens mit Recht — die dieses nötigste Ziel — nämlich die ungenügende Fortpflanzung der Tüchtigen in eine ausreichende umzuwandeln — nicht im Auge behalten, bedeuten nur eine gefährliche Ablenkung der Aufmerksamkeit von der Hauptsache."

Digitized by Google

Viktor Lebzelter replizierte darauf, indem er zunächst bemerkte, daß Lenz, Siemens und Geyer ihre Gegner „Lamarckisten" nennen, und dann fortfuhr:

„Sie selber sind nämlich hauptsächlich insoferne „Selektionisten", als sie für eine künstliche Auslese in ihrem Sinne eintreten, weil sie die natürliche Auslese („Lebensauslese", Lenz) für nicht mehr genügend ansehen. Ich dagegen vertrete den Standpunkt, daß die „Autoselektion" (Lebensauslese) wie seit Jahrtausenden, so auch heute noch stark genug ist, um die Menschheit vor fortschreitender Degeneration zu schützen. Darin bin ich im ganzen wohl auch mit Lenz einig. Im Mittelpunkt des strittigen Problems stehen die „Zuchtziele" dieser Autoren, die eine einseitige Hochzucht auf „Begabung" anstreben. Dieser Plan wäre verderblich, denn er würde zur einseitigen Spezialisation und damit zur Degeneration führen. Dabei ist die grundsätzliche Frage, ob und wie sich die „Begabung" vererbt, offen. Von den genannten Autoren wird dies vorausgesetzt. Aber die Annahme, daß der Psyche des Einzelindividuums ein Mosaik verschiedener selbständig mendelnder Erbanlagen zugrunde liegt, ist bis zur Stunde durch nichts erwiesen..... Es ist bei dem heutigen Stand unserer Kenntnisse also nicht zulässig, auf Hypothesen über die Vererbung der Begabung bevölkerungspolitische Forderungen aufzubauen..... Ziel aufrichtiger Bevölkerungspolitik muß meiner Überzeugung nach Aufzucht, Erhaltung und Vermehrung einer möglichst großen Zahl gesunder (durchschnittlich normaler) Menschen sein. Das sind aber heute mindestens 80% des deutschen Volkes, auf alle Schichten verteilt.

Wenn Prof. Lenz behauptet, daß sich die wohlhabende Schichte in derselben Weise von den Armen unterscheidet, wie die nordische Rasse von Negern und primitiven Urrassen, wenn Prof. Basler die Freude an schwerer körperlicher Leistung als ein gemeinsames Merkmal der Neger und Proletarier hinstellt und O. Hauser behauptet, daß Thüringen, die Oberpfalz und die fränkische Schweiz zum Teil von Tataren bewohnt seien, wenn Lenz, Günther und Kraitschek den kurzköpfigen dunklen Deutschen alles erdenklich Schlechte nachsagen, wenn weiter die Behauptung aufgestellt wird, daß der größere Teil des deutschen Volkes, d. h. einerseits die minderbemittelten Schichten, anderseits der Süden und Südosten (Österreich) „entnordet" seien und ein großer Teil unseres Volkes aus Elementen besteht, deren Erhaltung und Vermehrung „mindererwünscht" sei, dann darf man sich wirklich nicht wundern, wenn nordische Rassentheoretiker anderer Nationen, wie etwa Madison Grant schließen, daß „Ritterlichkeit und Großmut gegen Frauen, ritterlicher Schutz gegen Gefangene und Verwundete" bei den Deutschen naturgemäß „entsetzlich selten" seien, weil der größte Teil der edlen Norden bereits ausgerottet ist und das deutsche Volk heute vorwiegend aus minderwertigen Rassenelementen besteht. Diese Richtung setzt an Stelle der auf derselben Kultur und Sprache beruhenden Volksgemeinschaftsidee das Ideal einer nordrassischen Internationale..... Ich glaube, wir sollten schon im nationalen Interesse alles tun, um die Gegensätze zu mildern und nicht zu verschärfen. Die geschilderte Richtung will aber diese Gegensätze biologisch erklären. Wenn sich die deutsche Intelligenz tatsächlich von diesen Irrlehren betören lassen würde und der Wohlhabende und Gebildete auf die „unteren" Schichten wie auf eine fremde Rasse herabsehen würde, dann dürften wir uns nicht wundern, wenn die „unteren" Schichten diese

Digitized by Google

Verachtung mit unversöhnlichem Haß erwidern. Für so verhängnisvolle Strebungen darf die Anthropologie nicht mißbraucht werden ..... Ich lehne die von stud. Geyer verteidigte Richtung nicht nur aus wissenschaftlichen und ethischen, sondern auch aus nationalen Gründen ab, denn sie versucht die Klassengegensätze in unserem Volke unüberbrückbar zu machen und trägt mit Tasterzirkel und Haarfarbentafel ein neues Element des Unfriedens in die deutsche Nation. So national sie sich gibt, sie ist in Wahrheit eine nationale Gefahr."

Es griff nun Gustav Kraitschek zur Feder, um seinen Standpunkt zu präzisieren und zu betonen,

„daß nicht nur die Individuen ausgelesen werden, sondern mit ihnen auch ihre Erbwerte. Es handelt sich also um Keimauslese. Die Erbanlagen des Aufgestiegenen gehen so der Masse, aus der er emporgestiegen ist, verloren. Diese wird daher immer mehr jener wertvollen Erbstämme beraubt, die für höhere intellektuelle Leistungen nötig sind.

Von Rassenunterschieden können wir dabei zunächst absehen, da sich solche Vorgänge auch innerhalb eines ganz reinrassigen Volkes in ganz ähnlicher Weise abspielen müßten.

Hierher gehören die Studien von Peters, der nicht nur die Schulzensuren von Kindern und deren Eltern, sondern auch die der Großeltern verglich, die oft in einer ganz anderen Umwelt lebten als ihre Enkel. Es zeigt sich nun, daß die Noten der Kinder mit denen der Großeltern weitgehende Übereinstimmung zeigen. Peters kommt daher zu dem Schlusse, daß die häuslichen Verhältnisse und andere Umweltseinwirkungen von nur geringem Einfluß auf die Schulleistungen seien, die vielmehr hauptsächlich durch erbliche Eigenschaften bedingt werden.

Wir können also folgendes sagen: die seelischen Anlagen sind erblich verschieden. Sie bedingen, wenn auch durch Umweltswirkungen modifiziert, die soziale Gruppierung der Individuen. Diese übertragen aber ihre seelischen Eigenschaften auf ihre Nachkommen, wobei allerdings auch ungünstige Varianten auftreten können. Es sei hier auch bemerkt, daß die Gültigkeit der Mendelschen Gesetze bei geistigen Merkmalen zwar wahrscheinlich, aber nicht sicher nachgewiesen ist, mit welcher Feststellung aber die erbliche Übertragung seelischer Anlagen überhaupt durchaus nicht im Zweifel gezogen werden soll.

Es ist eine durchaus logische Annahme, daß sich einheitliche Merkmale körperlicher Art nur unter gleichzeitiger Ausbildung bestimmter seelischer Eigenschaften entwickeln konnten.

Berücksichtigt man die eben angeführten Argumente für die Bedeutung der nordischen Rasse, so wird man zu dem Schlusse geführt, daß in einer gemischten Bevölkerung mit einer nordischen Mischungskomponente diejenigen Leute in sozialer Beziehung am besten abschneiden, die der nordischen Rasse am nächsten stehen.

Es entspricht nun durchaus nicht den Tatsachen, daß ich die sog. höheren Klassen als eine von den unteren verschiedene Rasse betrachte, sondern ich behaupte nur, daß durch die soziale Auslese jene Menschen emporsteigen, die einen stärkeren Einschlag nordischer Rasse besitzen ..... Es handelt sich also nur um einen relativen Unterschied zwischen den beiden Schichten. Da die höhere Schichte schon längst im wesentlichen durch Auslese aus der unteren hervorgeht, so ist sie tatsächlich Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute, wenn sie auch etwas anders

Digitized by Google

zusammengesetzt ist als diese. Es handelt sich also nicht etwa um eine den unteren Schichten blutfremde Oberschichte ....., sondern um eine aus dem Volke selbst hervorgegangene Oberschichte, deren Erhaltung im Interesse des ganzen Volkes gelegen ist. Dabei werden ..... ganze Erbstämme aus der Bevölkerung gezogen, die in mancher Hinsicht wertvoller sind als der Durchschnitt ..... Daß die gehobenen Familien, besonders die Intellektuellen, eine unterdurchschnittliche Vermehrung haben, darüber noch ein Wort zu verlieren, wäre Zeitverschwendung. Überlegt man sich nun den tieferen Sinn dieser Vorgänge, so sieht man deutlich, wie die Völker des europäischen Kulturkreises ihrem Untergang entgegen gehen müssen, wenn nicht beizeiten dagegen angekämpft wird ..... Wir glauben eben nicht daran, daß das Volk in alle Zukunft hinein imstande ist, aus seinen Reihen immer und immer wieder diejenigen Varianten hervorzubringen, die es für die angeführten Berufe (Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, Staatsmänner, Ingenieure usw.) braucht. Es ist einfach nicht wahr, daß sich jeder für alles eignet und daß es nur auf die Erziehung ankommt.

Werden nun wirklich alle für gehobene Stellungen geeigneten Menschen aus dem Volke herausgepumpt und sterben ihre Familien aus, so kommt es zu einem Zustande kultureller Erschöpfung ..... Um nun diesen traurigen Zustand dem deutschen Volke zu ersparen, schlägt Lenz, und ich stimme ihm darin vollkommen bei, vor, daß durch gewisse Maßnahmen und Beeinflussungen dafür Sorge getragen werde, daß die gehobenen Familien nicht aussterben ..... Das ist der Sinn der selektiven Rassenhygiene .....

Es liegt auch gar kein Grund zu einem Hasse der unteren Schichten vor, da ja von einer kastenartigen Abschließung der oberen Stände keine Rede sein kann und dem Aufstiege, besonders durch Aneignung einer höheren Bildung, meist keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehn.

Günther und ich traten ferner noch dafür ein, daß im deutschen Volke die nordischen Ideale wieder in den Vordergrund treten sollten, daß der nordische Held, das nordische Denken und Empfinden, das nordische Schönheitsideal wieder gepflegt werden sollten.

Wir müssen uns vor Augen halten, daß es sich — und das ist ein häufiges, vielleicht nicht immer ungewolltes Mißverständnis — nicht um eine Vermehrung der sehr wenig zahlreichen reinrassigen Elemente, sondern um das Streben nach einer Vermehrung des nordischen Rasseneinschlages in der deutschen Mischlingsbevölkerung handelt, die ja ohnehin von nordischem Blute stark beeinflußt erscheint. Also nicht Reinzucht der wenigen reinnordischen Menschen im süddeutschen Gebiete unter Ablehnung aller anderen, sondern möglichste Förderung nordischen Denkens und Empfindens in unserer Mischlingsbevölkerung und möglichste Vermehrung nordischer Körpereigenschaften innerhalb dieser.

Ich halte es allerdings für die Pflicht jedes Gebildeten, sich um das Schicksal seines Volkes zu kümmern, d. h. sich politisch irgendwie zu betätigen, und ich finde es selbstverständlich, daß er seine politischen Bestrebungen nur so einrichten kann, wie es ihm seine wissenschaftliche Überzeugung gebietet. Das ist aber, wie jeder billig Denkende zugeben wird, etwas ganz anderes als der Mißbrauch der Wissenschaft zu politischen Zwecken,

Digitized by Google

wie ihn Dr. Lebzelter Lenz, Günther und mir zum Vorwurfe gemacht hat" [1]).

Diese Kontroverse läßt uns die verschiedenen Kriterien und Auffassungen klar erkennen. Im allgemeinen stimme ich mit Viktor Lebzelter überein, insbesondere bezüglich seines Hinweises auf den Schaden, welchen die Herren durch Verschärfung der Klassengegensätze innerhalb unseres Volkes anrichten — wenn Lebzelter aber bezweifelt, daß die Unterschichte idiotypisch im Durchschnitt schlechter gestellt sei als die Oberschichte, so vermag ich ihm nicht beizupflichten. Ich habe während meiner Tätigkeit bei der Invaliden- und Kriegswitwen-Fürsorge die Unterschichte genau kennen gelernt, und ich kann nur wiederholen, was die Sozialanthropologen sagen, nämlich erstens, daß die Unterschichte paratypisch viel ungünstiger beschaffen ist, d. h. daß ihre Individuen durch Not und Elend sehr geschädigt sind — zweitens aber auch, daß die Unterschichte rassenanalytisch betrachtet im Verhältnis zu ihrer Kopfzahl einen schwächeren arischen Einschlag hat als die Oberschichte, d. h. also eben, daß sie idiotypisch den Vergleich mit der Oberschichte nicht aushält. Der Idiotypus zeigt den Erbstamm an und die Zahl der arischen Erbstämme ist in der Unterschichte verhältnismäßig überall geringer als in der Oberschichte. Diese Tatsache steht für mich fest. Wie wir aber bald sehen werden, komme ich, davon ausgehend, zu ganz anderen Folgerungen als Lenz, Günther, Siemens usw.

Wenn anderseits Eberhard Geyer behauptet, die Vorschläge von Siemens wären geeignet, den Tüchtigen in allen Ständen Förderung zu bringen, so scheint mir da doch eine Täuschung vorzuliegen, die durch Kraitscheks Ausführungen hell beleuchtet wird. Dieser Autor läßt nämlich durchblicken, daß die „höhere Bildung" der Schlüssel ist, mit dem man das Tor des Paradieses aufsperrt. Allerdings — wer in der Wahl seiner Eltern vorsichtig war und nicht gerade ein vollkommener Idiot ist, wird mit Hilfe von Instruktoren, Sommerkursen u. dgl. schließlich doch durch den Drahtverhau der Prüfungen hindurchkommen. Wir wissen ja, daß es gerade solche Elemente sind, die sich dann breit machen, durch ihren bornierten Hochmut die Klassengegensätze verschärfen und in sozialer Hinsicht verheerend wirken. Dem Armen aber, der sich schon in jungen Jahren nach einem Erwerbe umsehen muß, wird es, auch wenn er in der Großstadt wohnt, stets ungemein schwer fallen, bis in die erhabene Sphäre der „höheren Bildung" emporzuschweben. Dazu kommt, daß die „kastenartige Abschließung", die nach Kraitschek nicht besteht, teilweise schon da ist; es ergibt sich das z. B. aus dem Geschrei nach „Matura" (wie in Österreich geschmackvollerweise das Reifezeugnis genannt wird). Ohne „Matura" bleiben einem ja heute auch schon solche staatliche Anstellungen unzugänglich, bei denen es auf die Kenntnis der lateinischen Sprache oder der analytischen Geometrie wahrhaftig nicht ankommt. Ist das nicht „Abschließung" des Beamtenstandes, den sich die „selektive" Rassenhygiene eben gerade zum Liebling auserkoren hat? Nach Fritz Lenz, einem der hervorragendsten deutschen Rassenhygieniker, soll aber diese Abschließung systematisch noch viel strenger durchgeführt werden. Doch davon später.

Selbstverständlich muß Abschließung den Haß der Hinausgesperrten hervorrufen und einen Staat, in dem sich derartige sozialpsychologische Vor-

[1]) „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", 55. u. 56. Bd, Jahrgänge 1925 u. 1926. — Lebzelter: Bd. 55, S. 48—49. — Geyer: Bd. 55, S. 286 bis 288. — Lebzelter: Bd. 55, S. 361—362. — Kraitschek: Bd. 56, S. 250—254.

Digitized by Google

gänge abspielen, halte ich nicht für lebensfähig. Am allerwenigsten verträgt sich die Abschließung der Oberschichte und ihre Bevorzugung durch eine „selektive" Rassenhygiene mit dem Wesen des Nationalstaats, der nur bestehen kann, wenn er das demokratische Prinzip in jeder Hinsicht achtet. Den Staat aber, d. h. die soziale Umwelt, die auf uns alle einwirkt, in Ordnung zu bringen, bleibt unter allen Umständen die Hauptsache, denn hier liegen die Wurzeln jedes Übels. Die Unterschichte ist krank und die Oberschichte ist krank; schuld daran können nur die sozialen Verhältnisse sein. Die Unterschichte ist krank, denn sonst könnte sie paratypisch nicht so ungünstig dastehen; die Oberschichte ist aber auch krank, denn sonst könnte sie nicht aussterben. Ich glaube, daß die Krankheit der Oberschichte durch psychologische Momente bedingt werde. Bei den reichen Juden ist es der Skeptizismus, dem sie erliegen. Bei den führenden Ariern scheint der Keim der Entartung zunächst unmittelbar auf das Gemüt zu wirken. Meine Erklärung dafür ist im wesentlichen keine andere als jene, die ich für den Verfall der klassischen Kulturen gegeben habe (S. 163), nur daß der Entartungsvorgang in den heutigen Staaten nicht mit solcher Wucht auftritt, weil ja doch schließlich auch die Gegensätze nicht so schroffe sind. Aber das bestimmende Moment bleibt doch dasselbe: die Oberschichte ist krank, weil sie nicht so lebt, wie es der arischen Geistigkeit entsprechen würde. In allen Staaten, die wir bis heute kennen, war die Gewalt das ordnende Prinzip. Die Ausübung von Gewalt aber verträgt sich nicht mit dem primitiven Charakter der arischen Seele. Noch verheerender als die Brachialgewalt scheint der Merkantilismus zu wirken, die wirtschaftliche Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Hier fehlt jede Möglichkeit einer Vergeistigung und so sehen wir die merkantilistische Oberschichte ungleich schneller dahinsterben als die feudalistische.

Unten also ist das Leiden ein materielles, oben ein seelisches, und weil beim Menschen die geistigen Momente den Ausschlag geben, so wird die Oberschichte vernichtet, während die Unterschichte schlecht und recht weiterlebt und besseren Tagen entgegenharrt. Wäre es nicht so und besäßen wir nicht in der Unterschichte das unzerstörbare Rhizom, aus dem die Erbstämme der Oberschichte immer und immer wieder emporwachsen, so hätten unsere Völker schon längst verfallen müssen. Wenn man nämlich die Chronik irgendeiner Stadt aufschlägt, so wird man alsbald gewahren, daß die Patrizierfamilien, die vor einigen Jahrhunderten das städtische Leben beherrschten, mit wenigen Ausnahmen spurlos verschwunden sind.[1]) Untersucht man aber

[1]) Bezugnehmend auf Karl Bücher („Die Entstehung der Volkswirtschaft", 1893, S. 221) machte Ludwig Woltmann folgende lehrreichen Angaben über das Aussterben der vornehmen Familien:

„In Venedig zählte man in der Mitte des 17. Jahrhunderts 546 adelige Familien, welche seit der Gründung der Republik in Kriegen und Bürgerkämpfen aufgerieben wurden. — Von 487 Familien, welche 1583 bis 1654 in Bern zur Bürgerschaft zugelassen worden waren, waren nach einem Jahrhundert nur 207, im Jahre 1783 nur noch 168 vorhanden. — Die erblichen Pairs in England nehmen rapide an Zahl ab. — Seit 1611 sind in England 753 Baronen-Familien erloschen. Von den 1611 durch Jakob I. gegründeten Baronetagen sind nur 13 Familien übrig geblieben. — Was den deutschen Adel anbetrifft, so klagte schon im Anfang des 19. Jahrhunderts ein Schriftsteller, daß die stiftsfähigen Geschlechter, d. h. diejenigen, die auf 16 Ahnen zurückblicken können, immer seltener werden. Die ältesten Urgeschlechter des hohen Adels sind im Laufe des Mittelalters fast alle ausgestorben. Von den aus den Ständen des Mittelalters hervorgegangenen Adelsgeschlechtern ist gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine auffallend starke Zahl, wenigstens in den Hauptstämmen erloschen. Statistische Untersuchungen lassen als Ursache des Geschlechterverfalls besonders eine geringe Kinder-

Digitized by Google

den Ursprung der späteren führenden Familien, so erkennt man in den meisten Fällen, daß diese neuen Geschlechter von ganz armen Landbewohnern der Umgebung abstammen, von Knechten und Fuhrleuten oder von kleinen Handelsangestellten, die sich in der Stadt seßhaft gemacht haben und dann durch Begabung, Ehrlichkeit, Sparsamkeit und zähen Fleiß emporgekommen sind.

Nun meinen die Vertreter der selektiven Rassenhygiene, so könne es nicht weitergehen, sonst würde bald „Entnordung" und „kulturelle Erschöpfung" eintreten; denn der Bestand der Unterschichte an begabten Familien, an idiotypisch tüchtigen, wertvollen, kulturfähigen Erbstämmen (oder, wie ich mich ausdrücken möchte, an arischen Elementen) halte eine in solcher Weise fortgesetzte Keimauslese nicht mehr aus und dann sei der „Untergang des Abendlandes" da. Am lautesten behauptet das Hermann Werner Siemens; er schreibt:

„Es kann nicht lange mehr dauern, bis die gesamte Bevölkerung ihrer durchschnittlichen Begabung und Leistungskraft nach so beschaffen ist wie heute die ungelernten Arbeiter in Stadt und Land. Diese Folgerung ist naturwissenschaftlich so völlig selbstverständlich und notwendig, daß an ihr meines Erachtens nur zweifeln kann, wer an Gespenster und an Zauberei glaubt. Würden alle unsere ungelernten Arbeiter plötzlich zu Negern, ohne im übrigen ihre Eigenschaften zu verändern, so würde in einer Reihe von Generationen Deutschland ein reiner Negerstaat sein." (S. 87).

„Jede länger dauernde Auslese führt innerhalb eines Erbstamm-Gemenges rasch zum vollständigen Verschwinden bestimmter Erbstämme und somit zu einer tiefgehenden unwiderruflichen Veränderung in der Zusammensetzung des Ausgangsmaterials. Ein Volk, in dem derartige Auslesevorgänge sich längere Zeit hindurch abspielen, kann deshalb vielleicht, wie die Griechen, seinen Namen, seine Sprache, seine Volkszahl erhalten, an Zahl sogar vielleicht zunehmen, es wird aber trotzdem nicht das gleiche „Volk" bleiben, sondern es wird „verfallen" (Baur). Darum gehen wir unserm sichern Untergange entgegen, wenn es nicht gelingt, die unheilvolle Auslese aufzuhalten, die unserm Volke durch die fortschreitende Ausmerzung seiner besten Erbstämme das Blut und die Lebenskraft aussaugt. Ich halte diese Sachlage für so vollständig klar, daß ich einen anderen Standpunkt eben nur als den vollkommenster biologischer Unkenntnis ansehen kann" (S. 90) [1]).

Das sind sehr starke Töne. Siemens schöpft die Überzeugung, die dazu gehört, um so zu sprechen, aus der Statistik über unsere Berufsgliederung, Volksbewegung und über die Erfahrungen unserer Schulmänner. Ein geistreicher Autor hat einst gesagt, es gebe dreierlei Lügen: gemeine Lügen, fromme Lügen und Statistik. Dies mag zutreffen; aber es liegt weniger an Jenen, welche die Statistik machen, als an jenen Anderen, welche sie benützen und aus ihr etwas herauslesen wollen, was gar nicht darinnen steht. Indem wir uns diese Warnung vor Augen halten, wollen wir die statistischen Daten, von denen Siemens ausgeht, etwas näher ansehen. Er konstatiert zunächst, daß die Klasse der Tagelöhner, Knechte und

zahl erkennen. — Im Altertum und Mittelalter waren die Städte in der Tat die Massengräber der Völker. Sie waren Brutstätten für die Seuchen." (Ludwig Woltmann: „Politische Anthropologie", Jena, Eugen Diederichs, 1903; S. 271—273.)

[1]) Hermann Werner Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik"; München, Lehmann, 1926.

Digitized by Google

Handarbeiter schlechthin die einzige sei, die sich wirklich vermehre, denn außer den Fabrikarbeitern habe keine Klasse genügend Kinder, um auch nur ihren Bestand zu wahren; die höheren Klassen würden alle durch Nachschub von unten erhalten. Und das ist zweifellos richtig. Siemens konstatiert nun weiter, daß die Kinder der Unterschichte in der Schule sehr schlecht abschneiden. Er berichtet darüber wie folgt:

„Sehr wertvolle Untersuchungen an Bremer Schulkindern ergaben, daß an den unentgeltlichen Schulen (die also von der ärmeren Bevölkerung beschickt werden) dreimal soviel Kinder sitzen bleiben mußten als in den entgeltlichen. Nach dem Urteil der Lehrer waren in den ersteren Schulen 3% in den letzteren 12% der Kinder für den Übertritt in die höhere Schule geeignet. „Durch die Statistik in Bremen ist dargetan, daß die breite Masse der niederen Schichten in verhältnismäßig sehr geringem Grade Kinder mit höherer Schulleistungsfähigkeit stellt" (Hartnacke). Zum gleichen Resultat gelangte man bei den Aufnahmeprüfungen der Berliner Begabtenschule. Die Kinder, welche diese Prüfungen überstanden, stammten zu 44% aus dem Mittelstand, zu 25% aus dem Stand der gelernten Arbeiter, nur zu 17% aus dem der ungelernten Arbeiter, trotzdem doch der Mittelstand zahlenmäßig am kleinsten, der der ungelernten Arbeiter aber zahlenmäßig bei weitem am größten ist. Noch schärfere Einblicke gewähren die Untersuchungen 1000 besonders begabter Kinder auf ihre Abstammung hin, wobei sich zeigte, daß nur 1% von ungelernten Arbeitern, jedoch 25% von Eltern abstammten, die den ersten Universitätsgrad erworben hatten" (S. 80).

„Untersuchungen über die Begabung der einzelnen sozialen Schichten sind also von den verschiedensten Forschern, in den verschiedensten Ländern, mit den verschiedensten Methoden und zum Teil an geradezu riesigem Material vorgenommen worden. Sie alle haben einheitlich zu dem Ergebnis geführt, daß die durchschnittliche Begabung mit der Höhe der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung wesentlich zunimmt" (S. 81/82).

„Bei dem Versuch einer Erklärung der angeführten Tatsachen kommen wir folglich unmöglich aus ohne die Annahme einer ungleichen Verteilung der geistigen Erbanlagen auf die einzelnen Berufsstände" (S. 83/84).

„Es ist über jeden Zweifel erhaben, daß irgendein Landgerichtsrat oder ein Arzt wesentlich weniger Verstand haben kann als ein bestimmter Briefträger oder ein Grubenarbeiter. „Die Begabung ist kein Monopol einer Gesellschaftsklasse" (Cunningham). Aber ebensowenig sollte ein Zweifel darüber möglich sein, daß im Durchschnitt die Landgerichtsräte und Ärzte eine wesentlich höhere tatsächliche und erbliche Begabung besitzen als die Briefträger und Grubenarbeiter. Die Tatsache dieses durchschnittlichen Unterschiedes genügt nun jedoch, um der verschiedenen Fruchtbarkeitsrate dieser Berufsgruppen eine entscheidende Auslesebedeutung zu geben" (S. 84/85).

„Daß die Fruchtbarkeit mit der Begabung abnimmt, hat sich jedoch nicht nur durch die Beziehungen beider zur sozialen Stellung erweisen lassen, sondern man ist in neuerer Zeit auch dazu übergegangen, die Berücksichtigung der sozialen Stellung ganz auszuschalten und die Zusammenhänge zwischen Kinderzahl und geistiger Befähigung unmittelbar zu erfassen. So hat sich vor allem durch die Untersuchungen von Cassel und von Reiter und Osthoff gezeigt, daß die Mütter von Hilfsschul-

Digitized by Google

kindern eine fast doppelt so große Fruchtbarkeit aufweisen als die übrigen Mütter. Schon in einer Generation verdoppelt sich also der Anteil der Hilfsschülerfamilien an der Bevölkerung! Noch niederschmetternder sind die an 500 Fortbildungsschülern gewonnenen Befunde Fürsts, da sie zeigen, daß diese Beziehung zwischen Schulfähigkeit und Fruchtbarkeit sich durch alle Befähigungsgrade hindurch nachweisen läßt; mit der Durchschnittsnote der Schüler steigt ganz allgemein auch die Zahl ihrer Geschwister, und zwar sind die Unterschiede so außerordentlich groß, daß die Kinder mit Note V im Durchschnitt bald dreimal so viel Geschwister haben, als die mit Note II" (S. 86).

Das sind die statistischen Unterlagen, welche Siemens veranlassen, eine so pessimistische Perspektive zu entwerfen. Die Prämissen erkenne ich ohne weiteres an, nicht aber den Schlußsatz, welchen Siemens aus ihnen gewinnt (loco citato S. 90). Und dies begründe ich wie folgt.

Die Berufsgruppe der ungelernten Arbeiter mit ihren Angehörigen umfaßt im Deutschen Reiche etwa 10 Millionen Menschen. Nehmen wir an, daß die arische Komponente, die in dieser Klasse steckt, ein Zehntel ausmache, so wäre dies eine Million Arier, was niedrig geschätzt ist. Nehmen wir weiter an, daß auf je zehn dieser arischen Individuen ein begabtes komme, so hätten wir in jener Berufsgruppe 100 000 begabte Menschen. Das ist wiederum niedrig geschätzt, denn ich weiß aus der Kriegszeit, daß im deutschen Volke auch bei den ungelernten Arbeitern die Verhältniszahl der Begabten viel größer ist als 1%. Aber lassen wir es bei den 100 000 bewenden. Diese 100 000 Menschen leben so, wie es in ihrer Klasse üblich ist, d. h. sie machen auch deren Vermehrung mit. Es werden daher bei ihnen etwa 5 Kinder auf die Ehe entfallen. Daraus geht hervor, daß sie sich in 100 Jahren mindestens verdreifachen werden. In 100 Jahren wird also die Berufsgruppe der ungelernten Arbeiter mindestens 300 000 Begabte haben, und es ist somit klar, daß wir im Laufe eines Jahrhunderts 150 000 oder jährlich 1500 begabte Individuen herausziehen können, ohne daß die Regenerationskraft der in ihrem Stande Verbleibenden dadurch geschwächt werden müßte.

Weiter hat das Deutsche Reich in der Klasse der gelernten Arbeiter wohl an die 15 Millionen Menschen, die sich, wenn auch langsam, so doch stetig vermehren. Nehmen wir unter diesen 20% Arier und darunter wieder 10% Begabte an, so hätten wir hier 300 000 begabte Menschen und in 100 Jahren etwa 600 000. Wir werden also auch dieser Berufsgruppe 2500 begabte Individuen jährlich entnehmen können, ohne daß die Erbstämme dadurch gefährdet würden. Wir verfügen demnach insgesamt jährlich über 4000 begabte Personen, darunter 2000 Männer, die wir der Oberschichte und dem verheerenden Leben der Großstadt überantworten können, ohne daß die Nation dadurch unersetzliche Verluste erleiden würde.

Es frägt sich nun, wieviel begabte Männer in leitenden Stellungen das deutsche Volk braucht, und da scheint mir die Ziffer von 100 000 sehr hoch gegriffen zu sein. Aber selbst wenn diese Zahl notwendig wäre und wenn alle Familien dieser Männer in hundert Jahren aussterben sollten, was glücklicherweise nicht zutrifft, so könnte doch, wie wir gesehen haben, der notwendige Ersatz aus den Reihen der kinderreichen Unterschichte fort und fort geleistet werden.

Siemens berichtet, daß unter 1000 „besonders begabten" Kindern nur 1% dem Stande der ungelernten Arbeiter angehört habe. Da die ungelernten Arbeiter etwa 15% der Bevölkerung ausmachen, so wären die „be-

Digitized by Google

sonders begabten" Kinder bei ihnen 15mal seltener als in der zusammengefaßten übrigen Bevölkerung. Bedenken wir aber, daß jener Stand in den ungünstigsten Umweltverhältnissen lebt, so werden wir annehmen müssen, daß reichlich die Hälfte seiner „besonders begabten" Kinder durch Paravariation beeinträchtigt sei, wodurch sich das Bild schon bedeutend verschiebt.

Der Unterschied im Prozentsatz der Begabten kann nicht gar so furchtbar sein, sonst wäre es nicht verständlich, daß an den unentgeltlichen Schulen bloß dreimal so viel Kinder sitzen bleiben, als an den entgeltlichen. Und wenn an den unentgeltlichen Schulen 3%, an den entgeltlichen aber 12% der Kinder für den Übertritt in die höhere Schule geeignet erscheinen, so spricht das für ein Verhältnis von 1:4, nicht aber für ein solches von 1:15.

Viel bemerkenswerter ist jedoch das von Siemens angeführte Ergebnis der Aufnahmeprüfungen an der Berliner Begabtenschule. Hier stammten 17% der Kinder, welche die Prüfungen mit Erfolg abgelegt hatten, aus der Klasse der ungelernten Arbeiter. Diese Kinder hätten sich also, was Begabung anbelangt, geradezu hervorragend bewährt — derartig hervorragend, daß wir, um die Erscheinung zu erklären, annehmen müssen, es seien die in die Großstadt übersiedelnden ungelernten Arbeiter von vorneherein als eine Auslese der intelligenteren Elemente dieses Standes zu betrachten.

Auf Seite 81 gibt Siemens eine graphische Darstellung wieder, welche die Ergebnisse der von Hartnacke und Kramer in Bremen vorgenommenen Untersuchungen veranschaulicht. Diese Forscher haben bei etwa 18 000 Schulkindern festgestellt, welcher sozialen Schichte sie entstammten und wie sie in der Schule klassifiziert wurden. Da zeigte sich's nun, daß von 2067 Kindern aus dem Stande der Tagelöhner und Knechte 8% und von 6919 Kindern aus dem Stande der Fabrikarbeiter 12% die Noten I—II a erhalten hatten. Das ist ein über alle Erwartungen günstiges Ergebnis, denn es beweist, daß wir trotz der schädlichen Umwelteinflüsse doch noch 8 bzw. 12% begabte Kinder aus jenen Berufsgruppen erwarten dürfen, also viel mehr, als ich vorhin angenommen hatte.

Dazu kommt etwas anderes, was nicht übersehen werden darf. Nach der Statistik von Hartnacke und Kramer hatten je 33% der Kinder aus dem Stande der Tagelöhner und Knechte und aus jenem der Fabrikarbeiter die Noten II—II b erhalten. Daraus ergibt sich, daß diese beiden Berufsgruppen dem deutschen Volke Jahr für Jahr eine ungeheure Menge junger Leute zur Verfügung stellen, die in jeder Hinsicht brauchbar sind. Das ist aber die Hauptsache, denn die „besonders" Begabten, die Erfinder, Künstler usw., würden bald ganz in der Luft hängen, wenn sie nicht von den Scharen derer umgeben wären, welche die Eignung und den guten Willen mitbringen, ruhig, ehrlich und gewissenhaft zu arbeiten. Das gilt nicht nur für den Gutshof und für die Werkstätte, sondern ebenso für die Eisenbahn, für die Post und überhaupt für alle Betriebe.

Da nun die kinderreiche Unterschichte auch diesen Nachwuchs liefert, so komme ich zu einem Ergebnis, welches jenem von Siemens und Genossen geradezu entgegengesetzt ist. Ich behaupte nämlich, daß die Gefahr der Entartung und kulturellen Erschöpfung einstweilen noch gar nicht bestehe, weil die Unterschichte jene Begabten, die in der Oberschichte dem Aussterben anheimfallen, immer wieder zu ersetzen vermag. Ich behaupte weiter, daß die Befürchtung, es könnte in kurzem das ganze deutsche Volk den „Typus" der ungelernten Arbeiter aufweisen (Lenz, Bd. II, S. 100), ganz haltlos sei,

Digitized by Google

weil eben aus der Klasse der ungelernten Arbeiter nur die arischen Elemente aufsteigen. Ich behaupte endlich, daß es ganz verfehlt sei, von Staats wegen Maßregeln zur Erhaltung der Oberschichte zu treffen, sondern daß man sich umgekehrt der Unterschichte annehmen müsse, um das Hinabsickern der Entartungskeime in diesen Mutterboden der Nation rechtzeitig zu verhindern. Denn wenn der Geburtenrückgang auch das Wachstum der Unterschichte zum Stillstand bringen sollte, dann wäre wirklich Gefahr im Verzuge. Wir brauchen daher vor allem soziale und wirtschaftliche Reformen, welche die Unterschichte vor dem Verfall bewahren. Das Ziel ist die Aufartung der Unterschichte.

Ich verwerfe die sog. selektive Rassenhygiene, weil sie die Bedeutung der Unterschichte für das Gesamtvolk verkennt und weil sie die absterbende Oberschichte durch künstliche Maßregeln erhalten will. Die Unterschichte käme dadurch in Gefahr, allmählich von den Kulturkrankheiten zersetzt zu werden, die Oberschichte aber würde den Charakter einer Treibhauspflanze annehmen, und so müßte über kurz oder lang das ganze Volk verkümmern.

Ich verwerfe auch das Versteckenspiel, das mit dem Rassengedanken getrieben wird. Die Rasse ist ein naturwissenschaftlicher Begriff und braucht als solcher der Öffentlichkeit nicht auszuweichen. Offen soll es gesagt werden: Wir wollen aufarten! Gerade die unterste Schichte hat ein Recht darauf. Gelingt es, der untersten Schichte zur Aufartung zu verhelfen, dann brauchen wir uns nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, wo wir künftig die Begabten hernehmen sollen, um die Kultur unseres Volkes zu erhalten und weiter zu entwickeln.

Glücklicherweise scheint eine allmähliche, wenn auch sehr langsame Aufartung der Unterschichte unbemerkt im Gange zu sein. Wie wir aus der eddischen „Rigspula" wissen, empfanden die alten Germanen den Unterschied der Stände noch ganz ausgesprochen rassenmäßig. Auch im deutschen Mittelalter schien es den Dichtern und Zeichnern selbstverständlich, daß ein der untersten sozialen Schichte angehöriger Mensch nichtarische Merkmale aufweisen müsse. Heute kann aber bei den nordeuropäischen Völkern von einem so augenfälligen Rassengegensatz der einzelnen sozialen Schichten doch keine Rede mehr sein. Es ist also allmählich viel arisches Blut bis in die unterste Schichte hineingedrungen und hat sich hier gehalten. Die reinrassig-nichtarischen Elemente scheinen hingegen durch eine still wirkende Auslese immer mehr verringert worden zu sein. Es kann sich dabei um Auslese bei der Gattenwahl oder um Vernichtung durch Kulturgifte handeln; so wirkt z. B. der Alkoholmißbrauch auf die Hyperboreer viel verheerender als auf die Arier.

Vergessen wir nicht, daß z. B. Ernst Moritz Arndt aus der Klasse der Leibeigenen stammte. Es hat sich also in aller Stille eine allmähliche Aufartung der Unterschichte vollzogen. Diesen Prozeß gilt es zu fördern, damit er kräftig fortwirke und uns einen immer wertvolleren Nachwuchs aus der Unterschichte gewährleiste. Die raschere Aufartung der Unterschichte, d. h. die Mehrung der in ihr enthaltenen arischen Elemente, wird sich durch Reformen erzielen lassen, welche der arischen Geistigkeit entgegenkommen. Diese Reformen, die wir im nächsten Abschnitte skizzieren wollen, müssen einfacher, ungekünstelter Art sein, sie müssen biologisch begründet werden und sie müssen demokratisch sein, denn sonst passen sie nicht in den Nationalstaat. Durch solche Reformen muß eine Umwelt geschaffen werden, die der arischen Geistigkeit entspricht, denn erst wenn diese sich unserer nicht-

Digitized by Google

arischen Volksteile bemächtigt, wird die Aufartung eine schnelle und vollständige sein. Hat man erst einmal den Geist einer Rasse angenommen, so gehört man schließlich ganz zu ihr, denn der Wille ist nicht nur eine Lebensäußerung des Individuums und beeinflußt nicht nur das Schicksal des Individuums, sondern er bildet geradezu, wenn er von Generation zu Generation fortwirkt, eine biologische Energie. All diese Kraft aber würde uns verloren gehen, wenn wir das deutsche Volk in seine anthropologischen Elemente zerreißen wollten, wie es Günther vorschlägt, oder wenn wir durch Absonderung der Begabten künstliche Scheidewände errichten würden, wie es die Vertreter der selektiven Rassenhygiene im Sinne haben. Das Ariertum muß zum Erlöser des ganzen Volkes werden, indem es die Aufartung aller Volksteile ermöglicht. Die Wege zur Aufartung zu weisen, ist Sache des arischen Geistes, und der Sieg des arischen Geistes führt dann ganz von selbst auch zum Siege des arischen Blutes.

Und es lebt ein Gefühl dafür in den Massen. Aufzuarten, arisch zu werden, bildet für jeden Europäer ein unbewußtes Ziel, weil er ja das neuzeitliche Leben in Europa gar nicht ertragen kann, wenn er nicht arisch bestimmt, d. h. mit arischem Blute bedacht und von arischer Geistigkeit beseelt ist. Das sieht man am klarsten an den Juden, die überall, wo sie die europäische Kultur annehmen, unaufhaltsam zermalmt werden.

Die Mehrung der Begabten innerhalb eines Volkes ist — wenn dieses ein Rassengemenge darstellt — nur eine Frage der Aufartung. Nun meint freilich Gustav Kraitschek, daß jene gefährlichen Auslese-Vorgänge, die nach seiner Ansicht zur Austilgung der Begabten führen, sich auch innerhalb eines reinrassigen Volkes abspielen müßten. Er betrachtet also die begabten Familien als selbständige Erbstämme, als eine Gruppe, die für sich bestünde und vom übrigen Rassenmassiv losgelöst werden könnte. Diese Auffassung erscheint mir seltsam, weil sie dem Begriff der Reinrassigkeit zuwiderläuft. Entweder es handelt sich um eine „Population" (ein Erbstamm-Gemenge), und dann gehören eben jene Begabten, welche die Kultur tragen, der Führerrasse an (das ist meine Anschauung), oder es handelt sich um eine reinrassige Menschengruppe, und dann sind die Erbstämme gleich. Kraitschek hätte angeben sollen, wie er die Stellung der Begabten erblichkeitstheoretisch und systematisch präzisieren wolle. In jeder Rasse kommen Begabte vor und ihre Begabung vererbt sich nach den Mendelschen Gesetzen, bis sie wieder erlischt. Dabei fallen diese Begabten durchaus nicht aus dem Rahmen ihrer Rasse, sondern bleiben darinnen. Ein begabter Buschmann ist trotzdem in jeder Hinsicht ein Angehöriger der Buschmann-Rasse und er würde in Europa nicht in die Oberschichte aufsteigen können, weil er hier ungeachtet seiner Begabung den geistigen Wettbewerb mit den Ariern nicht aufnehmen könnte. Die Begabung läßt sich also nicht von der Rasse trennen; der Begabte bleibt vielmehr unzertrennlich gebunden an das Myzelium seiner Rasse. Allem Anscheine nach ist die Begabung nichts anderes als eine infolge von Koppelung oder sonstwie entstandene Kombination rassenechter Erbeinheiten. Da diese Erbeinheiten im Idioplasma der betreffenden Rasse ein für allemal vorhanden sind, so kann die Begabung immer wieder entstehen und auch eine fortgesetzte Auslese der Begabten vermag die Erneuerungskraft der Rasse nicht zu gefährden. Das entscheidende Moment für die Erhaltung der Begabung ist daher nicht die Erhaltung der begabten Familien, sondern die Erhaltung des Rassenmassivs, dem sie entstammen. Die Führerrasse, die den betreffenden Weltteil beherrscht — also in Europa die arische, in der

Digitized by Google

Südwelt die hamito-semitische und im Osten die mongolische — ist die unwandelbare Trägerin der Begabung und damit auch der angestammten Kultur.

Was nun das Genie betrifft, so wird man gut tun, zuzugeben, daß man über seine Entstehung noch nicht einmal zu Vermutungen gelangt sei. Fritz Lenz will „der Frage nähertreten, ob geniale Leistungen bei voller geistiger Gesundheit überhaupt vorkommen“ [1]). Dies beweist, wie gefährlich es ist, die biologischen Vorgänge, die zur Entstehung der Begabung und gar der hervorragenden Begabung führen, durch künstliche Eingriffe zu stören. Die Sterilisierung der „Minderwertigen“ ist in dieser Hinsicht ein gewagtes Experiment. Darum scheint mir auch Schopenhauer mit seiner Theorie vom „Genius der Gattung“ weiter geblickt zu haben als die heutigen Rassenhygieniker, zumal die amerikanischen. Nach meiner Auffassung gibt es hier nur ein einziges Moment, das wirklich ernstlich in Betracht kommt, und das ist die Leidenschaft des Weibes. Es wäre deshalb gut, wenn wir Männer uns ein bißchen mehr Achtung vor den Gefühlen der Frauen und insbesondere vor der unehelichen Mutterschaft angewöhnen wollten.

Die Vertreter der selektiven Rassenhygiene sprechen sehr viel von der Gegenauslese, welcher unser Volk andauernd unterworfen sei, indem die tüchtigsten Elemente reißend wegsterben, während minderwertige in Menge nachwachsen; aber sie sagen nichts davon, daß es auch eine andere Gegenauslese gibt, nämlich durch die Schule. Abgesehen von den universell Begabten (die aber auch oft genug verunglücken), sind es an unseren Schulen nur die Mittelmäßigen, die wirklich gut abschneiden. Diese Mittelmäßigen, die in allen Fächern etwas lernen und dem Lehrplan befriedigend entsprechen, sind natürlich nicht zu verachten; sie bilden später eine breite Schichte von brauchbaren Kulturträgern. Unsere sich immer mehr verzweigende Wissenschaft bedarf aber auch anderer Organe und das sind die Spezialisten. Auf jedem Forschungs- und Arbeitsgebiete benötigen wir heute intelligente Menschen, die ihre ganze Kraft gleichsam auf einen schmalen Streifen einzustellen vermögen. Es mag dies in mancher Hinsicht bedauerlich sein; ein Verbrechen aber ist es, wenn man die Spezialisten, welche die Natur geschaffen und dazu vorbestimmt hat, rücksichtslos zugrunde gehen läßt. Und das tut eben die Schule. Jeder, der zurückdenkt, wird sich an solche Fälle erinnern können. So kannte ich z. B. einen Knaben, der schon mit 14 Jahren ein vollendeter Chemiker war; er beherrschte alle Formeln, wußte sie zu erklären und experimentierte mit erstaunlicher Sicherheit. Aber im übrigen war sein Gehirn wie verschlossen. Deshalb vermochte er auch die Reifeprüfung nicht zu bestehen; verlangte man doch bei dieser von ihm alles mögliche, was mit der Chemie nichts zu tun hatte. Sein Vater war schließlich froh, als er den Jungen in einer ganz untergeordneten Stellung halbwegs versorgen konnte. Dort ist er geblieben und der Chemie verloren gegangen. Ähnlich war es mit einem anderen, der leidenschaftlich Botanik studierte und sich schon mit 16 Jahren sehr ansehnliche Kenntnisse auf diesem Gebiete erworben hatte; dabei war er ein botanischer Spezialist, denn er beschäftigte sich hauptsächlich mit Gräsern und Moosen. Auch ihn hat die Schule erbarmungslos vernichtet. Die Schuld daran trifft natürlich nicht die Lehrpersonen, sondern das System.

---

[1]) Fritz Lenz: „Die Erblichkeit der geistigen Begabung“ in Baur-Fischer-Lenz, „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“, München, Lehmann, 1923, Bd. I, S. 398.

Digitized by Google

Nun frage ich: Ist das nicht Gegenauslese, ist das nicht frevelhafte Zerstörung von Talenten? Mit dem Schlagwort von der „allgemeinen Bildung" imponiert man mir da gar nicht, denn das bißchen allgemeines Wissen, das vor der Reifeprüfung in die jungen Köpfe hineingepreßt wird, ist meist nach wenigen Jahren verflogen, ohne andere Spuren zu hinterlassen, als eine Schwächung des Gedächtnisses. Nur das bleibt, was geübt wird, d. h. was der Betreffende in seinem Spezialfache wieder braucht.

Die Schule aber zerbricht die Spezialisten und zwar gerade die wertvollsten, nämlich die geborenen Spezialisten. Das ist Gegenauslese und ein Verbrechen an unserer Kultur. Und es wäre doch so leicht, hier Abhilfe zu schaffen: wenn sich ein Schüler in einem Lehrgegenstande ungewöhnlich hervortut, so sollte er auf alle Fälle für reif erklärt werden.

In anderer Hinsicht wird ja von den Rassenhygienikern scharfe Kritik an der Schule geübt. So verwirft Fritz Lenz das Überwiegen der „philologischen und historischen Bildungsstoffe"; dafür empfiehlt er das Studium der modernen Sprachen und fügt hinzu:

„Das Ideal der Antike auf unseren höheren Schulen ist einfach lächerlich..... Für das Verständnis der Fremdworte genügt ein kleiner Bruchteil des lateinischen und griechischen Unterrichts von heute; und mehr kommt dabei auf die Dauer doch nicht heraus..... Erst dann wird das deutsche Volk wieder empfänglich für die Schönheiten seiner klassischen Dichtung werden, wenn man aufhören wird, es schon im Schulalter dagegen zu immunisieren, wie es bisher nach allen Regeln der Kunst geschieht"[1]).

Und Hermann Siemens schreibt:

„Unser Bildungselend mit seiner unbegreiflichen Zeitverschwendung durch sinnlosen altphilologischen und anderen Gedächtniskram und mit seinem gedankenlos gefälschten Ideal der Antike verschleiert den Blick für das, was ist, und für das, was not tut..... Es sollte doch der Wunsch aller vernünftigen Menschen sein, daß unsere Kinder auf der Schule nicht nur mit „Bildungsstoff" vollgepfropft, sondern daß sie mit einem klaren Verständnis für die Gesetze der Natur, der menschlichen Lebensvorgänge und des Gemeinschaftslebens entlassen werden"[2]).

Diesen Ausführungen kann ich nur teilweise beipflichten. Die Mittelschule — und um diese handelt es sich ja — sollte nach meiner Auffassung dem Schüler zweierlei vermitteln: erstens die Kenntnis einer zweiten modernen Sprache (und zwar der Sprache des Nachbarvolkes oder des Englischen), zweitens einen Überblick über das gesamte arische Geistesleben, in der Weise, daß der Abiturient befähigt wäre, allein weiter zu studieren und sich zum Spezialisten auszubilden. Das kann in sechs Jahren vollkommen erreicht werden. Auswendiglernen soll der Schüler gar nichts. Die Herrlichkeit der Antike aber und besonders der hellenischen Geisteswelt ist dem Schüler klar vor Augen zu führen. Die alten Sprachen braucht er nicht zu lernen, aber er soll Einblick in sie nehmen. Da wird es sich dann zeigen, welche Schüler zum Studium der Philologie berufen sind und welche nicht. Mit einem Worte: Die Mittelschule soll die Talente wecken und soll ihnen die Wege

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene„, München, Lehmann, 1923; Bd. II., S. 250, 251.

[2]) Hermann Werner Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik", München, Lehmann, 1926, S. 111.

Digitized by Google

bahnen[1]). Und die Mittelschule soll eine Einheitsschule sein. Auf diese folgt bei Solchen, welche die nötige Befähigung dafür erwiesen haben, das Spezialstudium. Und man soll einen Jungen nicht deklassieren, weil er schon auf der Mittelschule gezeigt hat, daß er „nur" für Chemie oder „nur" für Botanik einen Sinn habe. Denn wir brauchen Spezialisten.

Auch aus den Kreisen der Politiker hörte man schon vor dem Weltkriege scharfe Urteile über unsere Schulverhältnisse. So schrieb Daniel Frymann:

> „Wirklich gebildete Menschen sind fast so selten wie politisch Unterrichtete. Der Unterricht, wie er jetzt gehandhabt wird im Hinblick auf die Examenszwecke der Studierenden, hat mit der „Universitas literarum" gar nichts mehr zu tun; jeder ist froh, wenn er von seinem Fach oder Teilfach so viel in sich einpaukt, daß es zum Examen reicht[2])."

Ich komme nun zu einem andern Thema; nämlich zu der Behinderung der Auslese durch den Polizeistaat. Wir wissen alle, daß die Auslese der Untüchtigen unentbehrlich für die Gesunderhaltung und Fortentwicklung der Gattung ist. Das gilt für die kleinsten Insekten ebensogut wie für den Menschen. Nun neigen unsere Rassenhygieniker dazu, eine künstliche Auslese zu empfehlen. Weit wichtiger aber ist die natürliche Auslese, die beim Menschen vor allem die seelischen Qualitäten betrifft. Und niemand spricht davon, daß gerade diese wichtigste Auslese durch unsere Behörden schwer gehindert wird. Die Auslese gestaltet sich nämlich um so schärfer und wirksamer, je mehr Bewegungsfreiheit der einzelne genießt. Hier greifen aber die Behörden störend ein, indem sie noch immer wie in den Zeiten des Absolutismus von dem Prinzip ausgehen, die Bürger seien kleine Kinder und müßten am Gängelband geführt werden. Hierher gehören die Maßregeln gegen den Alkoholmißbrauch, gegen die Spielhöhlen, gegen die Abtreibung der Leibesfrucht, gegen die neumalthusianische Lehre und Technik (mit Einschluß der Sterilisierung); ferner gehören hierher die Theaterzensur und endlich die Reglementierung der Prostituierten. Ich würde alle einschlägigen Verbote und Vorschriften ausnahmslos abschaffen und nur dafür sorgen, daß nicht Ärgernis auf offener Straße gegeben werde. Die Straße muß in Ordnung sein, aber hinter verschlossenen Türen mögen eigenberechtigte Menschen tun und lassen, was sie wollen. Die schrankenlose Freiheit, die sich daraus ergibt, wird ab und zu ein bedauerliches Opfer kosten, aber solche Opfer gibt es auch jetzt, trotz aller Polizeimaßregeln. Im allgemeinen wird die schrankenlose Freiheit reinigend wirken, wie ein Gewitter. Es ist bezeichnend, daß Fritz Lenz (sonst ein Gegner der von mir empfohlenen Freiheit) dennoch anerkennen muß:

> „Ganz allgemein führen Leichtsinn und sittliche Haltlosigkeit offenbar sehr häufig zur Ausmerzung durch Syphilis und Gonorrhoe, während Selbstbeherrschung und Pflichtbewußtsein weitgehend davor bewahren. So wie die Dinge heute liegen, sind die Geschlechtskrankheiten geradezu die wesentlichste Ursache für das Aussterben von allerhand Gesindel, das sich in den Großstädten ansammelt..... Die Gesamtwirkung der durch

[1]) Schon 1902 schrieb Konrad v. Lange in seinem Buche „Das Wesen der künstlerischen Erziehung" (S. 50): „Die Schule soll den Kindern überhaupt keine abgeschlossene Bildung mitteilen, sondern ihren Hunger nach Bildung steigern, damit sie im weiteren Leben weiter streben."

[2]) Daniel Frymann: „Wenn ich der Kaiser wär'"; Leipzig, Dieterich; 5. Auflage, 1914, S. 110.

Digitized by Google

die Geschlechtskrankheiten bedingten Auslese ist daher, wenigstens was die seelischen Anlagen betrifft, vielleicht gar nicht so ungünstig"[1]).

Damit ist das von mir verteidigte Prinzip gerechtfertigt. Es gilt natürlich ebensogut für den Alkoholmißbrauch, für die Spielhöhlen usw. All diese Schäden bekämpft man nicht durch Gewalt, sondern ausschließlich durch Belehrung. Wer sich aber der Belehrung nicht zugänglich zeigt, ist ein Minderwertiger und wird mit Fug und Recht der Auslese verfallen. Es ist grausam, einem Menschen ins Gesicht zu sagen, daß er ein Minderwertiger sei, der sterilisiert werden müsse (wie es die amerikanischen Rassenhygieniker tun); es ist aber ganz in der Ordnung, ihm Freiheit zu geben und ihn seinem Schicksal zu überlassen, wenn er auf gutgemeinte Ratschläge nicht hören will. Jedenfalls hat der Staat nicht das Recht, die natürliche Auslese zu hemmen.

Die Kinder gehören der Mutter; damit ist die Frage der Abtreibung und der Euthanasie, d. h. der Tötung von mißratenen Kindern nach der Geburt, ohne weiteres gelöst. In die Entscheidung der Mutter hat sich der Staat nicht einzumengen. Für Kinder, denen die Mutter den Tod wünscht, ist es sicher am besten, wenn sie nicht leben bleiben[2]).

Geradezu lächerlich ist die Theaterzensur. Man sage nicht, daß man dann mit Frau und Tochter nicht mehr werde ins Theater gehen können. Vielfach ist das jetzt wirklich so — trotz der Zensur. Nach ihrer Aufhebung wird es besser werden; denn dann muß sich jeder Theaterdirektor entschließen, wie er es zu halten gedenke. Der eine wird Familienstücke ankündigen, der andere Pikanterien und jeder wird sein Publikum haben. Skandalöse Ankündigungen werden auf der Straße nicht geduldet.

Die Ärzte haben von ihrem Standpunkte aus gewiß recht, wenn sie die Kontrollierung und Reglementierung der Prostitution verlangen. Weil es aber beim Menschen vor allem auf die Geistigkeit ankommt, so gibt es höhere Rücksichten, hinter welchen die hygienischen zurückzustehen haben. Die Reglementierung ist eine Beleidigung des Weibes und eine Herabwürdigung der Menschheit. Darum muß die Regelmentierung unter allen Umständen verschwinden. Die Prostitution bekämpft man nicht durch Mißhandlung der Prostituierten, sondern nur durch soziale und wirtschaftliche Reformen. Diese Reformen betreffen den Anteil der Frauen an der Mutter Erde, ferner die Wohnungsfrage, Mutterrecht und Mutterschutz.

Strafe ist Unsinn, aber gemeingefährliche Personen sollten nicht mehr auf die Menschheit losgelassen werden. Man braucht sie deshalb nicht zu quälen, z. B. in Einzelhaft schmachten zu lassen. Auch müssen die Angehörigen und Freunde eines solchen Verurteilten das Recht haben, ihn zu besuchen und sein Schicksal zu teilen, so oft und so lange sie wollen. Aber freigelassen werden darf er erst wieder, wenn ihm nach menschlicher Voraussicht eine Rückfälligkeit nicht mehr zugemutet werden kann. Siemens schreibt:

„Überhaupt wirft sich doch für den Unbefangenen, der die Urteile unserer Gerichte liest, fast täglich die Frage auf, was eigentlich das „Straf"-Recht soll, das auf den mittelalterlichen Begriffen von Schuld und Sühne

---

[1]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923, Bd. II, S. 37.

[2]) Es wird dann kaum noch vorkommen, daß eine entartete Alkoholikerin zahlreiche Nachkommen hinterläßt, mit welchen sich die Irrenärzte und Staatsanwälte beschäftigen müssen. Man vergleiche, was Fritz Lenz in dem Werke Baur-Fischer-Lenz (siehe oben), Bd. II, S. 83, über die Familie der Ada Juke berichtet.

Digitized by Google

aufgebaut ist. Die Rassenhygiene muß auf das dringlichste verlangen, daß die „Bestrafung" endlich aufhört der Zweck des „Straf"-Rechts zu sein" [1]).

Zu den „Gemeingefährlichen" rechne ich Räuber, gewohnheitsmäßige Diebe und Betrüger, ferner Zuhälter und Kuppler. Unter Kupplern verstehe ich allerdings nur solche, welche unerfahrene jugendliche Personen durch Täuschung oder durch Verschleppung ins Unglück bringen; also vor allem die sog. Mädchenhändler. Einen andern Begriff der Kuppelei kenne ich nicht. Die Behörden unserer Großstädte scheinen ihn ja auch nicht zu kennen, sonst wäre die „Chambre séparée" eine unmögliche Sache. Oder gilt jener Kuppeleibegriff nur für die Armen?

Jedenfalls ist die allgemeine Freiheit (verbunden mit schonungsloser Entfernung der gemeingefährlichen Verbrecher) ein würdigerer Zustand als die jetzige Inkonsequenz und Scheinheiligkeit. Die allgemeine Freiheit wird zu einer furchtbaren Auslese führen und diese Auslese kann nur günstig wirken. Die Tüchtigsten werden alle Gefahren überdauern und ein geläutertes Geschlecht wird das Ergebnis sein.

Auch die obligatorische Zivilehe ist Gewissenszwang und muß fallen.

Von den positiven Vorschlägen der selektiven Rassenhygieniker halte ich die meisten für gekünstelt und daher für wertlos. Sie erinnern lebhaft an die berühmte Lex Papia Poppaea, durch welche der römische Kaiser Augustus die Kinderscheu der damaligen Römer vergeblich zu bekämpfen suchte. Genau so erfolglos würden die verschiedenen Mittelchen bleiben, welche unsere Rassenhygieniker vorschlagen. Es ist z. B. geradezu unmoralisch, den Erbgang beeinflussen zu wollen; dadurch werden die Menschen von Staats wegen zum Betruge gedrängt.

Die „Meldepflicht für Syphilis" bedeutet einen rücksichtslosen Eingriff in die Rechte des Einzelnen und ist daher unbedingt abzulehnen. Empfehlenswert wäre die Anstellung von Amtsärzten, bei welchen solche Kranke unentgeltliche Behandlung fänden. Diese Amtsärzte sollten auch die nötigen Medikamente unentgeltlich verabfolgen können. Dadurch wäre der Kurpfuscherei, die sich auf diesem Gebiete besonders breitmacht, der Boden abgegraben.

Recht hat Lenz, wenn er die Schäden beleuchtet, die sich aus der Wehrpflicht und aus dem Schulzwange ergeben. Er schreibt darüber:

„Die Wehrpflicht war für die Volksgesundheit überwiegend schädlich, weil sie gerade für die körperlich Tüchtigen eine Verzögerung der Berufsausbildung und damit des Heiratsalters mit sich brachte; und für so manchen tüchtigen Bauernburschen war sie eine Quelle der Syphilis und der Gonorrhoe. Freilich war sie ein notwendiges Übel, wie heute jedem Deutschen klar sein sollte" [2]).

„Auch auf dem Lande ist der wirtschaftliche Wert der Kinderarbeit gegen früher viel geringer geworden. Noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit war die Schule Nebensache gegenüber der Landarbeit; heute beansprucht sie die ganze Kraft der Kinder. Im gleichen Sinne haben die Kinderschutzbestimmungen auch auf dem Lande gewirkt. Ob das für die Rassentüchtigkeit nützlich oder schädlich wirkt, ist eine Frage für sich.

---

[1]) Hermann Werner Siemens: „Grundzüge der Vererbungslehre, der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik"; München, Lehmann, 1926, S. 95.

[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene"; München, Lehmann, 1923, Bd. II, S. 258.

Digitized by Google

Jedenfalls aber hat es im Sinne des Geburtenrückganges gewirkt" (loco citato, Bd. II, S. 122).

Was das Heer anbelangt, so haben die neuen Kriegsmittel revolutionierend gewirkt. Jene Abteilungen, welche die entscheidenden Kampfhandlungen durchzuführen haben — und das sind Sturm-, Tank- und Fliegertruppen — sollten nur noch aus Berufssoldaten bestehen. Für die übrigen Heeresangehörigen genügt eine Landsturm-Ausbildung, wobei natürlich (besonders bei der Artillerie) starke Cadres vorhanden sein müssen. Die Landsturm-Ausbildung sollte in der Jugendwehr erfolgen und zwar stets am Wohnorte; dadurch wäre die gefährliche Verschleppung in die Großstädte vermieden. Die Jugendwehr-Ausbildung hätte mit dem 16. Jahre zu beginnen und sollte im 20. Jahre abgeschlossen sein; das Studium oder die Berufsarbeit dürften dadurch nicht wesentlich gestört werden. Nach dem 20. Jahre müßte sich der junge Mann entscheiden, ob er Berufssoldat werden wolle oder nicht. Alle Heiratsbeschränkungen für die Berufssoldaten wären natürlich abzuschaffen und ihre Familien ausreichend zu versorgen. Die Berufstruppen sollten nicht in den Städten kaserniert werden, sondern draußen auf dem Lande liegen. Diese Vorschläge sind das Ergebnis meiner Erfahrungen aus der Kriegszeit.

Daß die Schule, zumal auf dem Lande, auch schädlich wirken kann, ist eine bekannte Tatsache. Das kommt aber nur vom Zwange. Man schaffe den Zwang ab, und die Schule wird ein Segen sein. Weil man die Schule in jeder Hinsicht für eine Wohltat hielt, glaubte man die Menschen zum Schulbesuche zwingen zu dürfen; aber nicht umsonst heißt es: beneficia non obtruduntur. Man wird mir entgegnen, daß es dann auf dem Lande bald wieder Analphabeten geben würde und daß dies ein Rückschritt in der Kultur wäre. Ich möchte daran erinnern, daß in Island wegen der großen Entfernungen und ungünstigen Witterungsverhältnisse viele Kinder nicht zur Schule geschickt werden können; trotzdem gibt es kaum einen Isländer, der nicht lesen und schreiben könnte; sie lernen es zu Hause. Ähnlich wäre es auch bei uns, denn die Kultur ist in der Geistigkeit eines Volkes begründet. Daß trotzdem Analphabeten vorkommen könnten, will ich nicht leugnen, ich vermag aber nicht, vor dieser Möglichkeit zu erschrecken. Bekanntlich hat ja der große Platon gesagt, die Erfindung der Schrift sei ein Unglück für die Menschheit gewesen. Dieses Paradoxon scheint mir beachtenswert. Im Jahre 1918 hatte ich Gelegenheit, kriegsgefangene Sizilianer zu beobachten, unter denen sich Analphabeten befanden. Ich war von der Naivität, Gutmütigkeit, besonders aber von der geistigen Frische dieser Menschen entzückt. Darum glaube ich, daß es auch unserem Volke nichts schaden würde, wenn es einen Prozentsatz von Analphabeten hätte. Die Analphabeten bilden einen Stamm von nervenstarken Menschen, die dem rasenden Rollen unserer Zivilisationsmaschine entrückt sind und hohe Erbwerte in sich bergen können. So erkläre ich ungescheut, daß ich die allgemeine Abschaffung des Schulzwanges verlange. Dies wäre ein ausgezeichnetes Mittel, um der Landflucht zu steuern; schon Gobineau hat festgestellt, daß die Landbevölkerung die Schule hasse[1]), dem Analphabeten aber graut es vor der Stadt. Übrigens kann man auch bei Günther lesen, das 19. Jahrhundert habe „mit all seinen Idealen" jämmerlich versagt" und „alle Bildung und Erziehung des 19. Jahrhunderts hat die Menschen Europas immer

[1]) „Essai", 1. Band, 9. Kapitel.

Digitized by Google

unglücklicher gemacht" [1]). Da liegt doch der Gedanke nahe, wenigstens den Zwang zur Bildung abzuschaffen. Beiläufig bemerkt, ist es lehrreich zu beobachten, wie Günther den Schaden, welchen die Aufklärung des 19. Jahrhunderts angerichtet haben soll, mit anderen Erscheinungen in Verbindung bringt. So schreibt er:

„Für das ganze 19. Jahrhundert ist der befleckte Begabte ebenso bezeichnend wie die furchtbare Vorbildlosigkeit. Bei solcher Vorbildlosigkeit mußte gerade der begabte Mischling zuerst zum Verwirrer werden, und weil es viel leichter ist, das Alte zu verneinen, als Neues zu gründen, mußte eben der befleckte Begabte allen Drang zu einem Vorbild verhöhnen und einen überhitzten Individualismus ausrufen." (loco citato, S. 98).

Das 19. Jahrhundert stand notgedrungen im Zeichen der Auflösung, weil es das Ende einer großen soziologischen Periode arischen Lebens bedeutete: Das Ende des Feudalismus. Wo sollte man ein Vorbild vernehmen, wenn eine neue Welt im Entstehen begriffen war, eine Welt, die sich noch nicht einmal in ihren Umrissen erkennen ließ? Da war die Rückkehr zum absoluten Individualismus das einzig mögliche Prinzip, um wenigstens die Erbwerte zu retten, — die biologischen Bausteine, aus denen das neue Gebilde erwachsen mußte. Erst jetzt, nach dem Hochgewitter des Weltkrieges, beginnt sich das Dunkel zu klären; die Nationen sind da und rufen nach Selbstbestimmung, die Rassen sind da und rufen nach ihren angestammten Weltteilen. Freiheit ist die Parole und allen imperialistischen Theorien reaktionärer Gelehrter zum Trotze vollzieht sich gleichsam im Donnergang der Aufmarsch der Menschheit gegen die Bedrücker. Das ist gewaltiger als alles, was die „Vorbilder" vergangener Zeiten uns zu bieten vermögen. Und dieser Aufmarsch begann mit dem nationalen Gedanken, den die große französische Revolution in die Welt geschleudert hatte.

Darum betrachte ich alles als rückschrittlich und verfehlt, was dem nationalen Gedanken und den nationalen Gefühlen irgendwie zuwiderläuft, so auch die Argumentation von Fritz Lenz über den deutschen Bevölkerungsüberschuß:

„Eine Auswanderung in Länder gemäßigten Klimas wäre auch dann noch (jener nach Mexiko, Brasilien usw.) vorzuziehen, wenn die Auswanderer dort ihre Sprache aufgeben. Die Erhaltung der Rasse ist wichtiger als die Erhaltung der Sprache..... Im Osten allein liegen wirkliche Zukunftsmöglichkeiten für das deutsche Volk, und es ist besser, daß jährlich dorthin eine Million Deutscher auswandert, als daß sie ungeboren bleibt" [2]).

Das scheinen mir bedenkliche Ansichten, denn wir wissen aus der Geschichte, daß die in fremden Völkern aufgegangenen Germanen immer wieder die gefährlichsten Gegner ihres Stammvolkes geworden sind. Selbst den Deutschamerikanern, die noch nicht einmal ihre Sprache und ihr Volksbewußtsein verloren hatten, ist — horribile dictu — nichts übrig geblieben, als die Waffen gegen uns zu tragen. Darum bin ich ein Gegner der Auswanderung und die Deutschen, die in Deutschland wirklich nicht Platz hätten, blieben besser ungeboren. Wir werden aber sehen, daß in Deutschland noch Raum genug für viele Kinder ist.

[1]) Hans Günther: „Der Nordische Gedanke", München, Lehmann, 1925, S. 9.
[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene", München, Lehmann, 1923, Bd. II, S. 237.

Digitized by Google

Wie Hans Günther spricht sich auch Fritz Lenz gegen die Kleinsiedelung aus; er nennt sie „Verchinesung" Europas (loco citato Bd. II, S. 277). Dafür verlangt er die Schaffung „bäuerlicher Lehen", die „unteilbar und unveräußerlich" und möglichst groß sein sollten, damit „Führernaturen" entstehen könnten (loco citato Bd. II, S. 230—233). Die Herren suchen sich ihre „Vorbilder" offenbar noch immer im Feudalsystem und in der Völkerwanderungszeit, wie ich bereits auf Seite 45 betont habe. Heute ist auch ein großer Gutshof eine wissenschaftlich und kaufmännisch geleitete Anstalt und es frägt sich, ob der Chef einer Fabrik nicht mehr Führergaben braucht, als der Leiter eines Gutshofes. Daß auch landwirtschaftliche Großbetriebe notwendig sind, ist selbstverständlich, aber die Kleinsiedelung kann sehr gut neben ihnen bestehen. Im übrigen ist der Vorschlag von Lenz deshalb begrüßenswert, weil er das volksfeindliche Prinzip des Privatgrundeigentums durchbricht und dem Gedanken Raum schafft, daß der Boden der Nation gehöre. Nur in diesem Sinne vermag ich Lenz zuzustimmen.

Ohne Kleinsiedelung geht es nicht, sonst kämen wir dahin, daß der deutsche Grund und Boden im Besitze von etwa 3 Millionen Familien wäre, während die anderen ein land- und freudloses Proletariat bilden würden. Das läßt sich die Nation heute nicht mehr bieten, und sie tut recht daran. Wenn Lenz Kasten schaffen will, so wird er kein Glück haben. Das Ungeheuerlichste in dieser Hinsicht ist sein Plan zur Einschränkung der Bewerber für die geistigen Berufe. Er tadelt den „ungehemmten Andrang" zu diesen Berufen (Band II, S. 120) und entwickelt seine Ansichten wie folgt:

„Der entsetzlichen Barbarei, welche in der Überalterung der Anwärter auf geistige Berufe und in der Ausschaltung zahlreicher gesunder und begabter Menschen von der Familiengründung liegt, kann daher nur dann ein Ende gemacht werden, wenn schon zur Vorbereitung auf die einzelnen geistigen Berufe nur eine beschränkte Zahl junger Leute zugelassen wird, die sich nach der Zahl der auskömmlichen Lebensstellungen bemißt. Ohne einen solchen Numerus clausus, der selbstverständlich nicht schematisch, sondern im Sinne einer sorgfältigen sozialen Auslese nach der Tüchtigkeit durchgeführt werden müßte, würde eine bessere und frühzeitigere Besoldung der geistigen Arbeiter nur einen noch wieder stärkeren Andrang und von noch mehr ungeeigneten Elementen als heute schon zur Folge haben" (loco citato Bd. II, S. 214).

Die Menschheit hat das Zunftwesen mit schwerer Mühe überwunden, Lenz möchte es wieder auferstehen lassen, und zwar dort, wo dieses System den ärgsten Schaden anrichten würde, bei den geistigen Berufen. Hat Lenz doch selbst erkannt, wie wenig auf Noten und Abgangszeugen zu geben ist, sonst könnte er nicht schreiben:

„Die Auslese auf den höheren Schulen war und ist zum großen Teil eine solche nach dem Geldbeutel" (Bd. II, S. 254).

Die Auslese wäre also von vorneherein eine sehr fragliche, sie würde sich aber durch ein anderes Moment noch viel böser gestalten. Dieses andere Moment liegt darin, daß die weitere Auswahl der Bewerber in den Händen von Staatsbeamten läge, die sich begreiflicherweise gegenseitig schonen und helfen würden. Wir sind alle Menschen und niemand erklärt gerne den Sohn oder Neffen oder Schwiegersohn eines Kollegen für unbrauchbar, sofern der junge Mann nur halbwegs entspricht. Das, was Lenz anstrebt, würde also durch den Numerus clausus nicht erreicht werden, wohl aber

Digitized by Google

etwas ganz anderes. Hören wir nämlich, was Lenz weiter vorschlägt. Er will ein „Gesundheits-Ministerium" einrichten und den ärztlichen Stand verstaatlichen. Ferner wünscht er „eine fortlaufende Bestandaufnahme der gesamten Bevölkerung", die „ein dringendes Erfordernis" sei. „Schon bei der Geburt sollte für jedes Kind ein amtlicher Personalbogen angelegt werden". Später will er die Kontrolle bei der Impfung und durch die Schulärzte fortführen lassen; auch Begabung und Charakter sollen urkundlich festgehalten werden (Bd. II, S. 264, 265, 266 u. 268). Das wäre so die richtige Polizeiwirtschaft ins Hygienische übertragen. Und das alles unter dem Numerus clausus, damit unsere Herren und Gebieter hübsch unter sich bleiben könnten. Difficile est, satiram non scribere: Gesundheitsministerium, Verstaatlichung des Ärztestandes, fortlaufende Bestandaufnahme — wie viel gute Stellen für die Söhne und Schwiegersöhne! Eine Brahmanen-Kaste, die mit grenzenloser Verachtung auf uns Paria herabsehen würde, das wäre das Ergebnis. Die Herren würden uns nach allen Regeln der Kunst und nach dem letzten Stande ihrer zünftigen Wissenschaft kontrollieren und reglementieren, sterilisieren und euthanasieren. Wir Tschandalen aber, die wir bei der Schul- und Amtsauslese als minderwertig befunden worden wären, als nichtwürdig aufzusteigen in die Kaste der Geistigen, wir „ostischen" Mongoliden und „befleckten Begabten", wir müßten mit unserer Hände Arbeit die nötigen Steuergelder aufbringen, damit jene Brahmanen-Kaste sorgenlos leben und recht wachsen könnte an Haupt und Gliedern.

Nein, meine Herren; die Zeiten sind vorbei! Anstatt die soziale Gliederung versteinern und dadurch die ganze Nation verkommen zu lassen, werden wir uns anders behelfen. Vor allem lehnen wir den Numerus clausus grundsätzlich ab, denn er ist eine weit ärgere Barbarei als die „Überalterung der Anwärter". Diese schadet an und für sich gar nichts, wenn der Betreffende nur rechtzeitig in die Lage kommt, mit Familie leben zu können. Das läßt sich aber auf anderem Wege erreichen, denn es ist eine rein wirtschaftliche Frage. Wer auf Anstellung in einem geistigen Berufe wartet, kann inzwischen ganz gut irgendeiner Tätigkeit obliegen, die ihm ein Mindesteinkommen sichert und Zeit zum Studium läßt. Aber das wollen die meisten „Anwärter" nicht, weil sie im Banne eines Fluches stehen, der ihre Psyche vergiftet hat. Dieser Fluch sind die Berechtigungen[1]). Wer sich durch irgendeinen der Drahtverhaue, mit denen die Welt der geistigen Berufe so lieblich verzäunt ist, glücklich hindurchgewunden hat, der hebt dann das Haupt und pocht auf seine Rechte. Von vorneherein sollte man die Schüler darüber belehren, daß die geistigen Berufe überfüllt seien und daß die Absolvierung irgendeiner Schul-Prüfung noch gar keine Berechtigung und gar keine Aussichten auf Anstellung verschaffe. Dann würde sich ja zeigen, wer noch Lust zum Studium hätte und wer nicht. Die Wissenschaft soll wie die Tugend um ihrer selbst

[1]) In dem gedankenreichen Buche des hervorragenden Schulmannes Ludwig Gurlitt „Der Deutsche und sein Vaterland" (Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen; Berlin, 1906, Wiegandt und Grieben, 8. Tausend) kann man auf S. 100 lesen:

„Gewiß, die Berechtigungsfrage ist die Wurzel alles Übels. Das habe ich seit Jahren allerorten laut ausgesprochen, aber selten Zustimmung gefunden. Jetzt freue ich mich in Hermann Schillers „Aufsätzen über die Schulreform", Heft I, denselben Gedanken sorgfältig begründet zu finden. Auch er spricht auf Grund seiner langjährigen Erfahrung als Geh. Oberschulrat und Universitätsprofessor (S. 9) von dem „so verderblichen Berechtigungswesen, das die Entwicklung des deutschen Schulwesens in ganz unnatürliche, künstliche und, wie man heute nicht mehr bezweifeln kann, falsche Bahnen gebracht hat" (S. 40).

Digitized by Google

geübt werden. Es gibt nichts Gemeineres als die Ausnützung der Wissenschaft zur materiellen Versorgung. Das hat schon Schiller gebrandmarkt, als er schrieb:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Darum komme ich zu Folgerungen, welche jenen von Lenz gerade entgegengesetzt sind. Ich verlange die Abschaffung aller Berechtigungen und Befähigungsnachweise. Nicht nur die Gewerbe sind freizugeben, sondern auch z. B. die Advokatur und die Ausübung der ärztlichen Praxis. Wer eine Prüfung bestanden hat, schreibt es auf sein Schild; falsche Angaben werden von der Behörde als Betrug behandelt. Und wer Lust hat zu einem Pfuscher zu gehen, der möge es tun — auch das ist eine Auslese. Ich habe übrigens eine Arbeiterfrau gekannt, die wegen ihrer Leiden jahrelang zu einer Kurpfuscherin ging; als aber ihr Kind erkrankte, trug sie es zu einem approbierten Arzte!

Pfuscher, die ein Unglück anrichten, sind vor Gericht zu stellen. Man gewöhne doch die Menschen endlich an Freiheit und Verantwortlichkeit! Dabei kann die Behörde durch Warnung und Belehrung viel Unheil verhüten; sie kann z. B. jeden neu auftauchenden Kurpfuscher vorladen und eindringlich auf die Gefahren aufmerksam machen, denen er sich aussetzt, wenn er mit Giften arbeitet oder sonst irgendeinen Unsinn macht.

Auch für die Anstellung im Staatsdienst sind alle Berechtigungen grundsätzlich abzuschaffen. Der Bewerber sollte eine Aufnahmeprüfung und dann ein Probejahr durchmachen. Dann würden die Vorgesetzten schon sehen, ob er taugt oder nicht. Aber welche Schulen er besucht habe und woher sein Wissen stamme, sollte man ihn überhaupt gar nicht fragen. Ebenso sollte der Titel eines Doktors jedem verliehen werden, der sich befähigt erwiese, die entsprechende Prüfung abzulegen und (wenn er ein Mediziner wäre) den unumgänglichen Kursus an einer Klinik mit gutem Erfolge durchzumachen — ohne Rücksicht darauf, wann, wo und wie lange er studiert habe. Denn das Wissen und Können besteht durch sich selbst und bedarf keiner irgendwie gearteten Legitimierung.

Daß der Beamte, auch wenn er ganz jung heiratet, mit ausreichenden Zulagen für seine Gattin und seine Kinder bedacht werden muß, ist im Sinne der Volkspflege selbstverständlich.

Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß es gut sein wird, in den ausgesprochen wissenschaftlichen Berufen zwar Unterstützungen für Studienreisen und Experimente zu bewilligen, die regelmäßigen Bezüge aber niedrig zu halten (jedenfalls nicht höher als jene der Volksschullehrer), damit sich zu den ausgesprochen wissenschaftlichen Berufen nur jene jungen Leute drängen, welchen es um die Wissenschaft geht und nicht um gute Einnahmen. Die Argumentation, daß mehr verdienen müsse, wer mehr studiert habe, ist grundsätzlich zu verwerfen und das im Interesse der Wissenschaft.

Digitized by Google

48. Wirtschaft und Bodenreform.

„Tiberius Gracchus war tot; indes seine beiden Werke, die Landaufteilung wie die Revolution, überlebten ihren Urheber."
Theodor Mommsen („Römische Geschichte", 8. Aufl., 1889, Bd. II, S. 97).

Auch das Wirtschaftsprinzip und die Stellung des Menschen zur Mutter Erde bedürfen der Beleuchtung vom Gesichtspunkte der Rassenlehre. Denn es ist klar, daß eine Rasse, die seinerzeit auf nordeuropäischem Boden in der Campignien-Periode den Ackerbau erfunden und dann die ganze Welt damit bedacht hat, — es ist klar, daß eine solche Rasse die Scholle inniger liebt und sich tiefer mit ihr verwurzelt fühlt als ein Steppen- oder Fischervolk. Wir wissen von den Latinern, welche überragende Bedeutung bei ihnen der Grundbesitz und der Ackerbau hatten. Das älteste italische Sprachdenkmal, das Arval-Lied, ist ein Ackersegen. Noch deutlicher aber ersehen wir die altarische Liebe zur angestammten Scholle aus jener Stelle der Odyssee, welche die Rückkehr des Odysseus nach Ithaka schildert (XIII, 353—354):

γήθησέν τ' ἄρ' ἔπειτα πολύτλας δῖος 'Οδυσσεύς
χαίρων ἧ γαίῃ, κύσε δὲ ζείδωρον ἄρουραν
(und nun freute sich sehr der vielgeprüfte Odysseus
seines Landes und küßte die weizengebende Erde).

Darum ist noch jedes arische Volk zugrunde gegangen, das die unmittelbare Berührung mit der Mutter Erde verloren hatte. Auch die schwere Krisis, in der sich Deutschland befindet, ist zum guten Teil eine Folge der Industrialisierung, d. h. des Zurücktretens der Landwirtschaft hinter Werkwesen und Gewerbe. Das geht so weit, daß Deutschland schon vor dem Kriege die Autarkie, d. h. die wirtschaftliche Selbständigkeit, verloren hatte. Der deutsche Ackerbau konnte die deutsche Bevölkerung nicht mehr ernähren und der deutsche Industriearbeiter lebte von überseeischem Fleisch und Getreide. Industrieartikel mußten erzeugt und irgendwo im Auslande an den Mann gebracht werden, um dafür Lebensmittel für die Arbeitermassen einzutauschen. Darin liegt das Grundgebrechen der deutschen Wirtschaft, das sich in dreifacher Hinsicht verhängnisvoll auswirkt. Zunächst war es eine Hauptursache unserer Niederlage im Weltkriege, und es bedingt auch jetzt unsere Versklavung, denn wir leben nur von Englands Gnaden, — ferner macht es die deutschen Arbeitermassen zu einer proles sine matre, einer Brut ohne Mutter, einem wurzellosen Volkshaufen, der losgerissen ist von Flur und Feld, mit einem Worte von der Mutter Erde und der daher nie froh werden kann, — endlich teilt es unser Volk in zwei Lager, die sich fremd und feindlich gegenüberstehen: hier die Industrie, die sich nur um das Ausland kümmert, die Rettung von guten Beziehungen zum Auslande erhofft und für nationale Belange gar keinen Sinn mehr hat, — dort die Landwirtschaft, die durch Leutenot und durch das billige fremde Getreide so in Bedrängnis gebracht wird, daß sie nach Behinderung der Freizügigkeit, nach Schutzzöllen und ähnlichen reaktionären Maßregeln schreit.

Ein Analogon hierzu finden wir in der römischen Geschichte. Gegen das Ende der Republik ergaben sich schwere wirtschaftliche und soziale Mißstände durch das sizilische Sklavenkorn. Viele reiche Römer besaßen ausgedehnte

Digitized by Google

Güter in Sizilien, die sie durch Sklaven bewirtschaften ließen. Das von ihnen erzeugte Korn war billiger als jenes, welches die italischen Bauern auf den Markt brachten. So wurde das italische Korn durch das sizilische allmählich aus der Hauptstadt verdrängt und schließlich ganz entwertet. Die Untergrabung des Bauernstandes aber führte zur Untergrabung des Staates, der sich bald von Bürgerkriegen und anderen sozialen Zuckungen erschüttert sah. Was war daran schuld? Doch nur die Sklaverei, die es jenen Großgrundbesitzern ermöglichte, so billiges Korn auf den Markt zu werfen.

Heute kommt das billige Korn aus jenen überseeischen Ländern, wo Raubbau getrieben wird. Die nordwestamerikanischen, argentinischen und australischen Landwirte sind nicht Gärtner und Bauern in unserem Sinne, die liebevoll an der Scholle hängen, sondern Spekulanten. Schnell Geld verdienen ist ihre Parole. Sie vertrusten sich und scheuen vor nichts zurück, was ihren merkantilistischen Zielen irgendwie dienlich sein kann; so werfen sie einmal große Mengen von Erzeugnissen zu Schleuderpreisen auf den Weltmarkt, um irgendeinen Konkurrenten zu vernichten, ein andermal wieder heizen sie die Lokomotiven mit Getreide, damit sein Preis nicht tiefer sinke, als es ihnen genehm ist. Dieses wirtschaftliche Freibeuterwesen ergab sich aus dem Eindringen der Europäer in die fremden Weltteile und aus der Vergewaltigung und Vernichtung der dort bodenständigen Rassen. Gegen solchen Frevel sind wir nun vorläufig allerdings machtlos. Das Weltgericht wird ja einmal kommen und vielleicht schneller als die Räuber denken. Aber inzwischen befindet sich eben unsere Landwirtschaft in einer kritischen Lage. Schutzzölle einführen und das billige Korn hinaussperren zu wollen, wäre ein Verbrechen gegen unsere landlose und auch sonst genug bedauernswerte Industriearbeiterschaft.

Hier helfen nur ganz große Reformen, die beiden Teilen gerecht werden, d. h. dem Industriearbeiter das billige Brot sichern und dem Landwirt die Existenz ermöglichen. Diese Reformen müssen dreifacher Art sein: soziologisch, wirtschaftlich und ethisch. Ihre Grundlage bildet die Erkenntnis, daß der Boden der Nation gehört. Es ist das einfach ein Axiom und darüber gibt es keine Debatte. Der Nationalstaat verträgt sich nur mit dem physiokratischen System, sonst hängt er in der Luft. Die Nation, die ihre Bezeichnung von der Geburt ableitet, ist ein chthonischer, d. h. ein an der Erde haftender Begriff. Es gibt keine aus eigener Kraft sich erhaltende Nation ohne Land. Und wie dieses Land politisch befreit wird durch das Selbstbestimmungsrecht der auf ihm wohnenden Nation, so muß es auch rechtlich aus den Fesseln des Privateigentums befreit und der Nation übergeben werden, die damit all ihre Kinder zu ernähren, zu versorgen und zu beglücken haben wird. Freies Volk auf freier Erde — das ist der Nationalstaat; er ist absolut demokratisch und absolut physiokratisch.

Das Deutsche Reich hat heute 470 000 Quadrat-Kilometer Land und 65 Millionen Menschen. Die Frage ist nun so zu stellen: Wie sollen sich jene 65 Millionen auf ihrem Grund und Boden soziologisch und wirtschaftlich einrichten, damit der demokratische Gedanke gewahrt bleibe, die Autarkie, d. h. die wirtschaftliche Unabhängigkeit, wieder hergestellt und in jeder andern Hinsicht, besonders in ethischer, ein Zustand geschaffen werde, der uns die Aufartung verbürgt? — Die Antwort kann nur eine programmatische sein und die Richtlinien für dieses Reformprogramm sollen hier entworfen werden.

Digitized by Google

1. Der gesamte Grund und Boden wird enteignet und verstaatlicht[1]). Die jetzigen Grundeigentümer erhalten eine Entschädigung, die so hoch sein wird, wie jene, welche der Staat den kleinen Sparern für ihre durch die Inflation vernichteten Ersparnisse gibt. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Die Entschädigung wird nicht auf einmal ausgelegt, sondern amortisiert. Die Grundbesitzer bleiben vorläufig als Pächter auf ihren Gütern und wirtschaften weiter; neue Hypotheken dürfen nicht mehr aufgenommen werden.

2. Alle Steuern, seien es direkte oder indirekte, werden abgeschafft. Im physiokratischen System gibt es nur ein „impôt unique", d. h. das Land bildet die einzige Einnahmequelle des Staates. Dem Staate gehört die Hälfte der gesamten Landesprodukte, weil ein Pächter, der keinerlei Steuern zu tragen hat, erfahrungsgemäß mit der Hälfte der Erzeugnisse auskommen kann.

3. Die Geschäftsleute in Stadt und Land zahlen nur ein Platzgeld für den Standort, auf dem sie ihr Gewerbe ausüben — sonst nichts. Das gilt für die größte Fabrik so gut wie für den kleinsten Kramladen. Der Platz gehört dem Staate und kann stets an den Meistbietenden vergeben werden. Alle Plackereien bei der Steuerbemessung und alle Steuerhinterziehungen hören auf.

4. Gemeindeumlagen gibt es nicht; die Gemeinden werden vom Reiche mit den nötigen Mitteln versehen.

5. Alle Zölle werden abgeschafft. Die deutsche Wirtschaft muß imstande sein, dem Weltbewerb zu trotzen und das freie Spiel der Kräfte auszuhalten. Die von den Landwirten an das Reich zu entrichtenden 50 prozentigen Abgaben aber werden nach den niedrigsten Preisangeboten der fremden Raubbaugebiete berechnet. So ist der deutsche Arbeiter geschützt, der deutsche Landwirt aber auch[2]).

6. Rings um die Städte werden die von den Bodenwucherern als „Baugründe" zusammengekauften Landkomplexe mit Verkehrsmitteln ausgestattet, die einen unmittelbaren Anschluß an das Innere der Stadt ermöglichen. Dann werden diese Gründe in Parzellen von etwa 1000 m² eingeteilt, mit Trinkwasser-Leitungen versehen und gegen einen jährlichen Pachtzins von etwa 100 Mark zu Siedlungszwecken vergeben. Unter den Bewerbern kommen zunächst die weiblichen in Betracht, denn dieses Heimland (wie ich es nennen möchte) soll das Mütter- und Kinderland werden. 10 Millionen solcher Heimstätten würden eine Fläche von 10000 Quadratkilometern bedecken.

7. Es wird eine Wirtschaftskammer geschaffen, welche die Autarkie anzubahnen hat, indem sie das Wirtschaftsleben der Nation als ein einheitliches

---

[1]) Wohlgemerkt nur der Grund und Boden, der Fundus nudus (der bloße Platz), der ewig und unveränderlich gegeben ist und von dem die Nation leben muß. Was darauf steht (Gebäude, Bäume usw.), ist auch fernerhin als Privateigentum zu behandeln, also entweder dem Inhaber zu überlassen oder von ihm zum vollen Schätzungswerte zu übernehmen. Die Enteignung richtet ihre Spitze nicht gegen den Landwirt, sondern gegen den Bodenwucherer, der die Grundstücke aufkauft, nicht um sie zu bearbeiten, sondern um auf den Wertzuwachs zu warten. Die sog. Wertzuwachs-Steuer aber genügt nicht, sie macht den Boden nicht frei. Und der Boden muß frei werden; vor allem rings um die Städte, wo die Heimstätten eingerichtet werden sollen.

[2]) Es ist vorgekommen, daß die Bäcker — trotz gleichen Preises — lieber Manitoba-Weizen kauften, als einheimischen Weizen, weil der Manitoba-Weizen durch größeren Wassergehalt das Brot schwerer macht und ihm überdies ein schöneres Aussehen verleiht. Namhafte Bestände einheimischen Weizens blieben infolgedessen bis zur nächsten Ernte liegen und mußten verschleudert werden. Das ist Unfug; um ihn abzustellen, wäre durch Volksentscheid die vorübergehende Aussperrung des fremden Weizens zu beschließen.

Digitized by Google

betrachtet und nach bestimmten Grundsätzen zu regeln versucht. Sie muß dafür sorgen, daß einerseits die Nation von ihrem Lande leben könne und daß andererseits die heimische Landwirtschaft konkurrenzfähig bleibe. Da das Leben auf Stoffwechsel beruht, so wird die Wirtschaftskammer das gesamte vorhandene Nährstoff-Kapital in ihre Obhut nehmen und nach wissenschaftlichen Grundsätzen verwalten. Sie wird die städtischen Kanalisierungen, welche wertvolle Düngemittel in den Flüssen zugrunde gehen lassen, allmählich wieder abschaffen. Sie wird die Gewinnung und Ausfuhr von Rohstoffen genau beobachten und überwachen. Sie wird großzügige Meliorationen durchführen und die Mittel hierzu nötigenfalls durch nationale Bodenanleihen aufbringen. Sie wird in umfassendster Weise, durch Steigerung und Verbilligung der Produktion, unter Mitwirkung aller Stände darauf hinarbeiten, daß die heimische Landwirtschaft den Konkurrenzkampf mit den fremden Raubbau-Gebieten erfolgreich bestehe. Zur heimischen Landwirtschaft gehören aber nicht nur die Großbetriebe mit ihren Schüttkästen und Ackermaschinen, sondern auch jede Heimstätte, in der eine Siedlerin mit ihren Kindern das Gemüse pflegt. Die ganze Nation muß aufgerufen und darüber belehrt werden, daß jeder einzelne sein ureigenstes Interesse fördert, wenn er den landwirtschaftlichen Sieg miterstreiten hilft.

Das wären so die Grundgedanken. — Nun gibt es vor allem einen wirtschaftlichen Lehrsatz, den man an jede Hausmauer schreiben sollte; er besagt, daß der Gartenbau auf derselben Fläche fünfmal mehr Lebensmittel erzeuge als der Ackerbau. Eine allmähliche Erweiterung der Gartenbau-Fläche, besonders durch Vermehrung der Heimstätten, wird am stärksten dazu beitragen, den landwirtschaftlichen Sieg und damit die Autarkie des deutschen Volkes herbeizuführen. Sind wir aber einmal so weit, dann werden wir erkennen, daß der landwirtschaftliche Ertrag noch sehr gesteigert werden kann und dann bleiben wir nicht stehen, sondern setzen uns ein neues Ziel: die Mehrung der deutschen Bevölkerung. Herr Clemenceau hat in der Zeit unserer furchtbarsten Prüfung höhnisch erklärt, es seien 20 Millionen Deutsche zu viel auf der Welt; die 60 Millionen, die es damals im Reiche gab, wollte er auf 40 Millionen herunterdrücken. Wohlan, unsere Antwort muß lauten: nicht 40 Millionen sollen es sein, sondern 100 Millionen — vorwärts zum Hundert-Millionen-Stand! Und diese 100 Millionen werden von ihrem eigenen Grund und Boden leben.

Es sind die schlichten Siedler
mit nimmermüden Händen,
die uns'res Volkes Schicksal
zum Heile wieder wenden.

Die Tarife der Post, der Eisenbahnen und der elektrischen Kraftwerke müssen so bemessen werden, daß Einnahmen und Auslagen sich die Wage halten. Der Staat aber braucht dabei nichts zu verdienen.

Vergegenwärtigen wir uns nun, wie das jetzige deutsche Wirtschaftsgebiet bei einem Bevölkerungsstande von 100 Millionen eingeteilt sein könnte. Vorausgeschickt soll werden, daß durchschnittlich schon bisher 400 Tonnen Heu auf dem Quadratkilometer erzeugt wurden, daß aber dieses Quantum durch bessere Bewässerungsvorrichtungen ganz leicht auf 600 Tonnen gesteigert werden könnte. Beim Getreide darf man mit einem Durchschnitt von 200 Tonnen auf den Quadratkilometer rechnen und auch da wäre durch Bewässerungsanlagen eine Steigerung auf 300 Tonnen sofort zu erzielen. Wenn wir diese ganz mäßigen, durch eine Bewässerungsinvestition von

Digitized by Google

Fläche in Quadrat-Kilometern		bestellt mit	Durchschnittsertrag auf dem Hektar in Kilogramm	Gesamtertrag in Millionen Tonnen	Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung
100 000 Ackerland		Getreide	3000	30	300
		Stroh	—	—	—
Stoppelfrucht auf derselben Fläche	40 000	Wickhafer	4000	16	—
	40 000	Wasserrüben	40 000	160	—
	20 000	andere Stoppelfrüchte	—	—	—
90 000	Wiesenland		6000 (Heu)	54	—
10 000	Runkelrüben		80 000	80	—
10 000	Zuckerrüben		40 000	40	50 (Zucker)
30 000	Kartoffeln		20 000	60 [1])	300
20 000	Obstgärten		10 000	20	200
20 000	Heimland: Gemüse		50 000	100	1000
10 000	Handelsgärtnereien		60 000	60	600
10 000	Raps		1600 Körner 3300 Stroh	1,6 3,3	6 (Öl)
8 000	Flachs		500 geschwungenen Flachs, 600 Leinsamen	0,4 0,48	2 (lange Faser)
2 000	Hanf		5000 Stroh 700 Körner	1 0,14	—
14 000	sonstiges Flurland		3000	4,2	—
100 000	Waldungen		—	—	—
5 000	Städte und Fabriken		—	—	—
1 000	Bergwerke		—	—	—
40 000	Ödland, Wege, Gewässer		—	—	—
470 000					

[1]) Anmerkung: Von den 60 Millionen Tonnen Kartoffeln wären 30 für die Ernährung der Menschen, 20 als Viehfutter und 10 für die Spiritusfabrikation gedacht. 10 kg Kartoffeln geben ein Liter Spiritus.

Digitized by Google

bei einem Bevölkerungsstande von 100 Millionen Menschen.

Gibt Futter für .... Millionen Stück Großvieh	Durchschnittspreis für 100 Kilogramm (in Mark)	Gesamtwert in Millionen Mark	Abgabe an den Staat (in Millionen Mark)
—	20	6000	3000
—	—	2000	1000
5	10	1600	800
24	3	4800	2400
2	—	600	300
18	10	5400	2700
12	4	3200	1600
1 (Schnitzel)		1200	600
3	5	3000	1500
2 (Fallobst und Gras)	15	3000	1500
10 Millionen Stück Kleinvieh	10	10000	2000
5 Millionen Stück Kleinvieh	10	6000	3000
1 (1 Mill. Tonnen Ölkuchen)	40 2	640 66	350
—	120 30	480 144	240 72
—	13 40	130 56	65 28
1	10	420	210
—	—	—	700
—	—	—	1000 [1]
—	—	—	1000
—	—	—	15
69 Mill. Großvieh 15 Mill. Kleinvieh			24080

Reichshaushalt: Einnahmen 24 Milliarden Mark.

Davon gehen ab:

Zinsendienst für die Bodenanleihen (Meliorationsanleihen)	1 Milliarde
für Versicherungsleistungen	2 Milliarden
Entschädigungszahlungen an die kleinen Sparer	1,5 „
Entschädigungszahlungen an die Grundeigentümer	1,5 „
zusammen	6 Milliarden
für andere öffentliche Zwecke bleiben jährlich verfügbar	18 Milliarden

[1]) Platzgelder der Geschäftsleute.

Digitized by Google

etwa drei Milliarden Mark erreichbaren Ertragssteigerungen zugrunde legen, so erkennen wir, daß die Wirtschaftskammer schon wie folgt disponieren könnte. Im Jahre 1913 brauchte man im Deutschen Reiche 233 kg Getreide auf den Kopf der Bevölkerung;[1]) das wären bei 100 Millionen Menschen 23,3 Millionen Tonnen Getreide. Bepflanzen wir 100 000 km² mit Getreide, so erzielen wir (bei Zugrundelegung der gesteigerten Ertragsziffer) 30 Mill. Tonnen, also schon um 6,7 Millionen Tonnen mehr. Berechnen wir den Wert des Getreides durchschnittlich nur mit 20 Pfennig für das Kilogramm (um die Konkurrenz der überseeischen Raubbau-Gebiete erfolgreich aushalten zu können), so hätte die deutsche Getreideernte einen Marktwert von 6000 Millionen Mark und da dem Staate die Hälfte zufällt, so bezöge er allein vom Getreide 3000 Millionen Mark. Die beigefügte Tabelle läßt erkennen, wie ich mir die Wirtschaftsordnung und den Reichs-Haushalt denke. Abgesehen von den Lebensmitteln für 100 Millionen Menschen hätte man Futter für 50 Millionen Stück Großvieh und 70 Millionen Stück Kleinvieh[2]). Nur ein geringes Quantum Ölkuchen wäre aus dem Auslande zu beziehen; wenn es sein muß, kann man aber dieses Futtermittel entbehren. Für die Haustiere und Gebäude, die er besäße, hätte der Landwirt keinerlei Abgaben zu entrichten, auch nicht für irgendwelche Versicherung, denn alle Versicherungen, gleichviel ob sie Unfälle, Brand-, Hochwasser-, Hagel- oder Viehschäden betreffen, sollte das Reich übernehmen, und zwar für jeden Bürger, ob er nun der Landwirtschaft oder dem Werkwesen angehört.

Die Wirtschaftskammer bestimmt, welche Gebiete als Wiesenland und welche als Ackerland zu benützen seien, und sie schreibt für diese Landflächen auch nur die entsprechenden Abgabeleistungen vor. Es ist Aufgabe der Wirtschaftskammer dafür zu sorgen, daß alles, was die Nation an landwirtschaftlichen Produkten braucht, im Lande selbst erzeugt werde. Dabei hat sie vor allem den Kreislauf des Stoffes zu beobachten und darauf hinzuwirken, daß unser Nährstoff-Kapital sich beständig mehre. Die Gartenbau-Fläche muß allmählich erweitert werden. Abgesehen von Richtlinien allgemeiner Art ist dem Landwirt möglichst freie Hand zu lassen.

Im großen betrachtet, ist diese Wirtschaft keine andere als jene der Naturvölker. Da hat jede Frau eine kleine Gemüsepflanzung, die Männer aber streifen draußen in Wäldern und Bergen umher und bringen heim, was sie erbeuten können. Es gibt also ein Frauenland und ein Männerland. Das Frauenland ist die bescheidene parzellierte Flur bei den Wohnstätten, das Männerland ist das weite Gefilde mit Forst und Strom. Genau so muß es auch im Nationalstaat werden. Die Siedelungen von je 1000 m² rings um die Städte bilden das Frauenland; hier wird jedes Pflänzchen mit der Hand gepflegt und die Kinder sollen dabei eifrig mitwirken. Draußen aber werden die Männer mit großen Maschinen stehen und werden die weite Flur nach den letzten Forschungsergebnissen der Agrikultur-Chemie, der Physik und Mechanik quadratkilometerweise bestellen; denn da ist das Männerland. Im Männerlande herrschen Wissenschaft und Disziplin; jeder weiß, daß er sich der Gesamtheit unterordnen müsse, um selbst das größtmögliche Maß von Freiheit zu genießen. Im Frauenlande aber ist die Siedlerin eine Königin; ihr wird nichts vorgeschrieben, sie macht auf ihren 1000 m² mit ihren Kindern, was sie will. Wenn aber draußen die großen Maschinen

[1]) Nämlich 88 Kilogramm Weizen und 145 Kilogramm Roggen.
[2]) Mit dem Futter für 2 Stück Großvieh kann man 7—8 Stück Kleinvieh erhalten.

Digitized by Google

stillstehen, dann kehren die Männer zu ihren Familien nach Hause, einer wie der andere; und nun sind sie Menschen, die bei Weib und Kind im Garten stehen. Da gibt es keine „Proletarier" mehr, sondern nur noch Bürger mit gleichen Rechten und gleichem Anteil an dem großen Nationalstaat. Diese Menschen werden sich sämtlich als Herren fühlen, ohne Rücksicht darauf, ob sie Akademiker oder Analphabeten sind; ihr Herrentum ist begründet in ihrer Freiheit und ihrem Anteil an der angestammten Erde. Die Wirtschaftskammer aber wird die große Hausmutter sein, die auf das Wohl aller bedacht ist. So weit muß es kommen, daß auf einen Wink der Wirtschaftskammer die im Verkehrsleben stehenden Männer — vom Generaldirektor der Eisenbahnen bis zum einfachsten Hafenarbeiter — sich einstimmig weigern, irgendeinen von einem Spekulanten beabsichtigten Transport durchzuführen, der das nationale Nährstoff-Kapital vermindern könnte. So sollten z. B. Lebensmittel nicht aus dem Lande geschickt werden — es sei denn zu Hilfszwecken. Das viele Gerede vom nationalen Gedanken hat gar keinen Zweck, wenn wir die Nation nicht zu einer Wirtschaftseinheit und zu einem einzig Volk von Brüdern machen. Dann wird jeder Stand aufatmen. Auch der Gutsbesitzer, der seine Grundeigentumsrechte verlieren soll, dürfte bald erkennen, daß es ihm als Staatspächter bei Abgabe des halben Ertrages besser gehen werde, als jetzt unter dem Druck von tausend Kämpfen mit der Leutenot, mit den Hypothekargläubigern, mit den stets wachsenden Steuern und mit den in den gesetzgebenden Körperschaften seine Interessen anfechtenden Vertretern der Industrie. Es tritt ja jetzt schon bald jeder Bürger des Deutschen Reiches 45% seines Einkommens an den Staat ab. Da kann die Abgabe der Hälfte keinen Schrecken mehr bedeuten, wenn anderseits durch Abschaffung aller Steuern eine unabsehbare Verbilligung des Lebens eintritt, die beim Ankaufen von Industrieartikeln natürlich auch dem Landwirte zugute kommen muß. Dazu kommt, daß die Kosten für große Meliorationen, z. B. für Bewässerungsanlagen, vom Staate getragen werden.

Geradezu wunderbar wird das Heimstätten-Wesen wirken. Wir dürfen davon eine gänzliche Umgestaltung der sozialen Gemütsverfassung erwarten. Ist erst einmal eine Generation in den Gärten aufgewachsen, die den Müttern gehören, so werden wir es mit ganz anders gearteten Menschen zu tun haben. Die Wut des „Proletariers" und sein Gegensatz zum Staate werden gänzlich verschwinden, weil eben der „Proletarier" verschwindet. Der Geburtenrückgang wird von selbst zum Stillstand kommen, denn überall am Rande der Städte, wo die Gärten beginnen, wimmelt es jetzt schon von Kindern. Um wie viel mehr erst im Heimland, wo jedes Weib ein Recht auf eine Parzelle haben und unter dem besondern Schutz einer Beamtin, der Frauenanwältin, stehen wird? Es ist unwürdig, die Mütter mit „Alimenten" abzufinden. Die Mütter sind der wichtigste Bestandteil der Nation und brauchen besondere Fürsorge. Da werden sich die Rassenhygieniker nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen haben, ob man auch die unehelichen Mütter unterstützen solle und wie weit. Im freien Nationalstaat wird man begreifen, daß der Anspruch auf Unterstützung in der Tatsache der Mutterschaft und nur in dieser begründet ist. Denn die Nation ist selbst eine Mutter und sie wird alle Mütter und alle Kinder mit gleicher Liebe umfangen.

Durch das Heimstätten-Wesen werden die Menschen seßhaft; sie wissen, wohin sie gehören, und die Rasse wird eine Ausprägung und einen so bodenständigen Charakter bekommen, wie vielleicht noch nie. Das Heimstätten-Wesen bedeutet den Beginn allgemeiner Aufartung, weil es soziologische

Digitized by Google

und ethische Grundlagen schafft, die der arischen Geistigkeit entsprechen. Auch die Wohnungsfrage wird in den Heimstätten mit der Zeit gelöst werden. Zunächst bleiben die Leute im Besitz ihrer bisherigen Wohnungen und errichten auf dem Heimland nur Lauben oder Hütten für die gute Jahreszeit; nach und nach aber schreitet man zum Ausbau dauerhafter Wohngebäude. Bei umherziehenden Artisten kann man beobachten, daß sie niemals in Verlegenheit um eine Wohnung sind, wohl aber um den Platz für die Errichtung einer solchen. Das wichtigste ist immer der Grund und Boden, alles andere findet sich dann.

Rings um jede Stadt, rings um jede Fabrik, rings um jedes Bergwerk müssen sich die Siedelungen ausbreiten. Man hat mir vorgehalten, daß in einem Industriegebiet wie jenem an der Ruhr das Siedelungsprinzip des Raummangels wegen nicht durchgeführt werden könne. Das ist ein Irrtum. Das Ruhrgebiet umfaßt von Dortmund bis zum Rhein etwa 4500 km². Verwendet man davon nur 1500 km² zu Siedelungszwecken, so ergäbe das 1½ Millionen Heimstätten, d. h. Siedelungsland für ebenso viele Familien; und das wäre vollkommen genug.

Die Heimstätten sollen keine Bauernhöfe, sondern nur Gärten sein. Macht man sie größer als 1000 m², so wird der Zweck verfehlt, denn dann werden die Siedler zu Landwirten Das soll aber nicht sein. Die Heimstätte bleibt das Reich der Frauen und Kinder, der Mann soll sich draußen betätigen, gleichviel ob er Landwirt, Fabrikarbeiter, Taglöhner, Beamter, Gelehrter oder Künstler ist. Das schließt seine Mitwirkung bei der Arbeit im Heimland nicht aus. Diese Arbeit wird für ihn eine sehr angenehme Abwechslung bilden. Namentlich die Fabrikarbeiter und solche Männer, die ihre Berufsarbeit in Kanzleien und anderen geschlossenen Räumen ausüben müssen, werden die Beschäftigung im Garten als eine Wohltat empfinden. Durch die Mitwirkung einer männlichen Arbeitskraft erhält aber der Garten erst seine volle wirtschaftliche Bedeutung. Die Familie wird zwar von ihm nicht leben können, aber der Garten wird doch eine sehr namhafte Unterstützung bedeuten. Die Leute werden Gemüse, Obst und Hühner haben, vielleicht aber auch noch eine Ziege oder ein Schwein halten können.

Damit auch der Mann gerne und oft in dem Garten seiner Gattin mitarbeiten könne, darf er nicht bis zur völligen Erschöpfung in der Fabrik festgehalten werden. Darum bin ich ein Gegner des Acht-Stunden-Tages. Acht Stunden sind zu viel. Wer acht Stunden lang einer Arbeit obliegen muß, die vielleicht nur aus einigen, sich stets wiederholenden Handgriffen besteht, der ist zu bedauern. Man sollte deshalb in Halb-Tag-Schichten arbeiten, die einen von 6 Uhr früh bis 12 Uhr mittags, die anderen von 1 Uhr nachmittags bis 7 Uhr abends. So hätte jeder Arbeiter eine Tageshälfte frei. Er würde in der Fabrik weniger verdienen, aber der Vorteil, den ihm die Gartenarbeit einbrächte, würde jenen Ausfall mehr als wettmachen.

Manche Volkswirtschafts-Lehrer behaupten, der Acht-Stunden-Tag sei zu kurz; es müsse mehr gearbeitet werden, sonst könne das arme Deutschland sich nicht erholen. Dem halte ich entgegen, daß es für die Volkswirtschaft ganz gleichgültig ist, wo der Mann arbeitet, wenn er es nur überhaupt tut. Wer aber jemals Gelegenheit gehabt hat, die Besitzer kleiner Gärten am Rande der Städte zu beobachten, der weiß, daß sie von ihrer Berufsarbeit heimkehren, um sich dann noch bis zum Anbruch der Nacht eifrig in ihren Gärten zu beschäftigen. Das Ergebnis des Sechs-Stunden-Tages wird also

Digitized by Google

sein, daß der Mann nicht acht, wohl aber zwölf Stunden arbeitet und dies zu seinem körperlichen und seelischen Nutzen.

Hier sei auch die gesetzliche Sonntagsruhe erwähnt. Menschenfreundliche Gesetzgeber des Altertums haben den Feiertag eingeführt, um die armen Sklaven vor allzu schonungsloser Ausbeutung zu bewahren. Wer das heute noch fortsetzt, erklärt damit indirekt, daß wir noch immer Sklaven, Enterbte oder Unmündige seien. Das ist eine Schande, und ich bin daher ein Gegner der gesetzlichen Sonntagsruhe. Der freie Mann braucht sie nicht; er schließt seine Verträge so ab, daß er vor Überanstrengung bewahrt bleibt. Die Freiheit wird allerdings nicht nur durch das allgemeine Wahlrecht begründet, sondern sie bedarf auch des Anrechts auf die Mutter Erde. Der Siedler, der im Sinne meines Systems dieses Anrecht genießt und ausübt, ist erst wirklich frei. Er bedarf keiner gesetzlichen Sonntagsruhe, denn er findet an seiner Heimstätte einen so starken wirtschaftlichen Rückhalt, daß er, bzw. seine Standesorganisation, sich den Ruhetag ausbedingen kann.

Es herrscht allgemeine Gewerbefreiheit. Sollte aber eine der Siedlerinnen dem Alkohol-Mißbrauch Vorschub leisten und dadurch Beschwerden der Nachbarinnen hervorrufen, so wird die Behörde einschreiten und der Betreffenden die Heimstätte aberkennen. Die Heimstätte ist nämlich Staatseigentum und nur in Erbpacht vergeben. Alkohol-Mißbrauch, Glücks-Spiel und ähnlicher Unfug werden im Heimlande nicht geduldet, sondern in das Innere der Stadt, in die „City", verwiesen, wo eben alles erlaubt sein soll. Das Heimland ist das Mütter- und Kinderland, die City aber ist der Tummelplatz der in die Zivilisationsschlacht verwickelten Männer und daher eine Stätte der rücksichtslosesten Auslese.

Das Heimstätten-Wesen wird die Frage der weiblichen Berufsarbeit sehr vereinfachen. Hat erst jedes Weib das Recht auf eine Heimstätte, so wird sich der Andrang der Frauen zu den männlichen Berufen sehr verringern und vielleicht ganz aufhören. Lehrerinnen, Ärztinnen, Frauenanwältinnen, Krankenpflegerinnen und Gärtnerinnen soll es geben, was aber die Arbeit in den Bahn- und Postämtern oder in den kaufmännischen Betrieben anbelangt, so muß ich schon sagen, daß mir jede solche Beamtin leid tut. Die Frauenberufe und besonders die gebildeten Frauenberufe haben zu einer furchtbaren Gegenauslese geführt; gerade die talentiertesten und ethisch wertvollsten Frauen werden dadurch zur Kinderlosigkeit verdammt. Das darf nicht so weitergehen. Aber sicher würde das Heimstätten-Wesen auch da Wandel schaffen.

So bin ich denn geneigt, in der Rückkehr zur Mutter Erde überall den Beginn eines Umschwunges und einer tiefgreifenden Besserung zu sehen. Die Menschen aber, die so leben könnten, wie ich es hier angedeutet habe, würden schnell aufarten und eine Geistigkeit entwickeln, die ihnen für uns gar nicht abzusehende soziale Fortschritte ermöglichen müßte. Rückkehr zur Erde ist Rückkehr zu wahrem Menschentum. Es gibt nichts, was so verheißungsvoll, so mütterlich und so fromm wäre wie das Siedelungswesen. Die Zurückführung der „Proletarier" in die Arme der Mutter Erde ist das größte aller Reformwerke. Darum habe ich an die Spitze dieses Abschnittes ein Wort der Erinnerung an jenen großen römischen Staatsmann gestellt, der den Armen Land verschaffen wollte und der für diese Erlösertat das Leben opfern mußte. Tiberius Gracchus erlag der schonungslosen Wildheit egoistischer Machthaber, sein Gedanke aber wird fortwirken, bis er sich erfüllt hat.

Digitized by Google

49. Deutsche Politik.

„Durch Nacht und Not geh'n wir zum Licht,
wir deutsches Volk in Ketten."
Hermann Wirth.

Aristoteles hat gesagt, der Mensch sei ein ζῶον πολιτικόν, ein politisches Wesen. Das war richtig beobachtet, denn die Politik dürfte im Leben der Menschen selten eine so bestimmende Rolle gespielt haben wie damals. Offen und ehrlich sprachen die Gesandten der Athener zu den Meliern:

„Wir sind der Meinung, daß die Menschen einer unleugbaren Erfahrung und natürlichen Notwendigkeit zufolge überall über diejenigen zu gebieten haben, denen sie an Macht überlegen sind. Nach diesem Gesetz richten wir uns, ein Gesetz, das wir weder zuerst aufgebracht, noch zum erstenmal seit dessen Dasein in Übung gebracht haben, sondern das wir bereits vorgefunden haben und auch auf unsere spätesten Nachkommen vererben werden. Ja, wir halten uns versichert, daß ihr selbst und jeder andere, der sich im Besitz einer gleichen Macht sehen würde, wie wir sie besitzen, ebenso handeln würde" (Thukydides, V, 105).

Politik ist also die bis auf ein Höchstmaß entwickelte Wissenschaft von der Gewaltausübung des Menschen gegen den Menschen. Clausewitz hat daher mit Recht gesagt, der Krieg sei nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln und Treitschke verbesserte diesen Lehrsatz, indem er schrieb, der Krieg sei „die Politik κατ' ἐξοχήν." Da ich nun die Gewalt als eine biologische Entgleisung betrachte, so ist es klar, daß ich die ganze Politik als eine vorübergehende Verirrung der Menschheit ansehe, als eine soziologische Krankheit, die überwunden werden muß. Gewaltausübende Menschen sind spezialisierte Menschen, also in falscher Richtung entwickelte. Weil sie aber seit Jahrtausenden die überwiegende Mehrheit bilden und die Minderheit mit fortreißen, niedertreten oder mundtot machen, so ist es begreiflich, daß ein Mann wie Gobineau den düsteren Ausspruch tun konnte: „l'homme est l'animal méchant par excellence" (der Mensch ist ein Tier von besonderer Bösartigkeit [1]).

Wenn nun die Arier, als ein Hauptstamm der Menschheit, noch viel Primitivität bewahrt haben, also weniger Spezialisierung aufweisen, als die übrigen Rassen, und wenn anderseits die Deutschen unter den großen Völkern Europas den stärksten arischen Einschlag besitzen, so ist es klar, daß ihrem (biologisch betrachtet) primitiveren Wesen eine geringere politische Befähigung entsprechen muß. Das hat nichts mit militärischer Eignung zu tun. Der primitivere Mensch kann ein guter Soldat sein, er wird aber stets ein schlechter Politiker bleiben. Und so sehen wir die Deutschen, trotz größter Erfolge auf allen übrigen Gebieten, in der Politik immer schlecht abschneiden. Obwohl sie schon der Zahl nach das stärkste Volk Europas bilden (Großrussen 65 Mill. Deutsche 80 Millionen), so waren die Deutschen doch jahrhundertelang politisch ohnmächtig und seit 1918 sind sie wieder hinter den Nullpunkt zurückgeworfen. Diesmal hätte sich der Mißerfolg bei einigem politischen Verständnis wirklich vermeiden lassen. Niemals in der Weltgeschichte haben führende Politiker unter so günstigen Bedingungen arbeiten können, wie die Lenker des Deutschen Reiches zur Zeit der letzten Jahrhundertwende.

[1]) M. A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines", Paris, 1853—1855, Tome IV, p. 35.

Digitized by Google

Ihr Staat war wohlgeordnet, ihr Volk zahlreich, arbeitsam und disziplinierst; riesiger Reichtum stand zur Verfügung und die stärkste Landarmee der Welt war durch einen Wink marschbereit zu machen. Der heraufziehende Krieg stand seit dem russisch-französischen Bündnis gleich einer Wetterwolke am Himmel. Man kannte die französische Revanchebegierde und den immer größere Züge annehmenden Panslawismus ganz genau; man besaß auch Verbündete und man hätte sie noch vermehren und viel fester an der Stange halten können. Trotzdem „stolperte" man in den Untergang hinein. Auch während des Krieges gab es noch Erscheinungen, wie sie nur in deutschen Landen möglich sind: der Deutsche Reichstag faßte eine Friedensresolution und stärkte dadurch die Siegeszuversicht der Gegner; in Wien aber wurde ein Parlament einberufen, von dem die Regierung vorher wußte, daß viele Mitglieder nur darauf warteten, unter dem Schutze der Immunität zum Auslande sprechen zu können. Und man führte den Krieg ohne ein Kriegsziel; denn die bloße Verteidigung war doch ein so naiver und so kleiner Gedanke, daß er den begeisterten Teil des eigenen Volkes nicht befriedigen und den nichtbegeisterten Teil nicht entflammen konnte. Je mehr man sich in die Geschichte und Vorgeschichte des Krieges vertieft, um so mehr muß man staunen über die politische Unfähigkeit der Deutschen.

Aber Bismarck?! — Auch in diesem gewaltigen Manne scheint mir der Mensch viel größer gewesen zu sein als der Politiker; denn Politiker war er vor allem in dem Sinne, daß er die allgemeine Lage klar durchblickte und sich von den fremden Staatsmännern niemals hinter's Licht führen ließ. Als Schöpfer des Deutschen Reiches aber war er sein Leben lang von der Parteien Haß und Gunst umstritten. Die demokratischen Deutschen verabscheuten Bismarck als den typischen „Preußen" und reaktionären Aristokraten. Trotz vieler nebensächlichen Einzelheiten, die sich dafür geltend machen lassen, war er aber dennoch in der Hauptsache deutsch und demokratisch gesinnt. Das beweisen zwei entscheidende Momente: zunächst sein Ausspruch von den preußischen Partikularisten, welche die schlimmsten von allen seien; ferner die Einführung des allgemeinen Wahlrechts. Gerade die glühendsten Verehrer Bismarcks tadeln ihn wegen des allgemeinen Wahlrechts und sagen, daß er damit einen schweren Fehler begangen habe. Wer „politisch" denkt, muß ihnen recht geben. Durch das allgemeine Wahlrecht wurde das Reich zu einem demokratischen Staatsgebilde. Anderseits aber war das Reich — wie der alte Kaiser Wilhelm sehr richtig bemerkt hatte — nur ein „verlängertes Preußen". Daraus ergab sich von vorneherein ein schwerer innerer Zwiespalt. Preußen war ein typischer Militär- und Zwei-Klassen-Staat, gleich dem römischen und dem dorischen. Die Oberschichte trug den Staat; sie bestand aus dem landbesitzenden Kriegeradel und stellte die Führer, in deren Händen fast alle politischen Rechte vereinigt waren. Da nun Preußen den Kern des Reiches bildete, so erhielt das Reich selbst eine preußische Färbung. Dazu stand aber das allgemeine Wahlrecht im schroffsten Widerspruche. Die Wirkungen dieses Zwiespaltes konnten nicht verborgen bleiben. Als Bismarcks 80. Geburtstag im ganzen Reiche gefeiert wurde, weigerte sich der Deutsche Reichstag an dieser Ehrung des Reichsgründers teilzunehmen. Das geschah doch nicht, weil der Mann Otto v. Bismarck hieß, sondern eben weil er das Reich geschaffen hatte. Die Mehrheit der im Deutschen Reichstag versammelten Abgeordneten verneinte das Deutsche Reich. Das kam vom allgemeinen Wahlrecht. Darum dachten die Konservativen und die Alldeutschen nur folgerichtig, wenn sie das allgemeine Wahlrecht für schädlich

Digitized by Google

erklärten und es abschaffen wollten. Sie besaßen aber nicht mehr die Macht dazu. Inzwischen ging die Entwicklung weiter ihren verhängnisvollen Weg. Während die französische Volksvertretung für militärische Zwecke ihrer Regierung sogar mehr Geld anbot, als diese zu verlangen wagte, mußten dem Deutschen Reichstage die selbstverständlichsten Reichsnotwendigkeiten mit Mühe abgerungen werden. Während in Frankreich der letzte Minder-taugliche auf drei Jahre in die Kaserne geschickt wurde, blieben im Deutschen Reiche jährlich 40 000 gesunde Männer unausgebildet und unbewaffnet. Man hätte ja dazu erst die Bewilligung des Reichstages gebraucht. So ge-schah denn das Erschütternde: als die Schicksalsstunde schlug, da fehlten vor Paris nur wenige deutsche Regimenter, um die Entscheidungsschlacht zu gewinnen.

Der Deutsche Reichstag war der Totengräber des Deutschen Reiches. Und das aus guten Gründen. Die amerikanisch rapid sich entwickelnde Industrie hatte die Scharen der Enterbten nicht nur gesammelt und gemehrt, sondern auch ihre Intelligenz geweckt und ihr Klassenbewußtsein gestärkt. Diese Millionen von „Proletariern" haßten den Staat und durch das allgemeine Wahlrecht besaßen sie ein Mittel, ihn zu bekämpfen und seine Lebens-notwendigkeiten in Frage zu stellen. Man pflegt zu sagen, der Sommersturm von 1914 habe all diese Gegensätze überwunden und die deutsche Volkseinheit wieder hergestellt. Das entspringt aber einer Täuschung. Zunächst ist ein Teil der Proletarier prinzipientreu und „unabhängig" geblieben; die übrigen erklärten sich für den Krieg, aber nicht aus Liebe zum Reiche, sondern aus Abscheu vor dem russischen Zarismus, in dem sie einen noch gefährlicheren Gegner erblickten, als in dem preußischen Militäradel. Eine innere Einigung des gesamten deutschen Volkes hat sich *nicht* vollzogen, sonst bliebe auch der 9. November 1918 unbegreiflich. Es ist jedoch sinnlos, die deutsche Industrie-arbeiterschaft deshalb schmähen zu wollen; denn wer keine Revolution er-leben will, der muß eben dafür sorgen, daß es im Staate nur „Bürger" und keine „Proletarier" gebe. Das erreicht man aber nicht durch Unfallversicherungs-Gesetze und ähnliche Palliativmittelchen, sondern nur durch eine großzügige Bodenreform. Und zu dieser Erkenntnis gelangt man nur langsam und nur durch bittere Erfahrungen.

War es nun ein Fehler, daß Bismarck das allgemeine Wahlrecht ein-führte? Kalt abwägende „Politiker" müssen sagen, daß es ein Fehler gewesen sei. Menschlich betrachtet aber war es des Reichsgründers gewaltigste Tat. Er verschmähte die kleine politische Klugheit und betrat den Weg des Fort-schritts. Darum sage ich, Bismarck sei als Mensch höher zu bewerten, denn als Politiker. Das Politische vergeht, das Menschliche besteht. Je mehr Zeit verstreicht, je mehr Abstand wir gewinnen, um so riesenhafter steigt die Gestalt des eisernen Kanzlers aus en Nebeln unserer schmerzvollen Vergangenheit. Und kommen wird der Tag, an dem sich das ganze Deutschland zu seinem Bismarck seelisch hindurchkämpft, zu dem *Volksmann Bismarck*, der das allgemeine Wahlrecht gab — allen Bedenken und aller „Politik" zum Trotz —, kommen wird der Tag, an dem wir Deutschen ohne Unterschied nicht mehr Bismarcks Irrtümer, sondern nur noch seine Größe sehen!

Wie steht es aber um Bismarcks Werk? Ist es verschwunden, weil das politische Gebilde, das er geschaffen hat, verschwunden ist? Nein — Bismarcks Werk lebt weiter. Fünf Jahre lang, vom November 1918 bis vom November 1923, war es in Gefahr; nun hat es die Krisis überwunden. Bismarcks Werk ist ein geistiges und lebt als ein solches in seines Volkes Herzen weiter, wie jede

Digitized by Google

wirklich große Schöpfung. Es ist unabhängig von den Verfassungen und von den politischen Grenzen. Bismarck hat den größeren Teil Deutschlands zu einem organischen Verbande zusammengeschweißt und an gemeinsames staatliches Leben gewöhnt; das ist sein Werk. Fünf Jahre lang war es in Frage gestellt. Nun lebt es wieder auf; die Imponderabilien haben gesiegt. Daß die Länder und Menschengruppen, die wir heute noch als „Deutsches Reich" bezeichnen, in der Zeit der entsetzlichsten Not und Prüfung allen eigenen Sonderstimmungen und allen feindlichen Lockungen zum Trotze nicht auseinander gefallen sind, sondern weiter zusammengehalten haben, um neuer Größe entgegenzugehen und den Kern zu bilden für das kommende Deutschland im Sinne Arndts und Jahns — das ist Bismarcks Werk und die Nation, in Tagen, die nicht mehr ferne sind, einig und frei geworden, wird es erkennen und wird es ihm danken, so weit und so lange die deutsche Sprache klingt!

Nach diesem Ausblick auf den großen deutschen Staatsmann des 19. Jahrhunderts wollen wir uns nun auch die Theoretiker ansehen, die Vertreter der politischen Wissenschaft und der Staatsrechtslehre. Da ist in erster Linie Heinrich v. Treitschke zu nennen. Seine Vorlesungen über Politik wurden von Max Cornicelius gesammelt und herausgegeben. Das Werk ist ein Markstein in der Entwicklungsgeschichte der politischen Theorien. Kaum schlagen wir es auf, so tritt uns auch schon das Heliand-Problem entgegen, denn Treitschke schreibt:

„Nur dem Staate leben kann kein Christ, weil er seine ewige Bestimmung nicht aufgeben kann.....

Für uns Christen ist die Frage nach der Stellung des Staates zum Sittengesetz in der Tat eine schwierige" [1]).

„Wohl zeigen alle wahrhaft großen politischen Denker einen Zug zynischer Menschenverachtung und wenn sie nicht zu stark ist, hat sie ihr gutes Recht. Grade wer von der menschlichen Natur nicht Unmögliches fordert, wird die genialen Kräfte, die trotz aller Gebrechlichkeit und Bestialität in ihr ruhen, erwecken" (loco citato, Bd. II, S. 545, 546).

Zynische Menschenverachtung und Christentum sind aber diametrale Gegensätze. Treitschke bewegt sich eben auf dem Boden des Heliand-Problems hin und her, ohne einen Ruhepunkt zu finden, was vor dem Weltkriege auch gar nicht möglich war. Immerhin wirkt es überraschend, daß Treitschke geneigt ist, nicht nur der „politischen" Moral Konzessionen zu machen, sondern ihr geradezu den Vorzug zu geben:

„Die Moral muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, das heißt es müssen die Moralisten erst erkennen, daß man das sittliche Urteil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staates und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß" (loco citato, Bd. I, S. 105).

Damit stimmt es überein, daß Treitschke eben auch das Gewaltprinzip verteidigt; so sagt er vom Kriege, daß er ihm „berechtigt und sittlich" erscheine und daß der „Gedanke des ewigen Friedens ein unmögliches und zugleich ein unsittliches Ideal" sei (loco citato, Bd. II, S. 553). Er meint aber nicht nur den Befreiungskrieg gegen feindliche Imperialisten, sondern auch den Unterjochungskrieg gegen schwächere Völker und Rassen. Denn nicht anders kann man es verstehen, wenn er über die Engländer schreibt:

[1]) Cornicelius-Treitschke: „Politik"; 2 Bände, Leipzig, S. Hirzel, 1899. — Bd. I, S. 62 u. 87.

Digitized by Google

„Wenn die Engländer im indischen Aufstand die Hindus vor die Mündungen der Kanonen banden und sie „zerbliesen", daß ihre Körper in alle Winde zerstoben, so kann man das, da doch der Tod sofort eintrat, nicht tadeln. Daß in solcher Lage Mittel des Schreckens angewandt werden müssen, ist klar; und wenn man annimmt, was ein Engländer doch behaupten wird, daß die englische Herrschaft in Indien sittlich und notwendig sei, so wird man auch diese Mittel nicht verwerfen können" (Bd. I, S. 106 u. 107).

Daß Treitschke diesen englischen Imperialismus als vorbildlich ansieht, geht aus folgender Stelle hervor:

„Wir wollen und sollen unseren Anteil nehmen an der Beherrschung des Erdkreises durch die weiße Rasse. Hier haben wir von England noch unendlich viel zu lernen" (Bd. I, S. 233).

Wohin solche Triebe selbst in der Theorie führen, zeigt der nachstehende Passus:

„Zivilisierung eines barbarischen Volkes ist das beste. Man muß die Wahl stellen, entweder unterzugehen in der überlegenen herrschenden Nation oder sich ausrotten zu lassen" (Bd. I, S. 126).

So bildet denn die Kolonialpolitik einen wichtigen Bestandteil des Treitschkeschen Systems:

„Ganz ohne Zweifel ist eine große koloniale Entwicklung ein Glück für ein Volk" (Bd. I, S. 123).

„Da das Ziel der menschlichen Kultur doch die Aristokratie der weißen Rasse auf dem ganzen Erdball sein wird, so wird die Bedeutung eines Volkes am letzten Ende davon abhängen, welchen Anteil es an der Beherrschung der transatlantischen Welt besitzt" (Bd. II, S. 412).[1])

Besondere Hervorhebung verdient ein wirtschaftliches Moment, durch welches Treitschke den Wert von Kolonien zu begründet versucht:

„Cleve ist ein ganz wohlhäbiges Mittelstädtchen, von Armut kann dort keine Rede sein; kommt man dann aber nach Nimwegen (jenseits der holländischen Grenze), so ist man mit einem Male in einer anderen Welt: überall prächtige Villen, mit Säulen und Freitreppen! Das ist der Reichtums Indien, Javas und Sumatras; überall ein Luxus, von dem man in deutschen Mittelstädten gar keinen Begriff hat" (Bd. I, S. 125).

Nun denn, — wer das Leben kennt, der weiß, daß die Menschen nur dort glücklich zu sein vermögen, wo sie die Not der Armut überwunden haben, nicht aber dort, wo Luxus herrscht.[2])

Es ist klar, daß Treitschke ähnliche Grundsätze wie für die äußere Politik, auch für das innere Staats- und Rechtsleben entwickelt. So zeigt er sich als Vertreter der Todesstrafe und des Zweikampfs.

„Das Gewissen jedes ernsten Menschen fordert, daß Blut gesühnt

---

[1]) Hierzu vergleiche man Lothrop Stoddard: „The Rising Tide of Color against White World-Supremacy", 1919 (Der farbige Aufstand gegen die weiße Weltherrschaft).

[2]) Im übrigen erinnern mich die Befürworter der Kolonialpolitik an eine Geschichte aus meiner Kinderzeit. War da ein reicher, alter Herr, der ließ seinen großen Obstgarten jahrelang offen und unbewacht. So kamen denn alle Knaben der Umgebung dorthin, um Äpfel zu stehlen. Es geschah jedoch in einem Sommer, daß rings um jenen Garten eine hohe Verplankung errichtet wurde. Da sagte einer der Knaben zu seiner Mutter: „Wo werden wir nur jetzt die Äpfel stehlen, da wir in den großen Garten nicht mehr hineinkommen können?" — „Jetzt werden wir die Äpfel kaufen", entgegnete die Mutter. — — Genau so ist es mit den Kolonialprodukten: die Europäer haben sich daran gewöhnt, sie zu stehlen; sie werden sie aber in Zukunft kaufen müssen.

Digitized by Google

werde durch Blut..... Alles, was man gegen die Todesstrafe anführt, ist reine Sophisterei." (Bd. II, S. 427, 428.)

„Strafe muß sein — die Strafe trägt ihren Zweck in sich selber, sie ist die Sühne der begangenen Rechtsverletzung" (Bd. II, S. 424) [1]).

„Sogar in bürgerlichen Kreisen kommt man über das Duell nicht hinweg" (Bd. II, S. 369).

Natürlich ist Treitschke auch von dem Prinzip des Privatgrundeigentums entzückt und er preist ausdrücklich dessen schroffste Form:

„England hat die Unveräußerlichkeit des Grundbesitzes lange Zeit festgehalten. Hier erbt kraft dieses alten Herkommens der älteste Sohn den gesamten Grundbesitz und einen großen Teil des beweglichen Vermögens. Nur daher, durch die fideikommissarische Primogenitur, hat England seine Latifundien" (Bd. I, S. 268).

Wir dagegen, von unserem demokratischen Standpunkte aus, können das Anerbenrecht nur verwerfen und im Privatgrundeigentum nichts anderes sehen, als eine Säule des Gewaltsystems. Wenn daher Treitschke bezüglich der Enterbten meint, es handle sich da nur um eine „demagogische Phrase" und wenn er anschließend die Frage aufwirft: „Wer hat sie denn enterbt, wo haben sie ihr Erbe früher gehabt?" (Bd. I, S. 387) — so kann uns die Antwort nicht schwer fallen: An dem Tage, an welchem der erste Bauer einen Zaun zog und erklärte, dieses Stück Land gehöre ihm, und wenn jemand hereinsteigen wollte, so würde er ihm mit der Waffe begegnen, an jenem Tage sind die übrigen Menschen enterbt worden, und als jener erste Privatgrundeigentümer sein Gut dem ältesten Sohne vermachte, da sind auch seine jüngeren Kinder zu Enterbten geworden. Und dieser Fluch wird sich fortschleppen, bis die Nation, die große Mutter, einst alle Kinder um sich versammelt und ihnen durch die Bodenreform wieder gleiche Rechte gibt. Bis dahin sind sie enterbt — und die Töchter noch mehr als die Söhne; denn das Verlangen nach einem Ruheplätzchen, nach einer gesicherten Heimstätte ist beim Weibe viel stärker entwickelt und viel tiefer begründet, als bei uns gerne schweifenden und abenteuernden Männern.

Als Mensch hat aber Treitschke die traurige Lage unserer Industriearbeiterschaft erkannt und sich in folgender treffender Weise darüber ausgesprochen:

„Ohne rechtliche Kraft und doch der Sache nach entsteht durch die Arbeit in der Fabrik für den einzelnen eine glebae adscriptio. Die Lebensweise der zu einer Fabrik gehörigen Arbeitermenge ist tyrannischer gebunden, als sie es in den Zeiten der Leibeigenschaft war" (Bd. I, S. 383).

Er gibt auch zu, daß der demokratische Gedanke, „etwas Erhabenes" an sich habe (Bd. II, S. 250); aber als Theoretiker vermag er sich trotzdem von seinen reaktionären Tendenzen nicht freizumachen. Das allgemeine Wahlrecht will er zwar nicht mehr abschaffen, aber er nennt es ein „unsinniges Recht" (Bd. II, S. 179); er verteidigt auch die indirekten Steuern, diese Vampyre am Körper der Allerärmsten (Bd. II, S. 463), und bekämpft den Gedanken von der absoluten Freiheit der Wissenschaft, indem er sagt:

„Die Verkündigung eines Satzes wie: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei, bedeutet an sich juristisch noch gar nichts..... Denn das behauptet keiner mehr, daß ein solcher Satz alle bestehenden Gesetze breche, und daß nun jeder beliebige Mensch jede beliebige Schule gründen könne" (Bd. I, S. 165).

[1]) Hierzu vergl. man die Seiten 201 und 202 dieses Buches.

Digitized by Google

Ich behaupte das allerdings, und ich finde es betrübend, daß auch gescheite Männer sich nur so schwer dazu entschließen können, ihren Mitmenschen Freiheit zu gewähren. — Besonders zurückhaltend zeigt sich Treitschke mit der „akademischen Freiheit", die doch heute eigentlich nur noch ein papierener Begriff ist; Treitschke aber will die Frauen von den Universitäten fernhalten und er begründet dies wie folgt:

„Soll man zwei Klassen Studenten haben, eine mit und die andere ohne akademische Freiheit? Wir dürfen aber den Frauen keine akademische Freiheit geben" (Bd. I, S. 252).

Risum teneatis, amici?

Als geradezu finsterer Reaktionär zeigt sich aber Treitschke dort, wo er von den Fürsten und ihrem Familienleben spricht: Da sagt er:

„Notwendig ist ferner für den Bestand einer Monarchie die streng gesetzliche Regelung der Heiraten des fürstlichen Hauses. Es gilt hier die Dinge politisch zu betrachten, ohne sentimentale Redensarten, ob denn der Hans nicht seine Grete bekommen darf. Das ist im politischen Leben durchaus nicht nötig..... Die Regel der Ebenbürtigkeit für fürstliche Heiraten..... hat ihre guten und tiefen Gründe" (Bd. II, S. 149).

So dachte und lehrte der Theoretiker, aus dessen Schule die jüngeren Staatsmänner des Deutschen Reiches hervorgegangen sind. Es ist wohl klar, daß man mit solchen Anschauungen, die weder zeitgemäß noch konsequent waren, die aber auch gar nicht der arischen Geistigkeit entsprachen, die Lage nicht meistern konnte. Die innerpolitischen Zustände im Deutschen Reiche verschärften sich aber durch das Anwachsen der Proletarierkaste immer mehr und glichen schließlich einem latenten Bürgerkriege. Der 9. November 1918 lag schon in der Luft, und er wäre auch ohne den Schlachtendonner gekommen, nur nicht so schnell. Ein Schüler Treitschkes hat das gefühlt und in zwölfter Stunde ein Buch herausgegeben, das die zum Bersten gespannte Lage grell beleuchtete [1]). Daniel Frymann erkannte mit klarem Blick, daß es zur Rettung des Deutschen Reiches nur noch ein einziges Mittel gab: den Staatsstreich! Das Gewaltsystem konnte nur noch bestehen, wenn es zur Offensive überging.

Frymann erklärt, er sehe, „daß wir an dem Punkte angekommen sind, wo nichts weniger als unsere ganze Zukunft in Frage gestellt ist" (loco citato, S. XIII).

Frymanns Hauptangriff richtet sich gegen die Demokratie und gegen das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Er schmäht den „Frevler" Rousseau wegen seines Gleichheitsgedankens (S. 40) und will es nicht dulden, daß größere Wählermassen den Staat verneinen. Er wagt es, die Freizügigkeit anzutasten (S. 100), und verlangt eine sittliche und politische Zensur (S. 115). Er fordert Unterdrückung der Warenhäuser (S. 63) und will die Juden zum Hochschul-Studium „nur nach dem Verhältnis ihrer Zahl zur Gesamtzahl der Deutschen" zulassen (S. 250).

Daß die Juden am Theaterwesen, an den Warenhäusern und am Hochschul-Studium ungleich stärker beteiligt sind als die bodenständige Bevölkerung, ist eine Tatsache. Dagegen wird man aber mit der von mir empfohlenen Freiheit wirksamer ankämpfen können, als mit den von Frymann vorgeschlagenen Zwangsmaßregeln, die dem arischen Empfinden zuwiderlaufen. Die gänzliche Abschaffung der Theaterzensur würde zu einer reinlichen

[1]) Daniel Frymann: „Wenn ich der Kaiser wär' — Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten", 5. Aufl., 1914, Leipzig, Dieterich-Weicher.

Digitized by Google

Scheidung der Theater führen, vollkommene Gewerbefreiheit würde die Warenhäuser empfindlich schädigen und die Aufhebung aller Prüfungsberechtigungen würde den Hörerschaften der Hochschulen einen ganz andern Charakter geben.

Gegen die unbotmäßigen Elsässer wollte Frymann mit Schärfe vorgehen. Es ist einleuchtend, daß dieser Komplex drakonischer Reformen den latenten Bürgerkrieg zum Ausbruche gebracht hätte, wenn nicht durch einen kriegerischen Zusammenstoß mit anderen Staaten eine Ablenkung geschaffen worden wäre. In der Tat hätten die außenpolitischen Pläne Frymanns zu einem Waffengange führen müssen. Offen erklärte er, das Deutsche Reich sei nicht saturiert, und er wagte es, an Bismarck, den er sonst hoch verehrte, Kritik zu üben, indem er hervorhob,

„daß die zwar ruheselige, aber für ein wachsendes Volk grundverkehrte Auffassung von der deutschen Saturiertheit auf Bismarck zurückgeht, der das Schlagwort geprägt hat. Ihm kam es darauf an, die mißtrauischen Nachbarn nach den gewaltigen Ereignissen seiner drei siegreichen Kriege zu beruhigen und Zeit zum Ausbau seines Werkes zu gewinnen..... Das Schlagwort vom „saturierten" Deutschen Reiche war ursprünglich zu bestimmten politischen Zwecken geprägt, kein dauerndes Programm; es ist bedauerlich, daß Bismarck es mit fortschreitendem Alter aber zum Programm erhob, so daß seine trotzdem bewundernswerte auswärtige Politik rein defensiven Charakter annahm" (S. 6).

Frymann warf den deutschen Staatsmännern vor, daß sie nur das Ziel im Auge hätten, „den Frieden zu erhalten" (S. 6); er hingegen empfahl eine „aggressive" Politik (S. 137), gab zu, daß er den Krieg „herbeisehne" (S. 53) und pries ihn mit folgenden Worten:

„Heilig sei uns der Krieg, wie das läuternde Schicksal..... willkommen sei er uns als der Arzt unserer Seelen, der mit stärksten Mitteln uns heilen wird" (S. 182, 183).

Dringend verlangte er neue Kolonien:

„Man muß doch ins Auge fassen, daß die Zwecke überseeischen Landerwerbs mannigfach sind, je nach den wirtschaftlichen und nationalen Bedürfnissen, denen sie dienen sollen: industrielle Absatzgebiete und Boden für industrielle Rohstoffe brauchen wir, und zwar schon jetzt und unter allen Umständen — daneben aber auch Land zur Ansiedlung Deutscher, für die dereinst das Vaterland wegen Übervölkerung keinen Raum mehr hat" (S. 8).

Kein Zweifel — die Frymannsche Politik mußte schnell zum Kriege führen, aber es ist auch wahrscheinlich, daß der Krieg gewonnen worden wäre, wenn ein so starker und zielbewußter Mann das Deutsche Reich gelenkt hätte. Freilich hätte ein gewonnener Krieg die soziale Frage nicht gelöst, sondern nur neue innere Schwierigkeiten nach kurzer Zeit erstehen lassen, Schwierigkeiten, die an Schroffheit der Gegensätze nur immer bedrohlichere Formen angenommen hätten. Es wäre in größeren Linien eine Wiederholung der Geschichte Roms gewesen, das, nach außen siegreich, in seinem Innersten zusammenbrach; denn am 10. Dezember des Jahres 100 vor Christo, als auf dem großen Markte in Rom die erste Schlacht zwischen den römischen Parteien geschlagen und römisches Blut von römischen Händen vergossen wurde — an jenem Tage ist der unbesiegliche römische Staat an der sozialen Frage zugrunde gegangen. Genau so wäre es in Deutschland gekommen, denn nach einem siegreichen Kriege hätte sich der demokratische Teil des

Digitized by Google

deutschen Volkes keine Freiheitsbeschränkungen mehr gefallen lassen und mit den Waffen in der Hand die Lösung der sozialen Frage gefordert.

Anerkennenswert ist die strenge Konsequenz, mit welcher Frymann seine Reformpläne ausbaute; während andere Antisemiten zwar auch die Juden von der Bekleidung öffentlicher Ämter ausschließen, trotzdem aber zum Heeresdienste im Mannschaftsstande pressen wollten, vertrat Frymann den Standpunkt, daß die Juden überhaupt nicht in das Heer aufgenommen, sondern unter Fremdenrecht gestellt werden sollten. Aber diese in zwölfter Stunde entwickelten Reformvorschläge eines energischen Rechtsradikalen fanden bei jenen, die er retten wollte und die mit Jubel ihn hätten begrüßen sollen, nur ein kleines Geschlecht. Die Kaste, welche damals im Deutschen Reiche den Ton angab, hätte zwar gerne noch geherrscht und in ihrer bevorzugten Stellung das Leben genossen, zu einem Staatsstreiche aber fehlte ihr die innere Kraft. Der Rassenforscher Ludwig Woltmann hat das schon vorher erkannt und schonungslos ausgesprochen:

„Wir sind die letzten, welche die hervorragenden Leistungen der Junkerschaft für die politische Entwicklung Preußens und Deutschlands in Abrede stellen. Aber eine Klasse, die nicht den neuen Aufgaben und Leistungen einer Nation sich anpassen will oder kann, hat nur das Recht — unterzugehen."

Woltmann betonte, daß die Junker weder als Landwirte, noch als Beamte oder Soldaten wissenschaftlich auf der Höhe seien und fuhr fort:

„In der Marine, den Pionier- und Artillerieregimentern sind es fast nur Bürgerliche, welche die Offiziersstellen einnehmen" [1]).

Und wie diese gealterte Kaste weder den Mut zu einem Staatsstreich, noch zu einer „aggressiven" Politik nach außen besaß, so führte sie auch den wider ihren Willen ausgebrochenen Weltkrieg nur zaudernd und planlos, ohne ein die Seele des Volkes ergreifendes Ziel und ohne hohen Schwung. Es ist nicht nötig, hier zu wiederholen, was wir alle selbst erlebt haben. Aber betont sei doch das Fehlen jedes großen Zuges in der Vorbereitung und Eröffnung der militärischen Operationen. Bei unserem Reichtum und unserer technischen Leistungsfähigkeit hätten sich bessere und zahlreichere neue Kriegsmittel bereitstellen lassen, als die paar 42-cm-Mörser, die gerade für die ersten Festungen reichten. Auf dem Gebiete des Flugwesens z. B. hätte Deutschland von Anbeginn eine erdrückende Übermacht entfalten können. Aber der tonangebenden Kaste — mit wenigen rühmlichen Ausnahmen — erschienen die Kavallerieregimenter immer noch vornehmer als die technischen Truppen. Und noch nach Jahrtausenden werden unseren Nachkommen die Tränen in die Augen dringen, wenn sie von der Marne-Schlacht lesen, von dem „miracle de la Marne" (dem Wunder an der Marne — wie es die Franzosen in fassungsloser Überraschung nannten —), von jener weltenwendenden Entscheidungsschlacht, in der unsere einfachen Soldaten aus der „ostischen" Unterschichte sich wie Löwen schlugen, und wo die Entmutigung nicht die Truppe, sondern die Führung ergriff. Schwerstes Verschulden hatte die Führung auf sich geladen, und die Verantwortung dafür trifft nicht nur Einen, sondern Viele, denn Viele hatten daran herumgepfuscht: wenige Tage vor der Marne-Schlacht waren starke Streitkräfte der deutschen Westarmee entnommen und gegen die Russen gesendet worden.

---

[1]) Ludwig Woltmann: „Politische Anthropologie", Jena, Diederichs, 1903, S. 307.

Digitized by Google

Damit war eigentlich unser Schicksal schon besiegelt. Anstatt alle nur irgendwie erreichbaren Kräfte nach Nordfrankreich zu werfen und dorten die Entscheidung zu suchen, ließ man sich irremachen und wollte nicht nur das Elsaß, sondern auch den fernen Osten schützen. Die französische Widerstandskraft mußte vollständig zerschmettert werden und nichts hätte es geschadet, wenn die Russen selbst bis an die Oder herangekommen wären, oder ganz Ungarn überflutet und Wien angegriffen hätten. Den Einwand, daß es leicht sei, nachträgliche Kritik zu üben, lehne ich ab, denn da handelt es sich nicht um nachträgliche Erkenntnisse, sondern um strategische Grundbegriffe. Und dieselbe Führung, die sich nicht getraute, den russischen Einmarsch auszuhalten, hat es aus denselben Gründen seelischer Schwäche auch nicht gewagt, die Marne-Schlacht durchzukämpfen, diese wichtigste Schlacht seit den Tagen Karl Martells, diese Schicksals-Schlacht des Deutschen Reiches, die der arme deutsche Soldat trotz allem doch noch gewonnen hätte! Wenige Worte genügen, um die tragische Gestaltung der Ereignisse zu entrollen: schon hat die Armee v. Kluck sich der Umklammerung entwunden, schon ist die Marne in breiter Front überschritten, schon stehen die Deutschen siegreich auf den Höhen von Sézanne, die französische Mitte zerbricht — da kommt der Rückzugsbefehl. Wirklich furchtbar war das Unglück des deutschen Soldaten im Weltkrieg!

Und ähnlich wie bei der Landarmee ging es bei der Flotte. Auch hier sehen wir die todesmutige Tapferkeit und Hingebung der Kämpfer und das Zaudern der obersten Leitung. Ganz im altgermanischen Geiste verlangten die deutschen Seeleute, vom Großadmiral bis zum jüngsten Matrosen, sofort nach der Schlacht. Sie fühlten, daß der Tag gekommen war, die britische Zwingherrschaft zu brechen und das Meer freizumachen für eine neue Zeit. In heißem, titanischem Ringen sollte wieder einmal erwiesen werden, daß nicht die Schiffe den Sieg erstreiten, sondern die Herzen der Helden. Wie einst bei Salamis, so sollte es wiederkommen in der Nordsee. Doch diese jauchzende Angriffsfreude entsprach nicht den Absichten der deutschen Reichsregierung, die ohne Weltanschauung hin und her schwankend nichts Großes und nichts Ganzes wollte. Tatenlos ließ die Regierung ihre Seehelden in den „Bergwerken der Linienschiffe" verschimmeln und verkommen. Die Helden wurden zu Empörern und die Schiffe gingen nach Scapa Flow.

Während aber das Unheil schon gleich schwarzen Schatten von allen Seiten rings heraufstieg, entwickelte einer der bekanntesten und gewandtesten politischen Publizisten des Wilhelminischen Deutschen Reiches, Paul Rohrbach, noch einmal seine Gedanken über Weltpolitik. Denn die Weltpolitik, die Sucht, auf See und Übersee mit den West-Arioiden zu wetteifern, war eine deutsche Krankheit geworden. Man hatte uns gelehrt, daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, während wir doch zu drei Vierteln ein ausgesprochenes Landvolk sind und unsere lebenbestimmende Stellung auf dem Lande nichts weniger als gesichert war. Bedroht von den riesigen slawischen Heerhaufen und von dem ganzen Elan der französischen Energie, kannten wir nur zwei Sorgen: erstens, ob wir durch ein Bündnis mit England nicht in dessen „Gefolgschaft" geraten könnten, und zweitens, ob es uns wohl gelingen würde, die letzten, noch nicht verteilten überseeischen Brocken zu erhaschen. Ein Inselvolk wird niemals den Kontinent beherrschen, deshalb war die Angst vor englischer Suprematie ein Hirngespinst; was aber die Kolonien anbelangt, so habe ich schon 1912 aus Gründen der Rassenehre und der nationalen Strategie jede

Digitized by Google

überseeische Kolonialpolitik verworfen [1]). Paul Rohrbach vermochte das selbst im Jahre 1915 noch nicht anzuerkennen, denn er wiederholte 1915 noch einmal, was er schon 1912 gesagt hatte:

„Diesem Geschlecht wird es bestimmt sein, die Entscheidung zu erleben, ob wir eine Zukunft als Weltvolk haben, gleich den Angelsachsen diesseits und jenseits des Meeres, oder ob dieses höchste nationale Ziel für uns unerreichbar bleiben wird .....

Deutschland kann sich auf kolonialem Gebiet in einer seiner Größe und seinen Bedürfnissen entsprechenden Weise nicht betätigen, wenn es nicht eine bedeutende Vergrößerung seines Kolonialbesitzes erreicht" [2]).

Rohrbach verwies auf den Orient, Ostasien, Afrika und wollte „den Inhalt unseres Volksgedankens in jene wartenden, zu unendlicher geistiger Empfängnis bereiten Gebiete einströmen lassen" (loco citato S. 90). Er wünschte „Deutsche Weltarbeit" (S. 89), sagte aber nicht klipp und klar, was er darunter verstand. Deutsche Weltarbeit will auch ich, und ich definiere diesen Gedanken mit wenigen Worten: Deutsche Weltarbeit ist die allgemeine Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechtes. Nur wer der Menschheit mit einer Erlösertat zu Hilfe kommt, vermag Weltarbeit zu leisten. So weit waren wir aber damals noch lange nicht. Diejenigen, die uns auf die neue und höhere Stufe der Erkenntnis gehoben haben, das sind die Toten im Weltkrieg!

Der vernünftigste der Rohrbachschen Pläne knüpfte sich an den von Albert Ritter, Albrecht Wirth und anderen deutschen weltpolitischen Publizisten propagierten Gedanken „Berlin—Bagdad", der deshalb Beifall verdient, weil es sich dabei um ein im Einvernehmen mit den Bewohnern der betreffenden Gebiete unternommenes Werk handelte. Die ganze Sache war aber verfrüht, denn das großartige zaristische Gewaltgebäude konnte ohne die Meerengen nicht bestehen. Das orthodoxe, zaristische Rußland mußte nach Konstantinopel und das panslawistische Rußland mußte den Balkanslawen zu Hilfe kommen, wenn es sich nicht selbst aufgeben wollte. Der deutschen Arbeit in der Türkei mußte also ein großer Krieg mit Rußland vorangehen und selbstverständlich auch mit Frankreich, weil dieses ja nur auf den ersten russischen Kanonenschuß wartete, um über Deutschland herzufallen. Die diplomatische Vorbereitung für diesen unvermeidlichen Krieg hat aber vollständig versagt und dies aus rassenpsychologischen Gründen, weil eben der Arier kein Politiker ist. Das deutsche Volk, in dem die arische Geistigkeit den Ausschlag gibt, wird erst dann zu voller Größe gelangen, wenn es für die Menschheit kämpft und auf seine Fahne das Ziel schreibt, die Politik zu überwinden!

Rohrbach aber schien — gleich vielen anderen Deutschen — zu glauben, daß es in der Weltpolitik ein „Recht" gebe, sonst hätte er nicht sagen können, es sei „genug und übergenug, was England, Rußland und Frankreich während des letzten Menschenalters sich angegliedert haben; für das Geschehene beanspruchen wir billige Schadloshaltung....." (S. 24). Seit Beginn der Geschichte ist die sog. auswärtige Politik nicht viel mehr als gemeiner Straßenraub und es bedeutet ein schweres Versäumnis unserer Staatsrechts- und Völkerrechts-Lehrer, daß sie uns das nicht deutlich gesagt haben. Aber die

[1]) „Mischehen, Kolonien, deutsches Neuland" (Politisch-Anthropologische Revue, Bd. XI, S. 10; Januar-Heft 1913.)

[2]) Paul Rohrbach: „Zum Weltvolk hindurch", Stuttgart, Engelhorn, 1915, S. 7 u. 17.

Digitized by Google

Herren waren eben meistens Juristen und „von der Jurisprudenz aus kann man den Staat nicht begreifen", hat einst Ludwig Gumplowicz treffend geschrieben [1]).

Nur wundernshalber sei noch erwähnt, daß Rohrbach im Einvernehmen mit den Amerikanern die japanische Flotte versenken wollte mit der seltsam anmutenden Begründung, Japan müßte „von der in unglaublicher Selbstüberhebung unternommenen Arbeit, den ganzen Osten Asiens unter japanische Vorherrschaft und japanische „Kultur" zu bringen, zurückgescheucht" werden (S. 102). Nun — wer die Weltpolitik biologisch betrachtet und von der Rassenlehre ausgeht, wird über Japan anders denken; ich jedenfalls bewundere die große japanische Nation, die zäh und zielbewußt, schweigsam und tapfer seit Jahrzehnten am Werke ist, um das angestammte Land der mongolischen Menschen von fremden Räubern freizumachen.

Doch kehren wir nach Europa zurück. Niemals war ein großes Volk plötzlich vor so geänderte Verhältnisse gestellt worden, wie das deutsche im Jahre 1919. Mit Recht machte ein Vertreter der Staatsrechtslehre und politischen Philosophie, Axel Freiherr v. Freytagh-Loringhoven, den Versuch, die neue Lage zu erfassen und ihr theoretisch gerecht zu werden. Er nannte sein Buch, das weiten Kreisen des deutschen Volkes Trost und Belehrung spenden sollte, „Politik" und eröffnete es mit folgenden treffenden Bemerkungen:

„Wir stehen gänzlich Neuem gegenüber. Die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen versagen. Es versagen aber auch alle die anderen Wegweiser".

Es versagt vor allem das Schrifttum, es versagt selbst ein so wundervolles Buch, wie Treitschkes „Politik", aus dem früher so Viele Belehrung und Anregung geschöpft haben..... Wir müssen uns in neuen Verhältnissen zurechtfinden, mit neuen Anschauungen auseinandersetzen, wir müssen uns neue Ziele stecken. Diese neuen Ziele aber können wir nur erkennen, wenn wir uns über die Grundlagen des Staatslebens klar werden" [2]).

Mit einer wahren Sehnsucht habe ich damals v. Loringhovens Buch zur Hand genommen. Bald aber mußte ich es enttäuscht wieder weglegen; denn dazu liest man doch im Jahre 1919 nicht ein neues Buch, um wieder den alten Jargon zu hören und um Fehlern zu begegnen, die selbst vor dem Kriege keine Entschuldigung verdient hätten. Weil das Buch aber bezeichnend für eine gewisse Richtung ist und weil es alsbald die erwünschte Lektüre für jene deutschen Politiker bildete, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, so verdient es hier beleuchtet zu werden.

Daß v. Loringhoven die „alten Ideale" preist (S. 44), mag noch hingehen; bedenklicher klingt es schon, daß er zu den alten „Grundsätzen" zurückkehren will (S. 166), obwohl uns diese Grundsätze doch in zwangläufiger Abfolge der Ereignisse zum Zusammenbruche geführt haben; geradezu haarsträubend ist es aber, daß er das Selbstbestimmungsrecht verwirft, es einen „durch und durch ungesunden und unwahren Gedanken" nennt (S. 25) und den kleinen Völkern zumutet, auf die Begründung eigener nationaler Staaten zu verzichten (S. 66.) Wenn der siegreiche Feindbund das Prinzip

[1]) Ludwig Gumplowicz: „Geschichte der Staatstheorien" Innsbruck, Wagner, 1905, S. 75.

[2]) Axel Freiherr v. Freytagh-Loringhoven: „Politik", München, Lehmann, 1919, S. 13.

Digitized by Google

des Selbstbestimmungsrechtes nicht durchgeführt hat, so beweist das doch nichts gegen dieses Prinzip, sondern es beweist nur, daß die Staatsmänner des Feindbundes nicht fähig waren, Erlöser der Menschheit zu werden; politische Raubsucht und Rachbegierde standen ihnen höher als die selbst verkündeten Ideale.

In Widersprüche verwickelt sich v. Coringhoven dort, wo er von der Moral des Staates spricht:

„Selbstverständlich muß die Frage, ob es für den Staat ein Sittengesetz gibt, ohne weiteres bejaht werden. Aber es muß Klarheit darüber herrschen, daß die Sittlichkeit des Staates eine andere ist als die des Einzelmenschen" (S. 30, 31).

Da haben wir das Thema von der zweierlei Moral, das in unserem 42. Abschnitt (S. 156) erörtert worden ist. v. Coringhoven steht diesem Thema hilflos gegenüber, weil er das Selbstbestimmungsrecht und den demokratischen Gedanken verwirft (S. 85) und weil er den Ursprung des Staates, nämlich des alten Klassenstaates (auch des preußischen und des österreichischen), gänzlich verkennt. Die Moral kann nur eine sein. Der Klassenstaat aber hat überhaupt keine Moral; er gestattet sich nach außen alles, was ihm seine Macht erlaubt, und nach innen gerade das noch, was die Unterschichte nicht zum Aufstand treibt; wer das leugnet, der kennt nicht — um mit Ludwig Gumplowicz zu sprechen — den „Naturprozeß der Geschichte". Der neue demokratische Nationalstaat hingegen wird genau dieselbe Moral haben, wie der Durchschnitt seiner Bürger.

v. Coringhoven ist sich — gleich den meisten Staatsrechtslehrern — im Unklaren über den Ursprung und das Wesen des alten Staates. Er verkennt die Elemente der Soziologie und der Ethnologie, sonst könnte er über die Verhältnisse in der Urzeit nicht folgendes schreiben:

„Die Nahrung lieferten Jagd, Fischfang, Viehzucht. Ackerbau in unserem Sinne gab es noch nicht, nur eine regellose, höchst extensive Vorstufe, die sog. wilde Feldgraswirtschaft" (S. 18).

v. Coringhoven glaubt also noch an das alte Schema „Jäger > Hirten > Ackerbauer" und stellt sich vor, die Viehzucht habe schon vor dem Ackerbau bestanden, dieser aber habe mit extensiver Wirtschaft begonnen. Das erweist sich jedoch auf Grund der neueren Forschungen als unhaltbar. Die bäuerliche Kultur ist aus dem Hackbau hervorgegangen, also aus der allerintensivsten Form der Bodenbestellung [1]). Über die mutterrechtlichen Verhältnisse, die mit dem Hackbau eng verknüpft sind, sagt v. Coringhoven gar nichts, obwohl eine grundsätzliche Stellungnahme dazu unumgänglich gewesen wäre; dafür ergeht er sich in folgender Schilderung:

„Nun stellen Sie sich aber jene vorgeschichtlichen Zeiten vor: Die Menschen mit Tierfellen notdürftig bekleidet, Wurzeln, rohes Fleisch, rohe Fische verschlingend, Steine als Wurfgeschosse brauchend. Da soll nun eine Klassenbildung vor sich gehen und eine wirtschaftlich stärkere Klasse soll eine andere wirtschaftlich schwächere Klasse unterjochen. Man braucht nur über sehr wenig Vorstellungskraft zu verfügen, um sich zu sagen, daß von derartigem nicht die Rede gewesen sein, daß der Staat

[1]) Hierüber vergleiche man die schöne neue Arbeit von F. Krause „Das Wirtschaftsleben der Völker" (Breslau, Ferdinand Hirt, 1924) und die zustimmende Besprechung von O. Reche in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien", Jahrgang 1926, Bd. 56.

Digitized by Google

so nicht entstanden sein kann. Ebenso klar ist, beiläufig bemerkt, daß das Leben damals alles andere als schön und sorgenfrei war" (S. 16).

Die Gesellschaft, die uns v. Loringhoven hier vor Augen führt, gehört der Jägerzeit an. Nun, in der Jägerzeit ist natürlich kein Staat entstanden, das behauptet ja auch niemand; in der Jägerzeit gab es nur Sippen, totemistische und Connubial-Verbände, aber keinen Staat. Wenn jedoch v. Loringhoven annimmt, die Menschen seien damals nur schlecht bekleidet gewesen und hätten ein elendes Leben geführt, so täuscht er sich sehr. Was wir von den Jägern des Magdalénien in Europa wissen, spricht für ein reich entwickeltes Leben mit hoher Kunstentfaltung und für sorgsam zubereitete Kleider (denn anders kann man die vielen Nadel-Funde nicht deuten). Auch die Eskimo, die eben eine Art Magdalénien-Kultur besaßen, haben vor Ankunft der Europäer ein sehr glückliches Leben geführt und an gut gearbeiteten Kleidern, Werkzeugen, Waffen und Kajaks gar keinen Mangel gelitten.

Der Entstehung eines Staates hingegen muß die Bodenbestellung vorausgehen. Erst wenn irgendwo der Boden von einer seßhaften Bevölkerung bearbeitet wird (archäologisch gesprochen also nicht vor dem Neolithikum), kann ein Staat sich bilden. Die seßhaften Landwirte (seien sie nun Hackbauer oder pflügende Ackerbauer) werden von einer schweifenden Kriegerhorde, die wir uns so vorzustellen haben, wie die Schwärme der Völkerwanderungszeit, überfallen und unterjocht. So entsteht die „Gewalt- und Rechtsorgani-organisation des Staates". Ludwig Gumplowicz, der diese rein naturwissenschaftliche Theorie zuerst aufgestellt hat, sagt ausdrücklich:

„Zur Entstehung eines Staatsorganismus, und wenn auch des niedrigsten und primitivsten, bedarf es immer eines gewaltsamen Zusammenstoßes zweier Rassen, von denen die eine die herrschende, die andere die beherrschte wird" [1]).

Diesen Lehrsatz stellte Gumplowicz schon am 23. September 1875 in der 48. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Graz auf, als er hier seinen Vortrag „Über das Naturgesetz der Staatenbildung" hielt. Gumplowicz erläuterte seine Theorie wie folgt:

„Sind die Sieger über die Stufe des Kannibalismus bereits hinaus und trachten sie, die erlangte Herrschaft dauernd zu erhalten, so schreiten sie zu einer solchen Organisierung derselben, welche ihnen die dauernde Ausnützung des gegründeten Herrschaftsverhältnisses gestattet. Dies geschieht mittelst staatlicher Einrichtungen" (loco citato, S. 180).

„Sollte der Ackerbau einen größeren und lohnenderen Ertrag liefern, sollte er ein frei und sorgenlos anderen Beschäftigungen oder der freien Muße gewidmetes Leben ermöglichen: dann mußte die Benützung oder, wie die Sozialisten es nennen, „Ausbeutung vieler durch wenige" Platz greifen..... Mußten einmal Menschen in großen Massen zu diesem Zwecke „ausgebeutet" werden....., so konnte es nach dem Prinzip des Syngenismus gar keinem Zweifel unterliegen, daß zu diesem Ausbeutungsobjekte ein fremder Stamm, irgend welche fremde Bevölkerung verwendet werden mußte. Das ist der tiefere in der Natur der Sache liegende Grund, warum überall, wo eine höhere Stufe landwirtschaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei ethnisch-heterogenen Berufsklassen der Bauern und Herren entgegentreten" (S. 213).

[1]) Ludwig Gumplowicz: „Der Rassenkampf" (Soziologische Untersuchungen), 2. Auflage; Innsbruck, Wagner 1909, S. 395.

Digitized by Google

Mit Recht verweist Gumplowicz auf Aristoteles, der in seiner „Politik" (I., 1) ausdrücklich gesagt hat, Bürger und Sklaven seien nicht ὁμογάλακτοι, d. h. nicht vom gleichen Stamme; besonders auffällig ist es, daß Aristoteles, wie die Wahl des Ausdrucks vermuten läßt, auf mutterrechtliche Ursippen hinzudeuten scheint.

In Anwendung seiner Theorie auf die Geschichte schildert Gumplowicz die Entstehung Österreichs wie folgt:

„Deutscher Adel unter Führung deutscher Fürsten dringt von Deutschland nach Osten vor, besetzt die „östlichen Marken" des Reiches, beherrscht die dort ansässige slawische Bevölkerung, zieht langsam aus dem deutschen Heimatlande immer mehr Verstärkung an sich, breitet seine deutsche Herrschaft immer mehr nach Osten über slawische Völkerschaften aus, verbindet sich naturgemäß mit der eine ähnliche Stellung im Osten einnehmenden magyarischen Rasse zu gemeinsamer Herrschaft über die niedriger stehenden und staatlich minder entwickelten slawischen Völkerstämme. Das ist das Wesentliche an der Entstehung des österreichischen Staates" (S. 365).

Den Kriegeradel nennt Gumplowicz „den feurigen Kern des ursprünglichen Staates" (S. 370). Dies paßt ganz besonders auf Preußen, von dem doch jeder Volksschüler weiß, daß es mit dem Schwerte geschaffen worden ist und daß die bevorzugte Stellung seiner adeligen Oberschichte noch bis zum November 1918 deutlich erkennbar war[1]). Wie sehr es aber in Preußen schon gärte und wie unsicher die Stellung der alten Oberschichte geworden war, hatte Gumplowicz gleichfalls erkannt, deshalb zitierte er (auf S. 528) aus Naumanns „Kaisertum und Demokratie" die Stelle:

„Die alte Herrenschicht von etwa 24 000 Köpfen ist in Verteidigungszustand geraten und benützt nun alle möglichen Mittel, um sich in einem demokratisch werdenden Zeitalter über Wasser zu halten."

Das alles wirkt sicherlich ungemein klar und überzeugend. Trotzdem will v. Loringhoven die Staatstheorie von Gumplowicz nicht gelten lassen und versucht sie mit folgenden Ausführungen zu widerlegen:

„Seiner (Gumplowicz') Ansicht nach ist der Staat dadurch entstanden, daß ein Stamm den andern besiegte und unterjochte, seine Angehörigen zu Sklaven machte und auf den Trümmern des niedergeworfenen Staates ein neues Gemeinwesen gründete. Zweifellos, derartiges hat sich in der Geschichte häufig genug abgespielt, aber es heißt, die Sachlage gründlich mißverstehen, wenn man meint, daß auf solche Weise ein Staat gegründet wurde, dem die Sieger als Oberschicht, die Besiegten als dienende Klasse angehörten. Der Sklave war selbst in geschichtlichen Zeiten noch immer nur Gegenstand, niemals Persönlichkeit. Deshalb war er auch nicht Mitglied des Staatswesens. Der Staat wurde gegründet von den Eroberern und bestand nur für sie. Die Besiegten aber standen außerhalb des Staates oder, wenn man will, unter dem Staat, aber nicht im Staat. Deshalb ist es auch falsch zu sagen, der Staat sei durch Unterjochung entstanden" [2]).

Hier ist Falsches und Richtiges durcheinander geworfen. Der Sklave hatte keine politischen Rechte, aber er bildete dennoch einen integrierenden

---

[1]) Ausdrücklich schrieb auch Treitschke: „Der Adel ist seinem Ursprung nach der Kriegerstand, dann bei weiter entwickeltem Kulturleben der eminent politische Stand." („Politik", Bd. I, S. 303.)

[2]) Axel Freiherr v. Freytagh-Loringhoven: „Politik", München, Lehmann, 1919, S. 16, 17.

Digitized by Google

Teil des Staates, weil der Staat ohne ihn nicht bestehen konnte. Was wäre aus der preußischen Oberschichte geworden, wenn man ihr bald nach ihrer siegreichen Ausbreitung über den Osten Deutschlands das ganze bodenständige Volk weggenommen hätte? — Sie wäre um Jahrtausende zurückgefallen und hätte sich wieder in eine Jägersippe verwandelt. Das ist aber kein Staat! Gerade das Vorhandensein von Staatsangehörigen ohne oder mit geringeren politischen Rechten ist charakteristisch für den Klassenstaat, d. h. für den Staat im historischen Sinne. Dieser beginnt mit der Unterwerfung einer Sippe von *ὁμογάλακτοι* durch einen fremden Kriegerschwarm, der die Besiegten zu Ackerknechten macht. Später ist der soziale Gegensatz weniger schroff, aber der Unterschied im Ausmaß der politischen Rechte bleibt. Er endigt erst mit der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts. In dem Augenblicke, wo das geschieht, ist der tausendjährige Gegensatz, der als Rassenkampf begonnen und als Klassenkampf geendigt hat, endlich begraben, aber begraben ist auch der alte Staat. Deshalb sagte ich ja, daß die Einführung des allgemeinen Wahlrechts „politisch" ein Fehler gewesen sei, menschlich edoch eine große Tat.

Die Gründung des Klassenstaates, d. h. des normalen Staates (wie wir ihn aus der Geschichte kennen) bedeutet den Untergang der alten Freiheit, die Einführung des allgemeinen Wahlrechts aber bedeutet den Untergang des alten Staates. An seine Stelle tritt (ganz im Sinne der einstigen Sippe von *ὁμογάλακτοι*) der neue demokratische Nationalstaat. Klassenstaat und Familie sind unvereinbarliche Gegensätze: Die Entstehung des Klassenstaates ist ein Gewaltakt und bedeutet den Tod einer Familie, das Wiedererwachen des Familienprinzips aber unter den Fittichen der Nation, der großen Mutter, die alle Angehörigen mit gleicher Innigkeit umfaßt, bedeutet den Tod des auf Gewalt beruhenden Klassenstaates.

Das ist es aber eben gerade, was v. Loringhoven nicht gelten lassen will; darum schreibt er:

> „Nicht die Gewalt hat den Staat geschaffen, wie die Staatsfeinde verkünden, um ihn verächtlich und verhaßt zu machen. Der Staat ist das Erzeugnis eines tiefinneren Dranges, der in jeder Menschenbrust lebt, und der leben wird, solange es Menschen gibt. Denn allzu wehrlos steht der Einzelne da, solange er allein auf sich gestellt ist, und nur im Zusammenschluß mit seinesgleichen vermag der Mensch geistig, sittlich und wirtschaftlich zur Entfaltung zu gelangen. Der Zusammenschluß aber ohne Schaffung einer alles ordnenden und regelnden Macht ist nicht möglich" (loco citato, S. 23, 24).

Hier verwechselt v. Loringhoven den Staat mit der Gesellschaft. Nicht nach dem Staate sehnt sich der Mensch, sondern nach seiner Sippe, nach seinem „syngenetischen Kreise", nach der Gesellschaft, zu der er gehört, nach seinem Volke, nach seiner Rasse, nach der großen Mutter, die ihn schützend hegt und pflegt. Und wie jeder Verein seine „Ordner" hat, welche die Freiheit wahren, so bedarf auch der Nationalstaat einer Exekutive; ihr Wirken wird aber himmelweit verschieden sein von dem, was man im historischen Sinne „Politik" nennt. Die „Politik" war ja eben das Unanständige, sie war die Mentalität des Staates, sie war das, wodurch sich die Moral des Staates von der Moral des Einzelmenschen unterschied. Das ganze Sinnen und Trachten der Menschheit ist aber seit der großen französischen Revolution mit Inbrunst darauf gerichtet, den „Staat", d. h. den historischen Klassenstaat,

Digitized by Google

und die „Politik", diese Archaismen und Anachronismen, endgültig zu überwinden.

Treitschke hat gelehrt, daß der Staat Macht sei:

„So deduziert der Historiker aus dem Leben und der Geschichte der Staaten, daß der Staat Macht ist, daß alle bürgerliche Gesellschaft Klassenordnung ist usf. [1])."

Der Klassenstaat braucht seine Macht, um für „politische" Ziele zu kämpfen und wenn er kämpft, ist sein Bestand in Gefahr, denn mit der Macht des Klassenstaates steht und fällt er selbst. Auch der Nationalstaat bedeutet eine Macht und auch er wird kämpfen, aber nicht um seinen Bestand; sein Bestand ist unabhängig vom Ausgang der Schlachten, er kann nur gestört, aber nicht zerbrochen werden. Der Nationalstaat kämpft um seine Ehre, denn — wie einst unser Schiller geschrieben — „nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre".

Nur kurz und beiläufig sei noch erwähnt, daß v. Coringhoven auch den Begriff der Strafe verteidigt; es sei „Vergeltung" meint er (S. 151) und die Todesstrafe hält er für so unentbehrlich, daß er sogar die Möglichkeit eines Justizmordes gelassen hinnimmt:

„Sollte sich derartiges doch einmal ereignen, so wäre das eben ein Opfer, dessen Notwendigkeit zu bedauern ist, das dem Staatswohl aber gebracht werden muß" (S. 153).

Dazu gehört nun freilich ein „politisches" Gemüt und man glaubt es dem Verfasser ohne weiteres, daß er der Nachkomme von Staatsgründern ist. Nicht „politisch" gefühlt hat er aber dort, wo er die Ansicht ausspricht, England sei durch „Ungeschicklichkeiten verärgert" worden (S. 177); so empfindsam sind englische Staatsmänner nicht; was sie wirklich „verärgerte" war etwas Reales: es war die deutsche Schlachtflotte!

Selbstverständlich preist v. Coringhoven das Duell, und er fürchtet für das „gesunde Selbstbewußtsein des Mannes" (S. 197), wenn das Duell aufhörte. Da möchte ich ihn doch fragen, wie er sich das Selbstbewußtsein bei solchen Völkern erklärt, die den Zweikampf nicht ausüben. Endlich sei betont, daß der Zweikampf schon vom langobardischen Rechte verworfen wird und daß ihn heute gerade jene Nationen pflegen und bewundern, die wenig arisches Blut besitzen.

Immer wieder schimpft v. Coringhoven über das „Verbrechen des 9. November" (S. 9, 174). Er sollte sich lieber bemühen, den 9. November verstehen zu lernen, denn der 9. November ist nur der Schlußpunkt einer lapidarischen Entwicklungsreihe. Drei erschütternde Tage kennt die Geschichte des Wilhelminischen Deutschen Reiches: den Tag, an welchem Bismarck das allgemeine Wahlrecht bewilligte, den Tag, an welchem Bismarck entlassen wurde, und den Tag an der Marne! Der 9. November 1918 aber ergab sich von selbst. Darum kann ich es auch nicht verstehen, daß v. Coringhoven sich für einen neuen Kaiser aus Hohenzollern-Stamm begeistert (S. 121); nach meiner Auffassung hat die Dynastie Hohenzollern durch die Entlassung Bismarcks die Grundlagen ihrer ferneren Daseinsberechtigung zerstört, und sie hat sohin abgedankt.

Nach der Tragödie das Satyrspiel. Manche Leute sind unbelehrbar. In Nr. 230/231 der „Münchener Zeitung" vom 21. August 1926, S. 14, konnte man lesen:

---

[1]) Heinrich v. Treitschke: „Politik", Bd. I, S. 11.

Digitized by Google

„Eine äußerst überraschende Nachricht, die einer gewissen Sensation nicht entbehrt, war während der Karlshorster Donnerstag-Rennen Tagesgespräch der interessierten Kreise. W. Sulzberger ist aus seiner Stellung als Trainer am Rennstall der Herren R. Haniel und Graf A. Arnim ausgeschieden. Da W. Sulzberger für die beiden Herren, von denen Graf A. Arnim Präsident des Union-Klubs und R. Haniel Präsident des Internationalen Klubs zu Baden-Baden ist, ganz außergewöhnliche Erfolge errang, wirkt sein plötzliches Ausscheiden stark überraschend. Da von offizieller Seite Gründe dafür nicht bekannt gegeben worden sind, geht man wohl nicht fehl, wenn man sein Ausscheiden in Zusammenhang bringt mit dem vielbesprochenen Ankauf des englischen Hengstes Caligula, bei dem seinerzeit W. Sulzberger mitwirkte. Ein Nachfolger für W. Sulzberger ist noch nicht bestimmt, es soll einstweilen eine Trainer-Notlizenz für einen Futtermeister des Stalles oder für Jockey Williams beantragt werden."

Herr W. Sulzberger wird ohne Zweifel ein tüchtiger Mann sein, und somit hätte er sich wohl auch in einem andern Berufe bewährt. Aber eine Gesellschaft, die in dem Ausscheiden eines Trainers und in dem Ankauf eines Hengstes großartige Ereignisse sieht, kann heute nicht mehr ernst genommen werden. Reitpferde und Pferderennen hatten einmal einen Sinn nnd Zweck; heute haben sie gar keinen mehr. Wer das nicht einsieht, der gehört nicht in unsere Zeit. Darum wird auch die Gesellschaft, die im November 1918 zusammengebrochen ist, nie wieder zur Herrschaft gelangen. Ihre Zeit ist vorbei; der Feudalstaat ist tot. Der Feudalstaat war nichts anderes als die germanische Form des Klassenstaates. An die Stelle des prunkenden Feudalstaates und der gepanzerten Kavallerie tritt der schlichte demokratische Nationalstaat mit seinen Gärtnern und Technikern, seinen Fliegern und Pionieren, seinen Tank- und Sturmsoldaten.

Die Entwicklung geht von der staatlosen Ursippe zum Klassenstaat oder Feudalstaat und von diesem durch die Übergangsperiode des Absolutismus zum Nationalstaat, hinter dem schon der Rassengedanke aufsteigt. Oder mit anderen Worten: von der Gewaltpolitik zur Völkergemeinschaft und von dieser zur Rassengemeinschaft, d. h. zur biologisch organisierten Menschheit. Der Nationalstaat aber bleibt unvollkommen, solange er nicht ethisch und wirtschaftlich ausgebaut wird; das geschieht durch jene beiden großen Prinzipien, die seine Stellung gegenüber der Welt und gegenüber den Enterbten regeln: Selbstbestimmungsrecht und Bodenreform. Ohne Selbstbestimmungsrecht muß er bis an die Zähne bewaffnet bleiben und täglich Angriffe gewärtigen, ohne Bodenreform ist er ein Bedrücker der Armen und geht gefährlichen Krisen entgegen. Erst durch die Bodenreform wird im Nationalstaat auch die soziale Frage bereinigt und so die Nation wieder zu einer Familie, zu einem „syngenetischen Kreise" gemacht, gleich der Sippe der Urzeit. Damit ist der soziale Kreislauf beendigt, die Gewaltperiode überwunden und der „Naturprozeß der Geschichte" abgeschlossen. Nun erst vermag die Menschheit höheren Zielen entgegenzugehen.

In diesen Gedankengängen ist alles vorgezeichnet, was die deutsche Nation heute anzustreben hat. Nicht zu den alten, sondern zu neuen Idealen muß sie sich bekennen; diese neuen Ideale sind aber nichts Fremdes, nichts Gekünsteltes, sondern sie sind im innersten Wesen arischer Geistigkeit begründet. Die neuen Ideale waren eigentlich immer schon da und im Unterbewußtsein verankert; daß sie jetzt groß ins Bewußtsein treten, daß sie wegeweisend

Digitized by Google

wie Leuchtfeuer am Himmel unserer Nächte stehen, das verdanken wir den Toten im Weltkrieg! Aus dieser Verpflichtung ergibt sich für uns ein ungeheueres Gebot:

Wir müssen sein frei von Schuld! — Frei von Schuld nach innen und nach außen! Wir dürfen nie mehr in die alten Fehler verfallen, nie mehr den Bruder enterben, nie mehr dem Nachbarn im Grenzgebiet sein Selbstbestimmungsrecht versagen, auch dann nicht, wenn er ein abtrünniger Deutscher wäre, der in Verblendung zum Fremdvolke hinstrebt; mag er gehen — es wird ihn bald gereuen. Das sind heute die allgemeinen Richtlinien deutscher Politik. Im einzelnen mag es oft schwierig sein, das Richtige zu treffen; aber ein Leitgedanke ist da, der alle Zweifel überwindet, ein niemals trügender Leitgedanke, den einst Wilhelm Rohmeder in die schlichten und schönen Worte gekleidet hat: „Es bedarf der Treue gegen das Volk!“ [1]) Fürwahr, aus der Treue gegen das Volk ergibt sich alles, was unseren ferneren Weg bezeichnet. Wenn wir dem Volke die Treue wahren, dann sind wir auch frei von Schuld. Wenn wir dem Volke die Treue wahren, wenn wir so handeln, wie es unser ureigenstes Wesen verlangt, dann werden wir in Bälde die Notzeit überwinden und werden Deutschland emporführen zu neuer Größe und Herrlichkeit.

Man sagt uns nach, daß wir einen Revanchekrieg vorbereiten, gleich den Franzosen von 1871. Das ist ein überwundener Standpunkt. Nichts wollen wir von der französischen Nation! Französisch soll bleiben, wer französisch ist, d. h. wer für Frankreich stimmt. Freiheit auch für euch, ihr unversöhnlichen Tschechen; es ist selbstverständlich, daß ihr euern unabhängigen Staat haben sollt; aber verzichten müsset ihr auf das kleinste deutsche Dorf. Nicht Rache, sondern Freiheit ist die Parole, die hinausklingen soll bis an die Enden der Länder, bis zu den letzten und ärmsten Kongo-Negern und Insel-Malaien. Ob die Unterdrückten Weiße oder Farbige sind — sie mögen nicht verzagen. Das Selbstbestimmungsrecht gilt für alle Menschen, und auch für die Schwächsten und Mißachtetsten kommt einst der Tag, an dem die Ketten brechen. Alle Unterdrückten sollen es hören, sollen es begreifen und jubelnd begrüßen, dieses „Evangelium der Rasse“. Den Imperialisten aber wird noch schaudern vor den Millionen, die marschieren wollen, vor den Heerscharen des Herrn, die kommen, wenn die Stunde ruft!

Aber die Heerscharen des Herrn müssen sein frei von Schuld. „Durch Reinheit zur Einheit,“ hat auch Georg v. Schönerer gesagt. Und so wird es kommen. Wir einfachen nationalen Soldaten, wir besitzen ein Kriegsziel von fleckenloser Reinheit; es ist sehr schlicht und ist sehr groß. Freiheit erstreben wir, Freiheit für das Volk, für die Rasse, für die Menschheit. Wenn wir das erstritten haben, dann lassen wir die Waffen ruhen, denn wir wollen nicht Eroberung, sondern nur Gerechtigkeit. Und Sir Edward Grey, der einst Freiheit versprach, Sir Edward Grey soll noch staunend erkennen, daß wir nicht Lügner werden, wenn wir siegen! (Vgl. S. 114). Das sind wir unseren Toten schuldig, aber auch unserer Zukunft. Auf Deutschlands Tun blickt die Welt, und mit blankem Schilde wollen wir dastehen vor dem Weltgewissen.

Wenn Fritz Lenz geringschätzig von „Allmenschheitsmoral“ spricht [2]),

[1]) Wilhelm Rohmeder: „Das deutsche Volkstum und die deutsche Schule in Südtirol“, Wien, Graeser, 1898, S. 132.

[2]) Baur-Fischer-Lenz: „Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“; München, Lehmann, 1923; Bd. I., S. 427.

Digitized by Google

so entgegne ich ihm, daß es in der Weltpolitik und im Sinne des „Evangeliums der Rasse" nur eine „Allmenschheitsmoral" gibt und keine andere geben kann. Der „Völkerbund" aber, der jetzt als Hüter dieser Moral angesehen werden will, möge das Selbstbestimmungsrecht auf seine Fahne schreiben, sonst fehlt ihm Sinn und Zweck. Ist einmal das Selbstbestimmunsrecht ein anerkanntes Recht der Völker, dann kommt auch die Abrüstung von selbst; alle Kriegsgefahr entspringt ja — wenigstens in Europa — der Unterdrückung von Minderheiten.

Noch ein Gerede geht um aus abgetanen Tagen, ein Gerede, wonach Deutschland die verlorenen Kolonien zurückhaben wolle und zurückhaben müsse. Das wäre ein furchtbarer Verstoß gegen das „Evangelium der Rasse". Ich werde nicht aufhören, vor der Rückerwerbung überseeischer Landgebiete eindringlich zu warnen. Darum freut es mich, daß selbst ein Mann wie Bernhard Dernburg, der frühere Staatssekretär des Reichskolonialamtes, gegenüber der Wiedergewinnung von Kolonien zur Vorsicht gemahnt hat [1]).

Alle wirtschaftlichen Argumente, die man anführt, um die Notwendigkeit des Kolonialbesitzes darzutun, sind hinfällig. Unser Rohstoff-Bezug aus den Kolonien bleibt abhängig von Englands Gnaden; im Frieden können wir alle Kolonialartikel von fremden Völkern kaufen, im Kriege würden wir sie doch nicht erhalten. Ganz verfehlt ist die Befürchtung Spenglers und Günthers, der deutschen Jugend drohe, wenn wir ohne Kolonialbesitz blieben, eine „Verengerung" ihres Gesichtskreises und damit der Verlust jedes weltpolitischen Denkens" [2]). Unser weltpolitisches Denken liegt aber nicht im Kolonialbesitz begründet, sondern in der Rassenlehre und in der neuen weltpolitischen Ethik, die wir den Völkern verkünden.

Ein ägyptischer Kaufmann sagte mir: „Die Vertreibung der Engländer aus Ägypten und Indien ist nur eine Frage der nächsten Zukunft; wir brauchen aber Europäer und wir sympathisieren mit jenem europäischen Volke, das keine Kolonien hat; darum werdet ihr Deutschen künftig überall sein und überall mitarbeiten und mitverdienen, die Engländer aber nicht mehr."

So eröffnet sich auch wirtschaftspolitisch ein neues und vielversprechendes Gesichtsfeld. Aber gleichviel, ob wir durch den Verzicht auf Kolonien materiell gewinnen oder verlieren — Kolonialpolitik ist Raubpolitik; wir aber wollen sein frei von Schuld; dies bleibt das oberste Gesetz.

1921 brachte die „Jugend" eine Arbeit von Arpad Schmidhammer [3]), betitelt „Aus französischen Gräbern"; da sieht man die Schatten zweier deutschen Krieger, die nachts aus ihren Gräbern steigen; einer trägt die Rüstung von 1870, der andere jene von 1918. Unter dem Bilde aber steht:

„Ich starb, als das Reich wir schufen", —
„Mich fällte sein Schicksalstag", —
„Nun laß' uns den Dritten rufen,
der von den untersten Stufen
mit uns es erneuern mag!"

In diesen kurzen Worten liegt ein gewaltiges Epos und eine glanzvolle Verheißung. Denn die „Dritten" sind schon da; zu Millionen stehen sie schon bereit, Hand ans Werk zu legen. Nie war eine Jugend opferwilliger, notgestählter und für neue Ideale empfänglicher als die des heutigen Deutschland. So wird denn dieses Deutschland aus Nacht und Not sich selbst erlösen,

[1]) Im März-Heft 1926 der Zeitschrift „Uhu" (Berlin, Ullstein).
[2]) Hans Günther: „Der Nordische Gedanke", München, Lehmann, 1925, S. 123.
[3]) „Jugend" vom 15. Januar 1921.

Digitized by Google

es wird auferstehen — seiner heiligen Toten gedenkend — durch Treue der Gesinnung und durch Reinheit des Gewissens, es wird sich neu erheben, herrlicher denn je, es wird den übrigen Völkern Europas vorangehen und voranleuchten in die neue Zeit! Erfüllen wird sich in Bälde, was einst der alte Jahn vorausblickend gesagt hat:

„Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuern nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein!" [1])

50. Zusammenfassung.

Non multa, sed multum.

Mit dem Ausspruch Gobineaus: „il s'agit de faire entrer l'histoire dans la famille des sciences naturelles" (es handelt sich darum, der Geschichte ihren Platz im Kreise der Naturwissenschaften anzuweisen) [2]) war die biologische Betrachtungsweise geschichtlicher und soziologischer Vorgänge eingeleitet worden. Sein Lehrsatz von der Ungleichheit der Menschenrassen kam als zweites Moment hinzu, um das, was Gumplowicz später den „Naturprozeß der Geschichte" nannte, noch farbiger und schicksalsvoller erscheinen zu lassen. Im Hinblick auf den Ausgang dieses Prozesses war schon Gobineau ein vollkommener Pessimist. Der Untergang der Edelrasse sollte das Ergebnis sein, die Kultur würde zurückgehen, die Menschen müßten nur noch stumpf und gleichgültig dahinleben. Es waren das die ersten Umrisse einer Theorie, die bei den späteren Rassenforschern immer schärfere Formen annahm und zu der Lehre von der „Entnordung" führte. Ich vertrete demgegenüber gerade die entgegengesetzte Anschauung; ich glaube, daß die arische Rasse auf europäischem Boden beständig wachse und die übrigen mehr und mehr „in ihrem übermächtigen Blute auflöse". Das bleibt aber unverständlich ohne einen gründlichen Einblick in die Anthropologie. Bald nach dem Auftreten Gobineaus begann die Anthropologie eine exakte Wissenschaft zu werden und mit den Hilfsmitteln der Kraniometrie den Längen-Breiten-Index zu errechnen, der das Hauptkriterium der Rasse bilden sollte. Man entdeckte, daß es Menschengruppen mit niederem und hohem Längen-Breiten-Index gab (Dolichoide und Brachoide) und weil die Germanen der Völkerwanderungszeit hervorragend dolichoid waren, so erblickte man darin ein entscheidendes Merkmal der arischen Rasse. Es ergab sich bei weiteren Untersuchungen, daß die Dolichokephalie allmählich zurückgeht, und darin sah man einen Beweis für die „Entnordung". Mongolide Menschen sollten in Europa „eingesickert" sein und in aller Stille, durch „Geburtensieg", die „Entnordung" herbeiführen.

Das alles halte ich für verfehlt. Da der Längen-Breiten-Index bei Mongolen und Südleuten genau dieselbe Schwankungsbreite wie bei den blonden Europäern zeigt, nämlich von 60—100, so ist er überhaupt kein Kriterium der Rasse. Allenthalben aber kann man nachweisen, daß die Auswanderer, Eroberer und Seefahrer einen niedrigeren Längen-Breiten-Index

[1]) Friedrich Ludwig Jahn: „Deutsches Volkstum", Lübeck, 1810. — Neue Ausgabe mit Vorwort von Franz Brümmer, Reclam, Leipzig, S. 22.

[2]) M. A. de Gobineau: „Essai sur l'inégalité des races humaines", Paris, 1853—1855; Tome IV, p. 333.

Digitized by Google

als ihre Mutterbevölkerung haben. Die Dolichoiden bilden also eine Auslese der unruhigeren, unternehmenderen und wanderlustigeren Menschen, während die zurückbleibenden Brachoiden zäher, bedächtiger und bodenständiger sind. Das hat aber mit der Rasse nichts zu tun, und somit erweist sich der Längen-Breiten-Index nur als ein phrenologisches Merkmal. Wenn alle Dolichoiden in Europa und alle Brachoiden in Asien plötzlich zugrunde gingen, so würde deshalb doch die arische Rasse in Europa und die mongolische in Asien unverändert mit all ihren seelischen Eigenschaften weiter bestehen, denn die blonden Brachoiden in Europa sind ebensogut echte Arier wie die dolichoiden Nordchinesen und Japaner echte Mongolen sind. Der Längen-Breiten-Index ist daher für die Klassifizierung der Rassen wertlos. Das Ansteigen des Längen-Breiten-Index bedeutet nicht, daß eine Rasse durch eine andere verdrängt wird, sondern nur, daß die Brachoiden bessere Lebensbedingungen finden als die Dolichoiden (das ist z. B. in allen Ackerbau-Ländern der Fall). Damit erscheint die ganze „Entnordungs-"Theorie eigentlich schon als erledigt.

Eine ungeheuere Bedeutung gewinnt aber der Längen-Breiten-Index in der Soziologie. Da die Dolichoiden überall die schweifenden Eroberer, die Seefahrer und Krieger sind, so bilden sie im Klassenstaate die Oberschichte, während sich die Unterschichte aus den ruhigeren, bedächtigeren und friedliebenderen Brachoiden zusammensetzt. Daher die soziologisch richtige, aber anthropologisch, d. h. im Hinblick auf die Bewertung der Menschenrassen, ganz verfehlte Meinung, die Dolichoiden seien die geborenen Herrenmenschen und Edelinge. Sie bleiben es nur in unruhigen Zeiten; sobald aber geregelte Verhältnisse eintreten, schwingen sich die Brachoiden schnell wieder empor. Das Zurücktreten der Dolichoiden bedeutet nun keinen Verlust für die Rasse als solche, wenn nur die Brachoiden gleichen Stammes sind; das ist aber in weiten Gebieten Mitteleuropas der Fall. Insbesondere bildet Deutschland einen Schauplatz dieses Rassenausgleichs zwischen den arischen Dolichoiden und den arischen Brachoiden. Gerade weil hier die beiden Brudergruppen, indem sie sich vermischen, das arische Wesen neu erleben und in verstärkter Weise zum Ausdruck bringen, gerade deshalb ist Deutschland das wahre Arierland und sein Volk das eigentliche Ariervolk vom Norden bis zum Süden — ein Volk, dessen arische Eigenschaften durch den zunehmenden Ausgleich nur vertieft und vermehrt werden können. Daß die arische Geistigkeit bei keinem andern großen Volke so bestimmend wirkt wie bei den Deutschen, erkennt man besonders klar an ihrer politischen Unfähigkeit. Denn die Gewaltausübung und die dazugehörige politische Mentalität mit der zweierlei Moral sind dem Arier in der Seele zuwider. Darum wird Deutschland nur dann wirklich groß und glücklich werden, wenn es darauf ausgeht, die Politik zu überwinden, wenn es die Fahne der Menschheit trägt und für neue ethische Ziele kämpft.

Aber abgesehen von den anthropologischen Verhältnissen, d. h. von der Stellung des Ariertums in Deutschland, geht hier noch eine Befürchtung um, welche das Aussterben der „Begabten" betrifft. Um diesem vermeintlichen Dahinschwinden der wertvollsten Erbstämme entgegenzuwirken, tritt die „selektive Rassenhygiene" auf den Plan. Es ist nämlich eine unleugbare Tatsache, daß die Angehörigen der sozialen Oberschichte immer und überall weniger Kinder haben, als jene der sozialen Unterschichte, und so gewärtigt man in Deutschland einen baldigen „Geburtensieg" der „unbegabten" Unterschichte über die „begabte" Oberschichte, d. h. den geistigen

Digitized by Google

Verfall der Nation. Die „selektive Rassenhygiene" will nun durch allerhand künstliche Maßregeln das Absterben der Oberschichte verhindern. Umgekehrt verlange ich zielbewußten Schutz der Unterschichte, weil sie nach meiner Überzeugung alle zur Entfaltung unserer Kultur notwendigen Erbstämme enthält und weil ich in ihr das unersetzliche Rhizom, das weitverzweigte Wurzelwerk, erblicke, aus dem die Oberschichte durch einen natürlichen Auslesevorgang immer wieder ergänzt wird. Meine Rassenhygiene ist durchaus demokratisch. Damit stimmen auch meine sozialen und politischen Theorien überein; ich strebe zum absoluten Nationalstaat hin und dieser kann nur demokratisch sein. Die Nation ist die Mutter, und wie der Hausmutter der Garten gehört, so der Nation das gesamte Land. Der Nationalstaat ist physiokratisch und die Bodenreform steht im Zentrum des ganzen sozialen Programms. All diese Forderungen ergeben sich aus der arischen Geistigkeit und sind in der Rassenlehre begründet.

Auch die Stellungnahme zum Christentum ergibt sich aus der Biologie und Rassenlehre. Das Christentum ist urmenschlich und, im Hinblick auf die größere Primitivität des Ariers, ist es ausgesprochen urarisch. In der Seele des Ariers ergab sich jedoch ein Konflikt zwischen seinem Christentum und der durch das Kriegswesen bedingten wehrhaften Weltanschauung. Diesen Konflikt nenne ich das Heliand-Problem. Die ganze politische Entwicklung Deutschlands wird beherrscht und gehemmt durch das Heliand-Problem. Wenn wir aber heute in der Lage sind, diesen Zwiespalt zu überwinden, so verdanken wir das den Toten im Weltkrieg. Eine neue Zeit bricht an und an ihrem Morgenhimmel steht ein durch den Krieg geschaffenes ethisches Prinzip: Das Selbstbestimmungsrecht der Völker! Der Nationalstaat mit der Gleichheit seiner Bürger und mit dem Selbstbestimmungsrecht, das er allen übrigen Menschengruppen vergönnt, ist ein Überwinder der „zweierlei Moral" und steht dem Christentum sehr viel näher, als der Feudalstaat mit seiner Politik, die „den Charakter verdirbt", und seinem eisernen Ideal vom semper Augustus, dem zermalmend vordringenden Herrscher. Abzutun ist der alte Klassengegensatz, abzutun die soziale Frage, abzutun die Politik. Das geschieht durch die neuen Menschenrechte: das Recht des einzelnen auf Freiheit und auf einen Anteil an der Mutter Erde, das Recht der Nation auf Selbstbestimmung und das Recht der Rasse auf den Weltteil, dem sie entstammt. Aus der Rassenlehre wissen wir, daß die Menschen ungleich sind; deshalb können sie aber doch gleiche Rechte haben; das ist ein aus der arischen Geistigkeit sich ergebendes ethisches Postulat.

Die Imperialisten haben aus der Rassenlehre eine geistige Waffe für ihre Zwecke machen wollen; sie erfanden eine „aristokratische Biologie". Ich komme auf Grund der Rassenlehre zu ganz anderen Schlüssen; ich gestalte aus ihr ein Schutz- und Abwehrmittel gegen die Unterdrücker. Die Menschheit — so viel verkannt und verleugnet — wird zum weltpolitischen Begriff; sie besteht aus den auf Grund des Selbstbestimmungsrechtes organisierten großen Rassenverbänden und bildet eine gemeinsame Front gegen die Politiker des alten Stils.

Das ist doch schließlich der Sinn aller Wissenschaft und Philosophie, daß sie uns frei und immer freier mache, innerlich und äußerlich, daß sie uns Schritt für Schritt dem Tage näher bringe, an dem wieder eine Kette bricht. So muß uns auch die Rassenlehre aus biologischer Erkenntnis neue ethische Begriffe bringen und uns Wege weisen zur Befreiung. Der neue Gedanke vom Recht der Rasse auf ihren Weltteil ist ein erlösendes Prinzip, ein

Digitized by Google

Ruf zur Sammlung und zur Auferstehung. Gewaltigster Anstrengungen wird es bedürfen, um die Waffen der Imperialisten zu brechen, die heute mächtig sind auf dieser Erde. Die Menschheit aber war immer da und wird immer da sein und sie wird sich immer zusammenfinden gegen die Bedrücker. Auch diesmal wieder gilt es, die Menschheit zu organisieren und sie zu sammeln um das Banner einer Verheißung. Jede neue Idee bedeutet eine Verheißung; so ist es auch mit dem „Evangelium der Rasse". Langsam wird es die Millionen durchdringen, jene Hunderte von Millionen, die nach Freiheit seufzen. Denn im Anfang ist nur der Gedanke und das Wort, dann aber kommt die Tat. Und die Tat führt zum Weltgericht. Ihre Stunde bestimmt der Herr, der die Gestirne lenkt und der zugleich Schöpfer und Richter ist. Wenn endlich die von ihm gewählte Stunde schlägt, dann ruft er seine Scharen, ruft die Bahnbrecher und Vorkämpfer, ruft auch die Kleinen von den Seinen und verleiht ihnen den Sieg.

So steht es geschrieben in dem althochdeutschen Muspilli, das bekanntlich aus viel älteren nordischen Quellen geschöpft hat:

wenn einst das himmlische Horn ertönet
und der Richter sich auf den Weg macht,
dann erhebt sich mit ihm das gewaltigste Heer
(sô daz himilisca horn kilûtit uuirdit,
enti sih der suanâri ana den sint arhevit,
denne hevit sih mit imo herio meista).

Digitized by Google

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

(Autoren- und Sachregister.)

Abartung 164.
Absolutismus 235.
Abtreibung 200, 201.
Achtstunden-Tag 216.
Ackerbau 67, 71, 72, 74, 94, 110, 137, 163, 210, 230, 231.
Ackerbau (Entstehung) 84.
Adachi 29.
Adamez 101.
Adel (siehe auch Junker) 191, 232.
Adlernase 42.
Ägypten 237.
Ägyptische Rassen 128.
Ärztinnen 217.
Äthiopicus 64.
Äthiopier 108.
Äthiopismus 179.
Afrika 67, 140, 142, 146.
Afrikanersturm 132, 135.
Aggteleker Höhle 70.
Aino 34, 62, 116, 132, 138.
Albanesen 26.
Alemannen 68.
Algesiras 154.
Algier 99.
Alimente 215.
Alkohol 200, 201.
Alkoholmißbrauch 196.
Allokanthus 44.
Alluvium 85.
Alpen 67, 108.
Alpenbewohner 18 (nicht mongoloid) 25.
Alpendeutsche 96.
Alpine Rasse 7, 8, 13, 14, 18, 25, 28, 174, 175.
Alpinus 34, 92.
Alpinus (Terminologie) 7.
Alt-Mediterrane 100, 132, 140.
Alt-Slawen 24, 65, 73, 75.
Amerika 90, 114, 139, 142, 171.
Amerikaner 46.
Ammon 56.
Analphabeten 203, 215.
Anau 89.
Ancylus-See 84.
Anerbenrecht 223.
Ankermann 69.
Annamleute 62.
Anthropo-Soziologie 56.
Antike 148, 199.
Antike (Untergang der) 163.
Antisemiten 115, 145, 226.
Aquiline Nase (Adlernase) 165.
Araber 36, 55, 62, 80, 89, 109, 110, 140.
Arabien 67, 107.
Arbo 54.
Areeiro 133.
Argar 133.
Arier 56, 62, 80, 131, 160, 164, 218.
Arier = Aurignacensis 125.
Arier (Fremdsucht) 96.
— (Gesicht) 25.
— (Haß gegen den) 115.
— (ihre Welt) 141.
— (Psychologie) 43.
— (und Semiten) 107.
— (Urheimat) 129.
— (wer ist einer?) 168, 169.
Ariertum 80, 197.
Arioide 112, 133.
Ario-Primitive 62, 115.
Arische Rasse 117.
Arisien (eine frühneolithische Kultur in Südfrankreich) 101.
Aristokraten 66, 68.
Aristokratische Biologie 160.
Aristoteles 218.
Arktische Kultur 92, 93, 94.
Arktogäa 102.
Armenier 82.
Armenoide 16, 19, 42, 108.
Armenoiden-Hypothese 8.
Armenoide (ungroide Unterschichte der) 109, 139.
Arndt 152, 196.
Arpaden 70.
Askalonien 101.
Askese 151.
Asturien 118.
Aufarten 217.
Aufartung 164, 169, 196, 197, 209, 215.
Aufklärung 204.
Aufnordung 160.
Augenfarbe 164.

Digitized by Google

Aurignacensis 123, 125.
— (Bild) 126.
Aurignac-Raſſe 32, 125, 131.
Ausfuhr 211.
Ausgleich 61.
Ausleſe 184, 185, 196, 202, 217.
Ausleſe-Behinderung 200.
Ausleſe (ſoziale) 56.
Ausrottungstheorie 75.
Auſtralien 138, 141, 177.
Auſtralier 9, 64, 116.
Auſtralierin 13.
Auswanderung 204.
Auswanderungsgeſetz 56.
Autarkie 208, 209, 210.
Autoſelektion (ſelbſttätige Ausleſe, Lebens-ausleſe) 187.
Azylien 85, 133.

Backenknochen (Breite) 24.
Bäcker 210.
Baelz 24, 101.
Baer 34.
Baiwaren 68.
Balkanſlawen 228.
Balynezky-Biruljä 15.
Bandkeramik 88.
Bandkeramiker 72, 120, 121, 175.
— (brachoide) 24.
Barbaren 91.
Basken 83.
Baskiſch 11, 90.
Basler 187.
Baſtarde 113.
Batak 30.
Batwa 9.
Bäuerliche Lehen 205.
Bauernhöfe 216.
Baugründe 210.
Baumleben 129.
Baur 192.
Baur-Fiſcher-Lenz 14, 98, 102, 128, 130, 163, 164, 173, 183, 198, 201, 204, 236.
Bayer 101.
Beddoe 131.
Beecher-Stowe 182.
Befähigungs-Nachweis 207.
Befleckte Begabte 180, 204.
Begabte 195, 197.
Begabung 186, 193, 198.
Behringsſtraße 30, 90.
Belz 75.
Berber 89, 99, 114.
Berbern (blonde) 101, 118.
— 62, 133.
Berechtigungen 206, 225.
Bernhardstal 24.
Bertholon 70.
Berufe (weibliche) 217.
Bevölkerungserneuerung 75.
Bevölkerungspolitik 185.
Bewäſſerung 211.
Bildung 190, 199.
Bimorph (zwiegeſtaltig) 52.
Bioharmonie 143.
Birkner 76.
Birnform 24, 121.
Bismarck 153, 158, 219, 220, 225, 234.
— (Geſicht) 168.
Blonde Brachykephalie 21.
— Nordafrikaner 101.
— Raſſe 52.
— (Statiſtik der) 164.
Blondheit (rezeſſiv, d. h. rückgängig) 18.
— (und Dolichokephalie) 28.
Blumenbach 3, 101.
Blutunterſuchungen 25.
Boas 26, 54, 172.
Bodenanleihen 211.
Bodenreform 45, 205, 208, 220, 235, 240.
Bodenwucherer 210.
Bolſchewismus 145.
Bork 79, 83, 90, 95.
Borreby 14, 54, 135.
Börſenform 119.
Boule 127.
Boyd-Dawkins 135.
Brachoide 3, 67, 108, 163, 239.
— (aus Aſien) 126.
— (Mugem) 133.
— (im Paläolithikum) 77.
Brachykephal 3, 60.
Brachykephale 12.
— (ihre Ausbreitung) 74.
— (in der Landwirtſchaft) 55.
Brachykephalen-Frage 174.
Brachykephalie 13, 15.
— (blonde) 26.
— (kein Raſſenmerkmal) 36.
— (der Bergbewohner) 58.
— (dominant) 78.
Brachykephalismus 78.
Brachykephaliſierung 39, 78, 109.
Brachykran 3.
Bräunlich 59.
Briten 111, 114.
Broca 53, 168.
Bronze 175.
Brüderlichkeit 177, 178.
Brümmer 238.
Bücher 191.
Buddha 148.
Buddhismus 144.
Bugi 30.
Burger-Dillingen 59.
Buſchan 30.
Buſchmänner 64, 80, 139, 140.
Buſchmannoide 100.
Burton 176.

Calori 10.
Camper 3.
Campignien 84, 92, 101, 163.
— (Entſtehung) 133.

Digitized by Google

Campignien-Sprache 83, 90.
Capsien 133.
Capsio-Tardenoisien 132.
Casement 114.
Cassel 193.
Chamberlain 113.
Chancelade 123, 125, 127.
Chamäkephal (flachschädelig) 4.
Chantre 70.
Chapelle aux Saints 124.
Chasaren 145.
Chauvinismus 112, 113.
Chelléen 131.
Chiarugi 10.
China 89, 90, 139.
Chinesen 29, 62.
Christentum 87, 147, 177, 179, 221, 240.
Christian 89.
Christus 148.
City 217.
Clausewitz 218.
Clemenceau 211.
Closson 57.
Coenen 42.
Collignon 21, 57, 70.
Combe-Capelle 126.
Composita 105.
Cornicelius 221.
Coutil 77.
Cro-Magnon 54, 97, 100, 122, 123, 132, 133.
— (Arier) 125.
— (Bild) 126.
— (in Deutschland und Schweden) 136.
Cunningham 193.
Czekanowski 48, 50, 78.

Daenell 180.
Dahn 111.
Dalarna-Typus 136.
Darwin 3, 129.
Deformation 38.
Demokratie 160, 177, 178, 224.
Demokratischer Gedanke 223, 230.
Demokratisches Prinzip 191.
Deniker 48, 97.
Dernburg 237.
Deutschen 96, 160, 218.
Deutschland 239.
Deutsche Politik 218.
— Religion 155.
Deutschtum 94, 162.
Diluviale Menschenrassen 123.
Diluvium 128.
Dinarier 16, 62, 73, 109, 140, 145.
Dinarisch 99.
Dinarische Rasse 13, 14.
Disentis-Typus 14, 18.
Divergenz (Verschiedenheit trotz gleichen Ursprungs) 22.
Dobbertiner 94, 95.
Doctor 207.
Dolichokephal 3, 60.
Dolichokephalie (Langköpfigkeit) primitiv 32.
Dolichokran 3.
Dolichoid 3.
Dolichoide 64, 68, 108, 239.
Dolichoid-Brachykephale 53, 60, 96.
Domestikation 66.
Drawida 83.
Drei-Rassen-Lehre 6.
Driesmans 56, 90.
Dscherba-Rasse 100, 133.
Dscherbiden 131.
Duell 223, 234 (siehe Zweikampf).

Eheverbote 160.
Ehrenfels 179.
Ehrlich 59.
Eickstadt 72.
Einheits-Schule 200.
Eisenbahnen 211.
Einsickerung 12, 39, 50, 73.
Eiszeit 129.
— (Karte) 135.
— (Systematik) 130.
Elholm 84, 127.
Elam 90.
Elektiv 184.
Elektrische Kraftwerke 211.
Eliminatorisch 184.
Ellerbek 94.
Emerson 182.
England 114, 223.
Engländer 115, 222, 237.
Enteignung 210.
Enterbte 223.
Entmischung 71.
Entmordung 39, 45, 51, 56, 161, 187, 192, 238.
Epikanthus 44.
Erbgang 202.
Erbpacht 217.
Erbrecht 184.
Eroberer 78.
Eskimo 14, 29, 30, 31, 50, 62, 64, 65, 139, 147, 158, 231.
Eurafricani 10, 97.
Eurasici 10.
Europa 138, 140, 164.
— (neues) 167.
Europäer 162.
Europäiden 102, 104, 105.
Europaeus 6, 62, 80.
Eurykephal 53, 60.
Euthanasie 201.
Evangelien 150.
Evangelium der Rasse 143, 236, 241.

Fabrik 216.
Familie 233.
Farbige Gefahr 142.
Färöer 66.
Feist 12, 44.

Digitized by Google

Feudalismus 111, 204.
Feudaliſtiſche Oberſchichte 191
Feudalſtaat 235.
Feudalſyſtem 66.
Feuerländer 64.
Finnen 83, 176.
Finnenlehre 91.
Finniſch 95, 96.
Finniſche Merkmale (Schliz) 24.
— Schädel 121
Finno-Indogermanen 94.
Fiſcher, Emil 70.
Fiſcher, Eugen 13, 18, 28, 30, 35, 37, 38, 50, 57, 71, 73, 98, 102, 126, 127, 133, 163, 164.
Flexion 106.
Flotte 227.
Formenlehre 79.
Frankreich 236.
Franz 89.
Frauen 224.
— (ſind brachoider) 76.
— (und Chriſtentum) 149.
Frauen-Anwältin 215, 217.
Frauenland 214.
Freiheit 142, 157, 159, 178, 202, 217, 224, 233, 236.
Freizügigkeit 224.
Fremdſucht 96, 112, 113.
Frets 18.
Freytagh-Loringhoven, v. 229 ff.
Friedrich der Große 149.
Frieſiſche Inſeln 66.
Fritſch 65.
Frizzi 7, 19.
Frymann 200, 224.
Furor Teutonicus 52.
Fürſt 65, 127, 194.
Fürſten 224.

Galiläa 148.
Galley-Hill 123, 125.
Ganghofer 154.
Gartenbau 211, 214.
Gärtnerinnen 217.
Gautypen 72.
Gebirge 71.
Geburtenpolitik 184.
Geburtenrückgang 215.
Geer 85.
Gegenausleſe 198.
Gehirn 4, 10, 144, 165.
— (Längen-Breiten-Index) 59.
Gehirnkapſel 23.
Gehirnſchädel 25.
Gehirnweſen 25.
Geibel 171.
Geiſtige Berufe 205.
Geiſtigkeit 5, 144, 163, 165.
— (ariſche) 196.
Gemeindeumlagen 210.
Gemeingefährliche 201, 202.
Genie 198.
Genitivkonſtruktion 106.
Gennargentu 35.
Gérard de Nerval 167.
Gerba (ſiehe Dſcherba).
Germanen 24, 75, 113, 149, 160, 161.
— (Urſprung) 94.
Germaniſch 95, 96.
Geſellſchaft 233.
Geſchlechtskrankheiten 200.
Geſicht 24, 25.
Geſichtsbildung 24, 25.
Geſichtsprofil 4, 5.
Geſichtsſkelett 23.
Getreide 211.
Getreidebau (ſiehe auch Ackerbau) 174, 175.
Gewalt 147, 148, 191, 218, 233.
— (Vergeiſtigung der) 149.
Gewaltprinzip 221.
Gewaltſyſtem 156.
Gewerbefreiheit 217.
Geyer 185, 187.
Giuffrida Ruggeri 34.
Glockenbecherleute 6, 14, 17, 65, 73, 88, 175.
Glockenbecher-Typus 119, 122.
Gobineau 1, 81, 108, 112, 161, 167, 173, 203, 218, 238.
Goethe 155, 158, 167, 169.
Grant 171 ff.
Grey 114, 236.
Griechen 160.
— (Ausſterben der) 162.
— (Neu-) 165.
Grimaldi-Raſſe 127.
Grönland 139.
Großruſſen 49.
Großwüchſige (ſind dolichoider) 57.
Grotjahn 183.
Gumplowicz 1, 229, 231 ff., 238.
Guanchen 100, 133.
Guizot 159.
Günther 2, 12, 21, 28, 38, 50, 73, 163, 165, 166, 180, 181, 187, 189, 197, 203, 204, 205, 237.
Gurlitt 206.

Haarformen 33.
Haberer 29.
Hackbau 230.
Hahne 144.
Haiti 146.
Halligen 66.
Hamiten 101, 109, 110, 111, 114.
— (ihr Urſprung) 132.
Hamito-Semiten 118, 126, 131, 146.
Hanſen 65.
Harem 179.
Hartnacke 193.
Hauptraſſen 137, 143.
Hauſchild 54.
Hauſer 123, 187.
Hautfarbe 164.

Digitized by Google

Hecker 38.
Heerwesen 203.
Heidelbergensis (Homo) 3, 5, 123, 127.
Heilborn 42.
Heimland 210, 216.
Heimstätten 215, 216, 217.
Heise 180.
Hellenen 88.
— (Aussterben der) 162.
Heliand 152.
— -Problem 147, 221.
Helsingfors 93.
Herrenrasse 65, 177.
Hethitischer Typus 109.
Heterogeneität (Zusammengesetztheit) 27.
Heterozygot 19.
Heterozygotisch 27.
Heu 211.
Hinkelstein (Bandkeramik) 121.
His 18, 36.
Hochbau-Gedanke 90.
Hoernes 35, 69.
Hohenzollern 234.
Hölder 8.
Hommel 105.
Hominiden (Menschenformen) 127.
Homo Aethiopicus 64.
— Alpinus 34, 92.
— — (Terminologie) 6, 7.
— Aurignacensis 123, 125.
— Europaeus 6, 62, 80.
— Mediterraneus 6.
— Meridionalis 62.
— Mongolicus 62.
— Raeticus 67.
— Weddaicus 64.
Homozygot 18.
Humboldt 159.
Hylaia (Waldland; besonders der Urwald am Kongo) 67.
Hyperboreer 62, 67, 100, 108, 110, 116, 117, 196.
— (Osteuropäer) 33.
— (in den Sudeten) 28.
Hyperbrachykephal (sehr breitköpfig) 16.
Hypsibrachykephal (hoch- und rundköpfig) 16.
Hypsikephal (hochköpfig) 4.

Iberer 83, 97.
Idiokinese (Anstoß zur Idiovariation) 185.
Idioplasma (Keimstoff) 197.
Idiotypus (rassenechter Erbstamm) 168.
Idiovariation (Änderung des Idioplasmas und damit des Idiotypus) 185.
Imperialismus 114, 115, 180, 181, 222.
Imperialisten 158, 236.
Inder 88.
Indianer 25, 30, 139.
— (mongolid) 31.
Indien 140, 141, 222, 237.
Indirekte Steuern 223.
Individualismus 160, 204.
Indogermanen 80, 96, 147, 162, 163.
— (Chronologie) 86.
— (dolichoide Auslese) 85.
— (Kultur) 86, 87.
— (Stammbaum) 83.
— -Theorie Sergis 11.
Indogermanisch (Ur-) 106.
Industrie 208, 220.
Inflation 210.
Inselbewohner 66.
Iran 139.
Iranier 81.
Islam 144, 146, 150.
Island 203.

Jägervölker (dolichoid) 66.
Jägerzeit 71, 77, 231.
Jahn 238.
Japan 90, 114, 142, 229.
Japaner 36, 62, 66.
Jesus 148.
Jochbreite 23.
Jordanes 15.
Juden 110, 111, 115, 145, 172, 197, 224, 226.
— (in Amerika) 26, 172.
— (blonde) 101, 118, siehe auch Palästina.
Juden-Nase 109.
Jugendwehr 203.
Junker 226.
Justizmord 234.

Kabylen 41, 101.
Kambodschaner 29.
Kanalisierung 211.
Kannibalismus 231.
Kant 60.
Karleby 120.
— (Bild) 134.
Karpaten 28, 62, 67.
Karthager 110.
Kasten 148.
Kaukasische Rasse 6, 101, 174.
— Sprachen 90.
Kaukasoid 101.
Kaukasus 108.
Kaup 166.
Kebse 150.
Keil (der Brachykephalen) 16.
Keimauslese 188.
Keltenschädel 122.
Kinn 5, 123.
Kjökkenmöddinger (siehe Muschelhaufen).
Klaatsch 25, 33, 123, 125, 127, 128, 135.
— (Streit um) 41.
Klassengegensätze 190.
Klassenstaat 91, 230, 233.
Kleinsiedelung 45, 205.
Kleinwüchsige Mediterrane 100.
Klima-Optimum 129.

Digitized by Google

Koganei 29.
Kolonform 120.
Kolchier 109.
Kollmann 19, 70.
Kolonialpolitik 91, 222.
Kolonialwirtschaft 110.
Kolonien 225, 227, 237.
Kolonisten 65.
— (sind dolichoider) 56.
Komplexion (Einheitlichkeit der Farbenmerkmale) 6.
Kongo-Hylaia (das Waldland am Kongo) 67.
Konstantinopel 228.
Konstanz von Rassen 128.
Konvergenz (Ähnlichkeit trotz verschiedenen Ursprungs) 22, 25.
Kopfindex 60.
Korea 139.
Körperwuchs 52.
Kosmopolitische Gesinnung 170.
Kossinna 1, 39, 76, 81, 84, 85, 91, 95, 119, 125, 127, 135, 173, 175.
Kraftwerke 211.
Kraitschek 7, 42, 43, 47, 53, 73, 80, 91, 96, 102, 188, 197.
Kramer 195.
Kraniologische Polarität 60 ff.
Kraniometrie (Schädelmeßkunst) 4.
Krapina 34, 124, 132.
Krause 230.
Kreta 175.
Kretschmer 106.
Krieg 221.
Kriegeradel 232.
Kriegsziel 219, 236.
Krim-Tataren 15.
Kryptozyg (mit anliegenden Jochbogen) 23.
Kubu 64.
Kuhlenbeck 143.
Kümmerform 50.
Kuppelei 202.
Kurden 62, 82, 139.
Kurdistan 25.
— (Blonde) 118.
Kurzköpfig 3.

Ladiner 20.
Lagoa-Santa 31.
Lamarckismus (Lehre von dem bestimmenden Einfluß der Umwelt) 187.
Landbrücken 128, 135, 139.
Landflucht 203.
Landwirt 210.
Landwirtschaft 205, 208.
Langdon 176.
Lange 200.
Längen-Breiten-Index 2, 3, 12, 32, 37, 51, 52, 54, 238.
— (phrenologisch) 58, 59.
— (variabel) 60.
Langköpfig 3.
Lao-tse 117.
Lappen 14, 64, 92.
Lapouge 1, 53, 56, 64, 76, 88, 93, 131.
Lathamsland 131.
Laughlin 180.
Lautgebung 79.
Lautverschiebung 94.
Lebzelter 46, 54, 160, 184, 185, 187.
Lechtaler 20.
Lehrerinnen 217.
Lenhossek 70.
Lentz 72.
Lenz 44, 163, 164, 169, 173, 179, 183, 187, 189, 190, 198, 199, 202, 204, 205, 206, 207, 236.
Lepsius 69.
Leptorhin (schmalnasig) 7.
Lichtenberg 98, 182.
Lincoln 182.
Lissauer 101.
Litorina 85.
Loringhoven, v. 229 ff.
Luschan, v. 6, 8, 13, 19, 22, 42, 58, 61, 76, 80, 81, 98, 109, 172, 174.
Luschans Brachoiden-Theorie 21.
Luxurieren 110, 133, 136, 169.
Luxus 222.

Mac Garrah 181.
Madagaskar 139.
Madison Grant 171 ff., 187.
Magdalénien 85, 92, 231.
Magyaren 70.
Maitland 110.
Makrolithisch (mit großen Steinwerkzeugen) 84.
Malaien 30, 62.
Malthusianismus 200.
Männerland 214.
Marlinger 37.
Marne-Schlacht 226, 227.
Martin 12, 27, 35, 57, 78.
Masai 47.
Masaryk 43.
Matiegka 69, 75.
Mazzini 156.
Mediterrane 63, 131, 139.
— Rassenfrage 122.
Mediterranea (razza) 97.
Mediterraneus 6.
Megalithleute 90.
Megalithtypus 119, 120.
Mehlis 104.
Melanesier 13.
Meliorationen 215.
Menghin 61.
Menschenfreundlichkeit 177.
Menschenrechte 43, 160, 178.
Menschentum 217.
Menschheit 43, 112, 113, 138, 142, 155, 157, 160, 161, 204, 228, 235, 241.
Menschheits-Gedanke 87, 140, 170.
Menschwerdung 127.

Digitized by Google

Menzel 86.
Meridionale 99, 118.
— Rasse 109, 110.
Meridionalis 62.
Merkantilismus 110, 114, 115, 191.
Merkmal-Verbindungen 120.
Mesokephalie (Mittelköpfigkeit) 16.
Metallzeit (anthropologisch) 122.
Meyer 70.
Mikrolithisch (mit kleinen Steinwerkzeugen) 84.
Minusvarianten 185.
Mischheiraten 177.
Mischlinge 113.
Mittelländische Rasse 97.
Mittelmeer-Rasse 63.
Mittelschule 199.
Modellierung 24, 62, 63, 112.
Modifikation 27.
Molenaar 161.
Mollison 22, 60.
Moltke 153.
Mommsen 176, 177, 208.
Mongolen 13, 29, 31, 51, 54, 62, 94, 172.
— (dolichoide) 29.
— (in Europa) 125.
— (und europäische Brachoide) 23.
— (Gesicht) 25.
— (Ursprung) 138, 139.
Mongolenfleck (Geburtsfleck) 33.
Mongolicus 62.
Mongolid (zum mongolischen Stamme gehörend) 28.
Mongolide 64, 102.
— (blonde) 47.
Mongoloid (mongolenähnlich) 101.
Mongolischer Rassengedanke 142.
Monogamie 87, 149.
Monotheismus 87, 147.
Monroe 182.
Montelius 85, 175.
Moral 230, 233.
— (zweierlei) 156.
Moralprinzip (politisches) 159.
Motoriker 59, 65.
Much 15.
Mugem 74, 133.
Mundarten 79.
Muschelhaufen 85, 94.
Mutation (gleich Idiovariation) 27.
Mutterrecht 40, 201, 230, 232.
Mutterschaft 198, 201, 215.
Mutterschutz 201.

Nächstenliebe 147.
— (Humanität) 87.
Nährstoff-Kapital 211, 214.
Nansen 158.
Napoleon I. 160, 170.
Nase 4, 165.
— (eingedrückte) 115.
Nasenform (aquiline) 112.
Nation 209, 233.
Nationaler Gedanke 167, 215.
Nationalstaat 157, 191, 209, 215, 230, 233, 234, 235.
Naumann 232.
Nazarener 159.
Neandertaler 36, 131, 132.
Neandertal-Rasse 123, 124, 127.
Nebenfrau 150.
Nebenrassen 137.
Neger 47, 64, 126, 160, 172.
Neger (in Amerika) 146.
Negride 102.
Negritos (in Europa) 125.
Negroid 64, 101.
Neolithikum 72, 122.
Neolithische Menschen-Rassen 118.
Nepal 35.
Neuseeland 177.
New York 172.
Nielsen 54, 135.
Nordafrikaner 99.
Norde (neue Bezeichnung für Arier) 162, 181.
Nordeuropäer 126, 127.
Nordische Bewegung 165.
Nordische Ideale 189.
— Internationale 2, 181, 187.
— Rasse 14.
— Seele 164.
Norma verticalis 3.
Norwegen 54, 84.
Norwegische Brachykephalie 66.
Nuba 89.
Numerus clausus 205.
Nyström 53.

Obercassel 132.
Oberschichte 76, 78, 183, 189, 190, 191, 196.
— (verschwindet) 71 (siehe auch „Patrizier").
Ofnet (Schädelfund aus dem Azylien) 24.
Orientalische Rasse 98.
— Zivilisation 89.
Orthognathie (Geradzähnigkeit) 4.
Ostarioide 114.
Österreich 40, 187, 232.
Osthoff 193.
Ostische Rasse 28.
Ostisches Gespenst 45.
Ostjaken 15, 117.
Ostorfer Typus 50.
Ostrasse 39, 49, 73.
— (blonde) 48.
Ostsee-Länder 84.

Paläolithikum 77, 84.
Palästina 118.
Panslawismus 219.
Papua 139.
Papuaner 69.
Paradies 45.
Paratinese (Anstoß zur Paravariation) 185.

Digitized by Google

Paraphorie 185.
Paratypus (durch die Umwelt veränderter Typus) 168.
Paravariation (äußere Veränderung) 195.
Paravariierend (durch Umwelteinflüsse verändernd) 28.
Parklandschaft 129.
Patrizier (Aussterben der) 191.
Peez 87, 107.
Penka 90.
Perser 82.
Persönlichkeit 159.
Peters 188.
Pfahlbau-Rasse 62, 121.
Pfarrhaus (evangelisches) 45.
Pferderennen 235.
Phänotypus (äußeres Erscheinungsbild) 168.
Philosophen-Volk (die Urindogermanen) 86, 87.
Phlegma Raeticum 52.
Phöniker 110.
Phrenologie 59.
Phylogenetisch (stammesgeschichtlich) 123.
Physiokratisches System 209.
Pitten 66.
Planoccipital (mit abgeplattetem Hinterkopf) 15, 17.
Platon 203.
Platyrhin (plattnasig) 7.
Platzgeld 210.
Plau 120, 134, 136.
Ploetz 7, 58, 60, 179, 183.
Pöch 5, 24, 48.
Polarität 51.
Polaritätsgesetz 60.
Politik 113, 114, 156, 157, 165, 218, 228, 233.
Politische Befähigung 218.
— Philosophie 156, 229.
Politisches Moralprinzip 159.
Polland 172.
Polyhybrid 27.
Polynesien 90.
Polytheismus 88, 151.
Population 197.
Portugal 58, 164.
Post 211.
Präslawisch 48, 49.
Předmost 132.
Preußen 219, 226, 232.
Primaten (die vornehmsten Säugetierformen) 148.
Primitivität 150, 157, 218.
Privatgrundeigentum 205, 223.
Prognathie (Schiefzähnigkeit) 4.
Proletariat 205.
Proletarier 215, 217, 220, 224.
Prostitution 201.
Puniertum 111.
Pygmäen 9, 79, 126, 128, 131, 140, 147.

Raeticus 67.
Ranke 35, 58, 60.
Rasmussen 65.
Rassen (ihre Geschichte) 127.
Rassen-Ausgleich 61, 62, 68, 110, 162.
— — (arischer) 96.
Rassenbild 69.
— (eiszeitliches) 131.
— Europas 41.
Rassengeist 143.
Rassenhorst 21.
Rassenhygiene 182, 189, 196.
Rassenkampf 129, 137.
Rassenkarte 117.
Rassenseele 78, 168.
Rassen-Systematik 61.
Rassentod 145.
Rassenverbände 142.
Rationalismus 111, 115.
Ratzenhofer 148, 157.
Raubbau 209.
Raubbau-Gebiete 210, 214.
Reche 6, 24, 48, 50, 54, 62, 78, 230.
Reformen 209.
Reglementierung 200, 201.
Reicher 22, 29.
Reichshaushalt 213.
Reichstag 219, 220.
Reihengräber 10, 24, 64, 136, 161.
Reiter 193.
Religion 143.
— (deutsche) 155.
Religionskarte 144.
Religionskriege 144.
Retzius 3, 36, 60.
Rhizom 163.
Richarz 86.
Ripley 57, 73, 93, 136.
Ritter 228.
Rjäsanleute 94, 116.
Rjäsantypus 48, 121.
Rohmeder 236.
Rohrbach 227.
Rom 110, 225.
Römer (Aussterben der) 162.
— (in Deutschland) 170.
Röse 183.
Rothaarigkeit 50.
Rousseau 169, 224.
Rückzugsgebiete 71, 77 (der Hyperboreer) 136.
Rüdinger 38.
Ruggeri 34.
Ruhr 216.
Rundköpfig 3.
Russen 116.
Rußland 114, 153, 228.
Rütimeyer 18, 36.

Sahara 131.
Sakai 64.
Samojeden 36, 158.
Sanskrit 45.
Sarasin 30.
Sarre 81.

Digitized by Google

Saturiert 225.
Sawitri 87.
Schädelbreite (mittlere) 60.
Schädelformen (Umwandlung) 74.
Schädelindex 60.
Schädeltypen 10.
Scheffelt 53.
Scheidt 15, 73, 122, 126, 133.
Schemann 143, 173.
Schemmel 45.
Schiff 69, 75.
Schlaginhaufen 125.
Schläfenabplattung 63.
Schleicher 78.
Schiller 206.
Schilluch 101.
Schliz 6, 8, 21, 22, 50, 72, 102, 119, 120, 121, 134.
Schmidt 89, 103.
Schmidhammer 237.
Schmidt-Gibichenfels 172.
Schnurkeramik 88.
Schoetensack 3.
Schonen 65, 85.
Schönerer 236.
Schönheitsideal 144.
Schopenhauer 198.
Schöpfungsherd 137, 138.
Schottland 66, 117, 118, 174.
Schrift 203.
Schule 198, 199, 203, 205, 223.
Schulleistungen 188, 193.
Schulzwang 202, 203.
Schurtz 61.
Schutzzölle 209.
Schwalbe 118, 127.
Schwede 63.
Schweden 65, 80, 164.
Schwörer 30.
Seeschiffahrt 66.
Seger 120.
Selbstbestimmung 204.
Selbstbestimmungsrecht 43, 112, 114, 142, 157, 159, 171, 178, 181, 228, 229, 235, 237.
Selektion = Auslese.
Semiten 104, 107, 115, 139.
— (ausgeglichene) 110.
— (Urheimat) 129.
Senegal 47.
Senoi 64.
Sergi 6, 9, 12, 29, 34, 73, 97, 100, 102.
Sergis Ariertheorie 11, 104.
Sergis Mongoliden-Theorie 51.
Siamesen 62.
Siemens 183, 184, 187, 190, 192, 194, 199, 201.
Sith 41.
Sion-Typus 36.
Sittlichkeit 161.
Sizilien 165.
Sizilianer (in Amerika) 26, 140.
Skandinavien 107, 164.
Skepsis 115.
Skeptiker 145.
Sklaven 217, 232.
Sklavenhandel 177.
Sklaverei 88, 148, 149, 176, 209.
Slawischer Typus 48, 50.
Sohntey 67.
Sommer 169.
Sonnenrad 87.
Sonntagsruhe 217.
Soziale Frage 45, 225, 235.
Sozialismus 177.
Soziologie 230, 239.
Spann 51.
Spengler 237.
Spezialisierung 150, 218.
Spezialisten 198.
Sprache 78.
Sprachen (Zweiteilung der) 105.
Sprachentwicklung 95.
Sprachstämme (Urformen) 131.
Sprachübertragung 78.
Squatters 179.
Ssilinitsch 92.
Staat 191, 221, 231.
— (erster) 134.
— Macht 234.
— (Moral des) 230.
Staatsrechtslehre 221, 229.
Staatstheorie 232.
Städte (ungesund) 192.
Städte-Erbauer 91.
Städter (dolichoider) 56.
Status constructus 105.
Steffan 25.
Sterilisierung 198.
Steuern 210.
Stirn 4.
Stoddard 180, 222.
Stoiker 148.
Stoizismus 177, 179.
Strafe 201, 223, 234.
Stratz 32, 164.
Struck 27, 38, 67.
Südarioide 114, 165.
Sudeten 28, 62, 67.
— -Bandkeramiker (brachoide) 24.
Süditaliener 176.
Südleute 118.
Sumerer 11, 83, 175, 176.
Sumerisch 89, 113.
Sundgau-Pforte 132, 170.
Syngenetischer Kreis (Menschengruppe mit Zusammengehörigkeitsgefühl) 233.
Syngenismus (Gefühl des gemeinsamen Ursprungs) 231.
Syphilis 200, 202.

Tacitus 80.
Talmud 145.
Tappeiner 20, 22, 23, 68.
Tardenoisien 84, 133.
Tasmanier 64.

Digitized by Google

Tataren 15.
— (in Deutschland) 187.
Tertiäre Mensch 127.
Teutonicus 62.
Theaterzensur 200, 201, 224.
Thüringen 187.
Tirol 19.
Tiroler (und Mongolen) 22.
Toala 64.
Toda 62, 116, 138.
Todesstrafe 222, 234.
Toldt 7, 35, 75.
Tonking-Leute 62.
Töpferei 72, 84, 174, 175.
Tortur 149.
Treitschke 218, 221 ff., 232, 234.
Truchère 17.
Tschechen 43, 236.
Tschepourkovsky 29, 48.
Tunesien 118.
Turkestan 139.

Ugrier (dolichoide) 34, 50, 94.
Uneheliche Mütter 215.
— Mutterschaft 198.
Ungarn 70.
Ungelernte Arbeiter 182, 194.
Unregelmäßigkeiten 112.
Untergang des Abendlandes 140, 192.
Unterkiefer 5.
Unterschichte 183, 190, 191, 194, 195, 196, 230.
Urindogermanen 80, 86.
Urmenschen 129.
Ursprachen 78.

Variabilität 27.
Vaterrecht (Patriarchat) 40, 86, 150.
Vernegerung 172.
Vernersches Gesetz 95.
Vernordet 54.
Versicherung 214.
Viehzucht 84, 230.
Vielweiberei 150, 178, 179.
Völkerbund 157, 237.
Völkerrecht 156.
Vollneolithikum 72.
Vorbild 204.
Vorderasiaten 13, 17, 19, 53, 69.
Vorderasiatisch 99.
Vorfinnen 94.
Vormensch 148.

Waddell 15.
Walcher 36.
Waldai 15, 117.
— -Typus 48.
Wales 117.
Wahle 72.
Wahlrecht 217, 219, 223, 224, 233.
Wandertrieb 65.
Wanderwellen 138.
Wanen 149.
Wahlwies 17.
Washington 182.
Wauwyler Skelette 125 Anm.
Wedda 64, 138.
Weddaicus 64.
Wehrhafte Typen 148.
— Weltanschauung 149, 151.
Wehrpflicht 202.
Weib (Hochschätzung des) 86, 150, 163.
Weibliche Berufe 217.
Weininger 115, 150.
Weisbach 40.
Weizen 210 Anm.
Weltanschauung 1, 115, 143, 144.
Weltarbeit 228.
Weltkrieg 111, 156, 157, 204, 226, 228, 236.
Weltpolitik 227, 237.
Weninger 5, 25, 80.
Werth 86, 127.
Wertzuwachs 210.
Wessely 95.
Westarioide 114, 146, 174, 181.
Wichdorff 85.
Wien 43, 109.
Wilhelm 117.
Wilke 37, 97, 98, 103.
Wilser 12.
Wilsersche Wellenlehre 102.
Winckelmann 112.
Winkler 11.
Wirth 218, 228.
Wirtschaft 208.
Wirtschafts-Kammer 210.
— -Ordnung 212.
Woguleu 15, 117.
Wohnungsfrage 201, 216.
Wohnplatz-Zivilisation 94.
Wolkenkratzer 115.
Woltmann 1, 14, 58, 102, 137, 191, 226.
Wortzusammensetzung 107.
Wüste (fruchtbar) 100.
Wüstenbildung 129.

Yang-Shao 89.
Yankees 172, 179.
Yoldia-Kultur 92.
Yoldia-Meer 84.

Zaborowski 34.
Zarismus 220.
Zbinden 18.
Zensur 224.
Zionismus 145.
Zivilehe 202.
Zölle 209, 210.
Zonenbecher 119.
Zuchtziele 187.
Zunftwesen 205.
Zweierlei Moral 156, 230.
Zweikampf 222 (siehe auch „Duell").
Zwerge 137.

Digitized by Google

Digitized by Google

K.F. Wolff:

Erster Versuch
einer
Rassenkarte von Eu
auf Grund der neuen Syst

Zeichenerklärung: △ Dolichoide, ⊙

Farbenerklärung

rot: die blonden Arier

braun: die nordischen Brünetten
(Hyperboreer u. Weddoide)

gelb: Mongolen

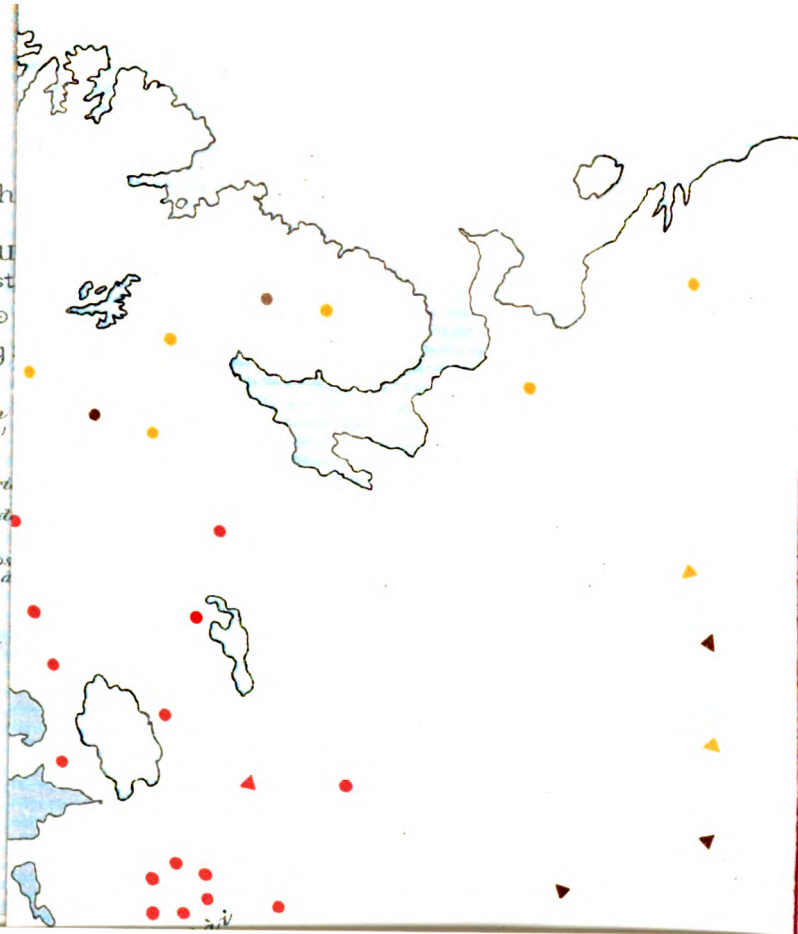
blau: Hamito-Semiten und Dinari

grün: die kleinwüchsigen Alt-Med

schwarz: Negroide

(Hierzu vergl. den 35. Abs
„Die Rassengliederung d
tigen Europäer")

Verlag Curt Kabitzsch Leipzig.



Digitized by Google

Digitized by Google

Vorgeschichtliche Literatur.

Blätter für deutsche Vorgeschichte. Zeitschrift der Danziger Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte. Herausgegeben von Dr. **Wolfgang La Baume**, Danzig. Heft 1. 36 Seiten mit 27 Abb. im Text. 1924. Rm. 1.40
Heft 2. 40 Seiten mit 18 Abb. im Text. 1925. Rm. 1.20
Heft 3. 36 Seiten mit 11 Abb. im Text. 1926. Rm. 1.20
Erscheint in zwanglosen Heften.

Diculescu, Dr. Constantin C., Die Gepiden. Forschungen zur Geschichte Daziens im frühen Mittelalter und zur Vorgeschichte des rumänischen Volkes. I. Band. XV und 262 Seiten mit 10 Abb. im Text, 2 Karten und 1 Tafel. 1923. (Gewicht 460 g). Rm. 6.—

Geigel, Prof. Dr. Alois, Andwaranaut. Über Wissen und Glauben. XI, 106 S. 1914. (Gewicht 310 g). In Leinen gebunden Rm. 3.50
Pergament-Ausgabe (50 Exemplare) auf handgeschöpftem van Geldern-Büttenpapier abgezogen und handschriftlich numeriert. In Ganzpergament geb. Rm. 15.—

Heßler, Carl, unter Mitwirkung von Gustaf Kossinna, Urgeschichte und Besiedelung der Umgegend von Cassel. Ein Beitrag zur Heimatkunde. VI und 68 Seiten mit 20 Abb. im Text. 1920. (Gewicht 120 g). Rm. 1.—

Hoernes, Univ.-Prof. Dr. Moritz †, Das Gräberfeld von Hallstatt, seine Zusammensetzung und Entwicklung. 4°, II und 45 Seiten mit 4 Seiten Abbildungen. 1921. (Gewicht 170 g). Rm. 2.—

Mahr, Dr. Adolf, Die prähistorischen Sammlungen des Museums zu Hallstatt. gr. 8°, 63 S. mit 8 Taf. 1921. (Gewicht 190 g). Rm. 2.—

»Mannus«, Zeitschrift für Vorgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. **Gustaf Kossinna.** Jährlich 2—4 Hefte in zwangloser Folge, die zusammen einen stattlichen Band mit vielen Tafeln und reichlichen Textabbildungen bilden. Einzelne Hefte sind nicht käuflich. Der laufende XIX. Band (1927). RM. 20.—

Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit. Beiblatt zum »Mannus«, Zeitschrift für Vorgeschichte. Begründet von **Gustaf Kossinna.** Herausgegeben von **Martin Jahn.** III. Jahrgang. 1927. Jährlich 6—8 Hefte zu 16 Seiten. Rm. 2.—
Abonnenten des »Mannus« erhalten das Nachrichtenblatt vom 2. Jahrg. an gratis!

Studien zur vorgeschichtlichen Archäologie. Alfred Götze zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Kollegen, Freunden und Schülern. Herausgegeben von Dr. **Hugo Mötefindt.** XVI, 247 S. m. 276 Abb. und 19 Taf. 1925. (Gewicht 620 g, geb. 700 g). Rm. 16.—, geb. Rm. 19.—
Vorzugspreis für Mitglieder der Deutschen Ges. f. Vorgesch. Rm. 12.80, geb. Rm. 15.80

Vorzeit. Nachweise und Zusammenfassungen aus dem Arbeitsgebiet der Vorgeschichtsforschung. Herausgegeben von Prof. Dr. **Hans Hahne.**

Nr. 1, **Lechler, Dr. Jörg, Vom Hakenkreuz.** VIII u. 27 Seiten m. 351 Abb. auf 36 Tafeln. 1921. (Gewicht 280 g, geb. 330 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.50; Vorzugspreis*) Rm. 2.—, geb. Rm. 3.—

Nr. 2, **André, Dr. Julius, Bergbau in der Vorzeit.** I. Bergbau auf Feuerstein, Kupfer, Zink, Salz in Europa. Nebst einem Anhang: Bergmännische Gewinnung von Kalkspat, Ocker und Bergkristall. IV u. 72 Seiten mit 27 Abb. im Text, 179 Tafelabb. und 3 Tabellen. 1922. (Gewicht 230 g, geb. 290 g)
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis*) Rm. 2.40, geb. Rm. 3.40

Nr. 3, **Schulz-Minden, Prof. Dr. Walther, Die germanische Familie in der Vorzeit.** IV u. 37 Seiten mit 26 Abb. im Text. 1925. (Gewicht 150 g). Einzelpreis Rm. 2.50, Vorzugspreis*) Rm. 2.—

Nr. 4, — — **Staat und Gesellschaft in der germanischen Vorzeit,** V u. 51 Seiten mit 31 Abb. im Text und 1 Karte. 1926. (Gewicht 150 g).
Einzelpreis Rm. 3.50, Vorzugspreis*) Rm. 2.80

Nr. 3/4 in 1 Band gebd. (Gewicht 350 g) Einzelpreis Rm. 7.50, Vorzugspreis*) Rm. 6.30

Wahle, Prof. Dr. Ernst, Vorgeschichte des deutschen Volkes. X, 184 S. mit 5 Vignetten. 1924. Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50

Wilke, Georg, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. 84 S. m. 74 Abb. 1921. (Gewicht 150 g, geb. 250 g).
Rm. 2.40, geb. Rm. 3.—

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 1. **Wilke**, Dr. Georg, **Spiral-Mäander-Keramik u. Gefäßmalerei.** (Hellenen und Thraker). III, 84 Seiten mit 100 Abbildungen im Text und 1 Tafel. 1910. (Gewicht 260 g, geb. 370 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis*) Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60

Nr. 2. **Kimakowicz-Winnicki, M. von, Spinn- u. Webewerkzeuge.** Entwicklung und Anwendung in vorgeschichtlicher Zeit Europas. III, 70 Seiten mit 107 Textabbildungen. 1911. (Gewicht 220 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.60

Nr. 3. **Schulz**, Prof. Bruno, **Das Grabmal des Theoderich zu Ravenna** und seine Stellung in der Architekturgeschichte. 34 Seiten mit 34 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. 1911. (Gewicht 150 g, geb. 260 g).
Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50

Nr. 4. **Bartelt**, Rektor Wilhelm, und **Waase**, Mittelschullehrer Karl, **Die Burgwälle des Ruppiner Kreises.** Ein Beitrag zur Heimatkunde. III, 65 S. mit 1 Karte u. 20 Taf., enth. 27 Lageplane, sowie 227 Abb. 1911. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 6.40

Nr. 5. **Kropp, Philipp, Latènezeitliche Funde an der keltisch-germanischen Völkergrenze zwischen Saale und Weißer Elster.** IV, 132 S. mit 167 Abb. u. 2 Kärtchen im Text. 1911. (Gewicht 380 g, geb. 500 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 8.30

Nr. 6. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Die Herkunft der Germanen.** Zur Methode der Siedlungsarchäologie. 3. Aufl. 1926. (In Vorbereitung).

Nr. 7. **Wilke**, Dr. Georg, **Südwesteuropäische Megalithkultur** und ihre Beziehungen zum Orient. IV, 181 S. mit 141 Abb. 1912. (Gewicht 420 g, geb. 520 g).
Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 9.50, Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 8.—

Nr. 8. **Blume**, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. I. Teil: VI, 213 Seiten mit 256 Abb., 6 Tafeln u. 1 Karte. 1912. (Gewicht 650 g, geb. 780 g).
Einzelpreis Rm. 8.50, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 6.80, geb. Rm. 8 80

Nr. 9. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Die deutsche Vorgeschichte** eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. verbesserte Auflage. VIII, 255 Seiten mit 516 Abbildungen im Text und auf 62 Tafeln. 1925. (Gewicht 900 g, geb. 1000 g).
Einzelpreis Rm. 12.—, geb. Rm. 14.40; Vorzugspreis Rm. 9.60, geb. Rm. 12.—

Nr. 10. **Wilke**, Dr. Georg, **Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient u. Europa.** 2. erg. Aufl. VI, 271 S. mit 216 Abb. 1923. (Gewicht 540 g, geb. 660 g).
Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.—; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 8.40

Nr. 11. **Schulz-Minden**, Prof. Dr. Walther, **Das germanische Haus** in der vorgeschichtlichen Zeit. 2. ergänzte Auflage. VIII und 146 Seiten mit 61 Abbildungen im Text. 1923. (Gewicht 300 g, geb. 420 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 12. **Kossinna**, Prof. Dr. Gustaf, **Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit.** I. Der Goldfund von Mellingwerk bei Eberswalde und die goldenen Kultgefäße der Germanen. IX, 56 Seiten mit 17 Tafeln und 24 Abbildungen im Text. 1913. (Gewicht 320 g, geb. 440 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 13. **Lienau, M. M., Über Megalithgräber und lonitige Grabformen der Lüneburger Gegend.** III, 42 Seiten mit 1 Karte, 30 Tafeln und 5 Abbildungen im Text. 1914. (Gewicht 400 g, geb. 530 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 14. **Blume**, Dr. Erich, **Die germanischen Stämme** und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit. II. Teil: Material. Aus dem Nachlaß von M. Schultze. XIII, 212 S. 1915. (Gewicht 500 g, geb. 600 g).
Einzelpreis Rm. 8.—, geb. Rm. 9.50; Vorzugspreis Rm. 6.40, geb. Rm. 7.90

*) Der Vorzugspreis tritt ein, wenn auf die Sammlung abonniert wird oder von den bereits vorliegenden Bänden mindestens 4 verschiedene auf einmal bestellt werden.

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 15. **Wahle**, Dr. **Ernst**, **Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit**, ein prähistorisch-geographischer Versuch. IX, 216 Seiten mit 2 Karten und 4 Tafeln. 1918. (Gewicht 580 g, geb. 750 g).
Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70

Nr. 16. **Jahn**, Dr. **Martin**, **Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit** etwa von 700 v. Chr. bis 200 n. Chr. X, 276 Seiten mit 1 Tafel, 2 Karten und 227 Abb. im Text. 1916. (Gewicht 620 g, geb. 700 g.)
Einzelpreis Rm. 7.50, geb. Rm. 9.—; Vorzugspreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50

Nr. 17. **Åberg**, Dr. **Nils**, **Die Typologie der nordischen Streitäxte.** IV, 60 Seiten mit 75 Abbildungen im Text. 1918. (Gewicht 150 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60

Nr. 18. **Kostrzewski**, Dr. **Józef**, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** I. Teil: XII, 254 S. mit 244 Abb. u. 1 Karte. 1919. (Gewicht 580 g, geb. 700 g).
Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.—; Vorzugspreis Rm. 8.— geb. Rm. 10.—

Nr. 19. **Kostrzewski**, Dr. **Józef**, **Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit.** II. Teil: Material. Mit 118 Beilagen, Verzeichnis der Fundorte und Sachregister. VI, 123 S. 1919. (Gewicht 280 g, geb 400 g).
Einzelpreis Rm. 5.50, geb. Rm. 7.—; Vorzugspreis Rm. 4.40, geb. Rm. 5.90

Nr. 20. **Rademacher**, **Karl**, **Die vorgeschichtliche Besiedelung der Seideterrasse zwischen Rheinebene, Acher und Sülz** sowie insbesondere die Besiedelung des Ostrandes zur fränkischen Zeit. 35 Seiten mit 4 Abb. im Text, 11 Taf., 4 Karten. 1920. (Gewicht 150 g, geb. 290 g).
Einzelpreis Rm. 3.—, geb. Rm. 4.20; Vorzugspreis Rm. 2.40, geb. Rm. 3.60

Nr. 21. **Jahn**, Dr. **Martin**, **Der Reitersporn, seine Entstehung und früheste Entwicklung.** VI, 128 S. mit 90 Abb. u. 1 Taf. 1921. (Gewicht 340 g, geb. 470 g).
Einzelpreis Rm. 5.—, geb. Rm. 6.50; Vorzugspreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50

Nr. 22. **25 Jahre Siedlungsarchäologie.** Arbeiten aus dem Kreise der Berliner Schule. Besorgt von Prof. Dr. **Hans Hahne**. VIII u. 80 Seiten mit 161 Abb. im Text und auf 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 450 g, geb. 580 g).
Einzelpreis Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50; Vorzugspreis Rm. 4.80, geb. Rm. 6.30

Nr. 23 u. 24. **Girke**, Dr. **Georg**, **Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.** VIII, 59, VIII und 129 Seiten mit 76 Tafeln, enthaltend 346 Abbildungen. 1922. (Gewicht 630 g, geb. 770 g).
Einzelpreis Rm. 9.—, geb. Rm. 10.50; Vorzugspreis Rm. 7.20, geb. Rm. 8.70

Nr. 25. **Lienau**, **M. M.**, **Vor- und Frühgeschichte der Stadt Frankfurt a. d. Oder** von den ältesten Anfängen bis zum Jahre 1253. 32 Seiten mit 1 Seite Abb. und 1 Stadtplan. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 240 g).
Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 26. **Kossinna**, Prof. Dr. **Gustaf**, **Die Indogermanen.** Ein Abriß. I. Das indogerman. Urvolk. IV, 79 S. mit 150 Abb. u. 6 Taf. 1921. (Gewicht 240 g, geb. 350 g).
Einzelpreis Rm. 4.50, geb. Rm. 6.—; Vorzugspreis Rm. 3.60, geb. Rm. 5.10.

Nr. 27. **Dutschmann**, **Georg**, **Literatur zur Vor- und Frühgeschichte Sachsens.** VIII u. 32 S. 1921. (Gewicht 100 g, geb. 250 g).
Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40

Nr. 28. **Frischbier**, Dr. **Erich**, **Germanische Fibeln** im Anschluß an den Pyrmonter Brunnenfund. VI u. 102 Seiten mit 1 Abbildung im Text und 14 Tafeln. 1922. (Gewicht 270 g, geb. 400 g).
Einzelpreis Rm. 4.—, geb. Rm. 5.50; Vorzugspreis Rm. 3.20, geb. Rm. 4.70

Digitized by Google

Mannusbibliothek

herausgegeben von Prof. Dr. Gustaf Kossinna.

Nr. 29. Hoech, Baurat G. Th., **Die Eingliederung Indiens in die Geschichte der Baukunst.** VI, 43 S. mit 36 Abb. 1922. (Gew. 120 g, geb. 260 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 30. Strauß, Konrad, **Studien zur mittelalterlichen Keramik.** IV u. 46 S. mit 37 Abb. im Text u. 4 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 2,50, geb. Rm. 4.—; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.50

Nr. 31. Wilke, Dr. Georg, **Die Religion der Indogermanen** in archäologischer Beleuchtung. III, 254 S. Mit 278 Abb. 1923. (Gewicht 500 g, geb. 630 g). Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10

Nr. 32. Ulmgren, Prof. Dr. Oscar, **Studien über nordeuropäische Fibelformen** der ersten nachchristlichen Jahrhunderte mit Berücksichtigung der provinzialrömischen und südrussischen Formen. 2. ergänzte Aufl. XIX und 254 S. mit 9 Abb. im Text, 11 Taf. u. 2 Karten. 1923. (Gewicht 650 g, geb. 800 g) Einzelpreis Rm. 7.—, geb. Rm. 8.50; Vorzugspreis Rm. 5.60, geb. Rm. 7.10

Nr. 33. Albrecht, Dr. Christoph, **Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik** auf Grund der Burgwallforschung im mittleren Saalegebiet. III u. 48 Seiten mit 52 Abb. im Text u. 3 Tafeln. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20

Nr. 34. Diculescu, Dr. Constantin C., **Die Wandalen und die Goten in Ungarn und Rumänien.** V u. 64 Seiten mit 29 Abb. im Text. 1923. (Gewicht 150 g, geb. 300 g). Einzelpreis Rm. 3.50, geb. Rm. 4.70; Vorzugspreis Rm. 2.80, geb. Rm. 4.—

Nr. 35. Schultz, Dr. Wolfgang, Wien, **Zeitrechnung und Weltordnung** in ihren übereinstimmenden Grundzügen bei den Indern, Iraniern, Hellenen, Römern, Kelten, Germanen, Litauern und Slawen dargestellt. XVIII u. 289 Seiten mit 75 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 590 g, geb. 700 g). Einzelpreis Rm. 11.—, geb. Rm. 13.—; Vorzugspreis Rm. 8.80, geb. Rm. 10.80

Nr. 36. Schumacher, Seminarlehrer Paul, **Die Ringwälle in der früheren preußischen Provinz Posen.** IV und 72 Seiten mit 40 Abbild. im Text und 1 Karte. 1924. (Gewicht 170 g, geb. 280 g). Einzelpreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20; Vorzugspreis Rm. 1.60, geb. Rm. 2.80

Nr. 37. Caemmerer Dr. Erich, **Die Alteburg bei Arnstadt i. Thür.** Ein Beitrag zur Kenntnis der Vorgeschichte Thüringens. IV u. 38 Seiten mit 129 Abb. im Text. 1924. (Gewicht 120 g, geb. 220 g). Einzelpreis Rm. 1.50, geb. Rm. 2.70; Vorzugspreis Rm. 1.20, geb. Rm. 2.40

Nr. 38. Krebs, Studienassessor, Albert, **Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen.** III und 59 Seiten mit 6 Tafeln. 1925. (Gewicht 150 g, geb. 260 g). Einzelpreis Rm. 2.50, geb. Rm. 3.70; Vorzugspreis Rm. 2.—, geb. Rm. 3.20

Nr. 39. Wolff, Karl Felix, **Rassenlehre. Neue Gedanken zur Anthropologie, Politik, Wirtschaft, Volkspflege und Ethik.** 240 Seiten mit 40 Abb. im Text, 16 Tafeln und 3 Karten. 1927. gr. 8°. Einzelpreis Rm. 10.—, geb. Rm. 12.50; Vorzugspreis Rm. 8.—, geb. Rm. 10.50

In Vorbereitung:

Nr. 40. Eichhorn, Dr. G., **Der Urnenfriedhof auf der Schanze von Großromstedt.** Etwa 210 Seiten mit etwa 300 Abb.

Nr. 41. Gumpert, Carl, **Das fränkische Mesolithikum.** Steinzeitliche Besiedlung an der fränkischen Rezat und oberen Altmühl im Tardenoisien. Etwa 160 Seiten mit etwa 1200 Abbildungen.

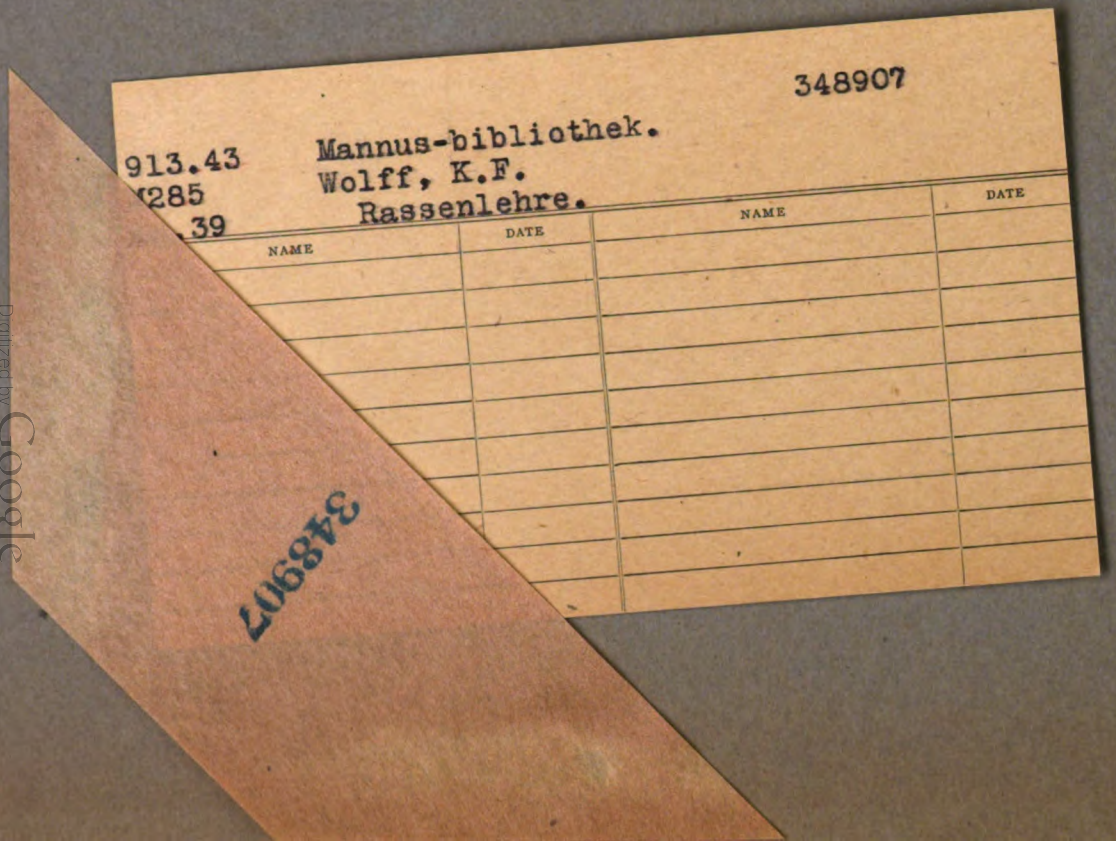
Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google